Hans Retzlaff

# Deutsche Bauerntrachten

Beschrieben von Dr. Rudolf Helm

---

Mit einem Geleitwort

von Prof. Dr. Konrad Hahm

---

Atlantis Verlag / Berlin

Satz und Druck der Offizin Haag-Drugulin AG. in Leipzig
Tiefdruck von Meisenbach, Riffarth & Co. AG., Berlin
Klischees von Fritz Heilmann, Berlin

# Geleitwort

> Es ruht eine unüberwindliche konservative Macht in der deutschen Nation, ein fester, trotz allem Wechsel beharrender Kern — und das sind unsere Bauern. Sie sind ein rechtes Originalstück, dazu kein anderes Volk ein Gegenbild aufstellen kann.
>
> Wilhelm Heinrich Riehl

Die Verstädterung der kunstwissenschaftlichen Wertung hat dazu geführt, daß die gestaltenden Arbeiten und Sachgüter des Bauerntums als zweitrangig, wenn überhaupt als beachtenswert angesehen wurden. Die deutsche Kunstwissenschaft hat sich mit der bäuerlichen Welt so gut wie gar nicht befaßt. Von einer Bauernkunst wird erst seit einem Jahrzehnt zaghaft gesprochen, die großartigen Leistungen des bäuerlichen Hausbaues sind in keiner deutschen Architekturgeschichte anzutreffen, Bauernmöbel, Bauernschmuck und Bauerntracht sind nur zufällig und vereinzelt und oft nur wegen ihrer mißverstandenen Stimmungswerte behandelt worden. Die große von Herder, Möser und dem Freih. vom Stein, den Brüdern Grimm, Jahn, Arndt eingeleitete Volksforschung erschöpfte sich, abgesehen von der gewaltigen Erschließung der deutschen Geschichte in der Behandlung von Sprache, Sage, Märchen und Lied. Die daraus erwachsende deutsche Volkskunde, überwiegend philologisch interessiert, ließ das gewaltige Gebiet der bäuerlichen Sachkultur, der künstlerischen und handwerklichen Schöpfungen unberücksichtigt. Daß sie im Vormarsch der Technik und der städtischen Zivilisation immer rascher zugrunde gingen, schien ihre Nichtbeachtung nur zu rechtfertigen.

Jetzt, wo wir die großartige alte deutsche bäuerliche Kultur endlich als ein unschätzbares Vermächtnis völkischer Sitte und Gesittung erkennen, als ein Ahnenerbe, das Ausdruck und Fortsetzung unserer frühesten Volkskultur ist, jetzt ist das alles historisch, ist endlich museums- und forschungswürdig.

Die neue deutsche Staatsführung hat durch ihr Bekenntnis zu einer völkischen Geschichts- und Kulturauffassung der Erschließung des bäuerlichen Anteils am Lebensbild der Nation den Vorrang eingeräumt. Wir erleben plötzlich eine Überfülle von Veröffentlichungen, die dem Bauerntum, dem Bauernbrauch, dem Bauernhaus, der Bauernkunst gewidmet sind, bevor noch unsere Universitäten und Hochschulen sich entschlossen haben, diese Themen in ihrem Lehrbereich aufzunehmen.

Die Erschwerung einer Stellungnahme etwa der Kunstwissenschaft zur Volks- und Bauernkunst beruhte bisher darauf, daß man als Kunstwert nur die abweichende schöpferische Einzelleistung, das Original, ansah, und weiterhin, daß man nur entwicklungsfähige und ablaufsfähige Kunst- und Stilelemente als Form und Ausdruck geistiger Bewegungen ansah. Dieser städtische Bildungsstandpunkt konnte natürlich dem Wesen bäuerlicher Anschauung, die nicht die Wandlung, sondern die Stetigkeit, nicht den Wechsel, sondern die Dauer als Maß aller Dinge ansah, nicht gerecht werden. Durch diese einseitige Bewertung von Ablaufs- und Wandlungsformen der Mode- und Stilkunst erschien die Bauernkunst als unorigineller, unselbständiger und somit künstlerisch wertloser Reflex, als „gesunkenes (ehemaliges) Kulturgut". Deshalb wurde das Bauernhaus, weil es modelos war, also auch geschichtslos, und weil es an dem Form-Wandel und Fortschritt, wie er sich in den Stilepochen der städtischen und höfischen Kunst ausprägte, kaum einen Anteil hatte, nicht in den Bereich der Kunst- und Baugeschichte einbezogen. Diese Einschränkung wirkte sich angesichts einer tatsächlich großartigen bäuerlichen Baukultur in Deutschland auch dahin aus, daß bis heute die Staatliche Denkmalpflege das Bauernhaus nicht als denkmalswürdig ansieht. Die deutsche Kunstforschung, die soviel geleistet hat und dem Absinken von Formgut soviel Aufmerksamkeit gewidmet hat, unterließ es aber, festzustellen, welchen Anteil am sogenannten hohen Kunstgut das gestiegene Volksgut hat, die vom Bauerntum und dem Kleinhandwerk geschaffenen Grundformen.

Über diese Fragestellung ist auch die Erforschung der bäuerlichen Trachten bisher meist hinweggegangen. Schon der überwiegend benutzte verschwommene Ausdruck „Volkstrachten" zeigt, daß man ein Gesamtgebiet der Kleidungskunde, das zeitlich rückständig und gesellschaftlich unterlegen erschien, einem anderen Gesamtgebiet, das zeitlich, gesellschaftlich und schöpferisch führte, nämlich dem höfischen und städtischen Trachtenwesen, gegenüberstellen wollte. Man sagte Volkstrachten, meinte aber Bauerntrachten. Diese Einstellung war nicht nur ganz äußerlich und oberflächlich, sondern sie ging an den entscheidenden Merkmalen vorüber: an der völkischen Artung und der brauchtumsmäßigen Grundlage. Deshalb erfahren wir auch in der bisherigen Trachtenforschung immer nur etwas über die städtischen oder höfischen Bestandteile der Bauerntrachten, über die Einflüsse des Rokoko oder Biedermeier, aber nichts über Geschichte und Wesen der bäuerlichen Grundkleidung der Landschaften und Stammschaften. Wir können das damit entschuldigen, daß diese Fragestellung ja stärkstens auf die Erforschung der frühgeschichtlichen Kleidung angewiesen ist, und daß auch diese eben erst im Rahmen der neuen Germanenkunde beginnt.

Die eigentliche Bauerntrachtenforschung wird also im engsten Einvernehmen mit der Germanenkunde und der mittelalterlichen und späteren Bauernkunde arbeiten müssen, und

sie wird in erster Linie feststellen müssen, welches die Grundelemente der Bauerntracht im Laufe der Jahrhunderte sind, welche anderen Elemente sie aus anderen Volksschichten aufgenommen hat und welche bäuerlichen Elemente in die Trachten anderer Stände und Schichten eingedrungen und „aufgestiegen" sind. Es ist dabei vonnöten, daß diese Volksschichten nicht als über- oder untereinanderstehend angesehen werden, sondern als nebeneinander und ineinander gelagert. Insbesondere ist dabei das bäuerliche Brauchtum als Auftraggeber und die bäuerliche und kleinstädtische Handwerkskultur als Vollstrecker zu berücksichtigen. Der Erbgedanke als Träger des Brauchtums wird dann auch die verschiedenen Charakterzüge der Trachten erläutern, Brauchtum und Werktum werden im Zusammenhang mit den Gegebenheiten von Rasse, Stamm und Geschichtsgestaltung das wahre Bild von Tracht und Schmuck als ein Stück Volkstum ergeben. Im einzelnen wird bei dieser räumlich und zeitlich vertieften Trachtenforschung manches bisher nicht beachtete Element, wie etwa die Wandlung der Farbigkeit oder die Farbwahl und Schmuckwahl wertvolle Hinweise auf völkische Einheitlichkeit oder Zusammensetzung ergeben. Man wird dann auch die Überlagerungen und Mischungen von Trachtenelementen in den Grenzgebieten besser unterscheiden und wird dabei beispielsweise im slawischen Sprachgebiet neben rassischen Merkmalen grade an den Bauerntrachten wertvolle Anzeichen für den germanisch-deutschen Siedlungsgang feststellen können.

Der Nutzen einer deutschen Bauerntrachtenforschung beruht nicht allein in ihrem geschichtlichen Wert oder in der Bereicherung der deutschen Volkskunde, sondern sie wird wichtige Erkenntnisse für das Wesen von bäuerlichem Brauchtum, von Sitte und Gesittung, und für die Neubildung des deutschen Bauerntums auf Grund des deutschen Erbhofgesetzes vermitteln.

Das vorliegende Werk ist auf diesem Wege ein begrüßenswerter Anfang. Es ist eine erste sach- und wirklichkeitsgetreue Bildbestandsaufnahme von deutschen Bauerntrachten, die heute noch getragen werden, wenn es auch nicht den Anspruch auf völlige Vollständigkeit erhebt. Die jahrelange Arbeit des Bildautors, der die vorhandenen Trachtenreste unermüdlich festgestellt und festgehalten hat, soll fortgesetzt werden.

Konrad Hahm

# Deutsche Bauerntrachten

## von Rudolf Helm

---

### Einleitung

Der Deutsche kennt von den Volkstrachten, die in seinem Vaterland zu Hause sind, selten mehr als das, was ihm in Zeitungen und Bildern oder auf Trachtenfesten und Umzügen, auf Sing- und Tanzabenden an bäuerlichen Kostümen vorgesetzt wird. So sieht er, der in der Stadt wohnt oder dazu erzogen ist, die Stadt als Maß aller Dinge zu nehmen, die Tracht: bunt, anmutig, abwechslungsreich, ein wenig seltsam und launenhaft, verspielt und eigenbrödlerisch, manchmal auch komisch; aber doch recht geschaffen für fröhliche Stunden. Was die traurige und ängstliche Mode der Stadt ihm zu tragen verbietet, leuchtende Farben in großer Fläche und herzhafte unbekümmerte Buntheit, sieht er frei sich entfalten und im Wettbewerb sich überbieten. Doch weiß er, daß diese heitere Welt nicht für jeden gemacht ist, denn auch wenn er daran seine Freude hat, so wird er doch kaum jemals das Gefühl los, etwas Unwirkliches vor sich zu haben, etwas, was in der abgemessenen Welt, in der wir unser täglich Brot verdienen müssen, eigentlich nicht recht am Platze ist; etwas, was einer guten alten Zeit angehört, ein Wunschbild, etwas künstlich Gemachtes. Denn so viel fühlt er, auch ohne den Zusammenhang zu begreifen, daß diese bunte Welt nicht ohne geheime Ordnung sein kann, ebensowenig wie seine eigene Alltagswelt. Die Trachtenfeste aber zeigen ihm diese Ordnung nicht, sondern geben nur ein angenehmes Schauspiel ohne den Ernst des Lebens; und da er gewöhnlich das Bild der Trachtenfeste für das Bild der Tracht schlechthin nimmt, so bleibt ihm auch die Tracht ein Schauspiel und eine Unwirklichkeit.

Aber wer einmal die Gelegenheit wahrnimmt, die Tracht der Bauern unbefangen so zu sehen, wie sie wirklich ist in der vollkommenen Selbstverständlichkeit des Alltags, der wird betroffen erkennen, daß hier von dem Geist der Trachtenfeste wenig zu spüren ist; und auch in der Freude einer Kindtaufe oder Hochzeit, wie in der Herbheit und Würde eines Grabgeleites herrscht ein anderer Geist. Denn sie ist hier allein und dient nur dem engen Kreis der Volksgenossen; die Tracht der Wirklichkeit, mag sie schlicht und bescheiden, oder bunt und reich und prunkvoll, oder ernst und feierlich sein, ist niemals da zur Schaustellung nach außen; sie nimmt keine Rücksicht auf den Geschmack zufälliger Beschauer, wirbt nicht um Beifall, will genommen sein, wie sie ist; tritt nicht mit anderen Trachten

in Wettbewerb, weil sie mit ihnen kaum jemals in Berührung kommt. Ist sie reich oder ärmlich, so ist sie es nicht nach Willkür, sondern nach unbeschriebenem Gesetz, das sich nach dem durchschnittlichen Wohlstand im Wechsel der guten und schlechten Jahre gebildet hat, so daß jeder einzelne in seiner Kleidung zugleich die Gemeinschaft vertritt, der er angehört. Dafür hebt ihn die Tracht an seinem Ehrentage um so mehr heraus aus der ganzen Gemeinde, und läßt ihn ebenso in der Gesamtheit wieder verschwinden. Die Vielfältigkeit der Trachten untereinander ist nicht Absicht, sondern nur die natürliche Folge einer Nichtbeachtung der Umwelt; so geht jede Tracht ihre eigenen Wege und nimmt ihre eigentümliche, ihr allein zukommende Entwicklung. Denn darin liegt der Sinn jeder Tracht, daß sie allein auf eine bestimmte Gemeinschaft Bezug hat und die gesellschaftliche Ordnung dieser Gemeinschaft regelt und ihr sichtbare Form und damit Festigkeit für die Dauer verleiht; darin ihre Lebenskraft, daß sie nicht künstlich ausgedacht und willkürlich festgesetzt ist, sondern langsam in Jahrhunderten gewachsen ist, sich angepaßt und abgeschliffen hat, abstirbt und sich verjüngt nach Bedarf und Vermögen; darin ihr Daseinsrecht, daß sie nicht nur für Spiel und Tanz da ist, sondern für das harte tägliche Leben.

Dennoch scheint ihr Untergang nahe. Wollten wir die Orte und Landschaften, in denen die Bauerntrachten heute noch lebendig sind, auf einer großen Karte des gesamten Deutschtums einzeichnen, so wären nur kleine, oft kaum sichtbare Flecken zu erkennen, in Norddeutschland spärlich, etwas häufiger in manchen Gegenden Süd- und Mitteldeutschlands, in Ost- und Westdeutschland auf weite Strecken gänzlich fehlend; scheinbar wahllos zerstreut ohne Ursache, untereinander ohne erkennbaren Zusammenhang. Nicht nur den großen Städten mit ihren Volksmassen gegenüber, sondern auch im Vergleich mit den trachtenlosen Landbezirken Deutschlands sind die Trachtengebiete und die Zahl der Bauern, die noch Tracht tragen, klein und unbedeutend. Überbleibsel einer fernen Welt friedlicher Abgeschlossenheit und politischer und wirtschaftlicher Eigenbrödelei scheinen sie, winzige, schon halb überflutete Inseln in einem Meer der Unrast. Mit der Selbstverständlichkeit eines Naturereignisses hat sich der Rückgang der Trachten im 19. Jahrhundert vollzogen und vollzieht sich weiter vor unseren Augen.

Dagegen erhebt sich seit mehr als einem Menschenalter ein Widerstand in Wort und Schrift, von der Kanzel und in der Schule; Vereine sind entstanden, die das Gewissen, das Schönheitsgefühl, den Stolz des Bauern zum Kampf gegen den Trachtenrückgang anriefen. Alles aber war vergebens, und es gab kein Mittel gegen den Verfall. Denn der Grund des Übels wurde nicht gesehen, oder doch nicht genügend gesehen; man mühte sich um die Erhaltung äußerer Formen, die doch keinen rechten Inhalt mehr hatten. Viele Trachten, die scheinbar noch in voller Kraft standen, waren es längst nicht mehr; sie waren wie prächtige Blumensträuße ohne Wurzel und ohne Nachtrieb. Man kann einen Blumenstrauß pflegen, sein Leben für kurze Zeit verlängern, aber dauernd aufbewahren kann man ihn nur unter Glas. Und das tat man denn auch; die Dörfer wurden trachtenleer, die Museen füllten sich. Freuen wir uns, das wenigstens dies geschah; Besseres zu tun war ja nicht möglich.

Denn Blüte und Verfall der Tracht ist bedingt durch Blüte und Verfall des bäuerlichen Gemeinschaftsgefühls, ohne dieses kann sie nicht bestehen. Die Tracht wird sinnlos, wenn sie Ausnahmen zuläßt, genau so wie eine Uniform sinnlos wäre, wenn es dem einzelnen Soldaten freistände, nach Gutdünken zum Dienst auch in Zivilkleidung zu erscheinen. Es ist wohl möglich, daß in einem Dorf der Bauer Tracht, der Arbeiter städtische Kleidung trägt. Das schadet der Tracht nichts. In diesem Fall gliedert die Tracht das Dorf in Bauernschaft und Arbeiterschaft, und ist reine Berufskleidung. Es schadet auch nichts, wenn die Tracht mit den jüngeren Geschlechtern sich wandelt und verjüngt; dies ist ihr ewiges Recht. Entsteht aber innerhalb der Bauernschaft ein Riß in der Weise, daß ein Teil der Bauern sich der Tracht schämt, sie ablegt und glaubt, die noch Standhaften verachten zu dürfen, so ist das Ende der Tracht nahe. Sie mag noch einige Zeit weiterbestehen, und wird aus alter Gewohnheit und aus Sparsamkeit weiter getragen; doch da sie nicht mehr die Kraft hat, die Gemeinschaft zu umfassen, sondern in das Belieben des einzelnen gestellt ist, so hat sie ihre sittliche Rechtfertigung verloren und hat vor der städtischen Kleidung nichts mehr voraus. Ja, sie muß am Ende verschwinden eben um der Einheitlichkeit willen. Denn die Gemeinschaft verträgt solch eine Spaltung auf die Dauer nicht, und muß sich wiederfinden, sei es auch nur in städtischen oder halbstädtischen Lumpen. Was dieser Wechsel als Verlust erzieherischer Werte und formbildender Kraft bedeutet, nicht nur für den einzelnen Menschen im entlegenen Dorf, sondern in der Wirkung für die Gesamtheit des Volkes, davon wird noch zu reden sein.

Der Niedergang der Tracht im 19. Jahrhundert hält so auffällig Schritt mit dem Wachstum der Industrie, daß wir geneigt sind, dieser allein die ganze Schuld zuzuschreiben. Aber wenn wir heute das Eindringen städtischer Denkart in das Dorf beklagen und in ihm die Ursache des Übels sehen, so gehen wir leicht von einer zu romantischen Vorstellung des Bauerntums aus. Den Bauern, der fern von jeder Berührung mit der Stadt und städtischem Geist nur seinem Ackerbau lebt, hat es jedenfalls in den letzten hundertfünfzig Jahren nicht gegeben. Man macht sich heute nur schwer eine Vorstellung, wie eng noch in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts das Dorf mit dem Handwerk und der Industrie verbunden war. Gewiß war diese Industrie, die ihr Entstehen dem Bestreben der Fürsten des 18. Jahrhunderts nach wirtschaftlicher und handelspolitischer Selbständigkeit verdankt, fast ausschließlich Heimindustrie, aber gerade dadurch um so leichter mit der Landwirtschaft zu verknüpfen. Kaum ein Dorf, in dem nicht in den Wintermonaten nebenbei für den Handel oder für eine Fabrik gesponnen, gewebt, gestickt, geschnitzt oder eine andere Handarbeit im Stücklohn verrichtet wurde; in dem nicht neben den Bauern halbbäuerliche selbständige Handwerker saßen: Weber, Strumpfwirker, Schneider, Hutmacher, Schuster, Knopf- und Schnallenmacher — um nur die zu nennen, die unmittelbar an der Herstellung der Tracht Anteil haben. Die Einwohnerzahl der Dörfer wuchs von 1800 bis in die vierziger Jahre unaufhaltsam weit über die Zahl hinaus, die die reine Landwirtschaft aufnehmen konnte, doch Handwerk und Industrie gaben ihnen noch immer Lebensmöglichkeit auf dem Land, wenn auch unter stets härter werdenden Bedingungen. Um die

Jahrhundertmitte aber begann die Maschine die Arbeitskräfte an sich zu ziehen; seitdem ist die Bevölkerungszahl auf dem Lande stehengeblieben, während die Städte sich zu recken begannen. Für das Land war es, als sei ein Sicherheitsventil geöffnet worden. Der Handarbeiter verließ das Dorf und zog in die Stadt, einer wahrlich nicht glücklichen Zukunft entgegen; aber auch keinem unglücklicherem Schicksal als dem, das ihn bei der ständig wachsenden Volkszahl daheim erwartet hätte. Noch stand für einige Zeit neben der städtischen Maschinenindustrie die alte dörfliche Hausindustrie und ein fester Handwerkerstand, aber der Ausgang war nicht zweifelhaft. Es blieben die Alten, die Seßhaften; der Nachwuchs kam nicht mehr zu ihnen, sondern lief in die Stadt. So starb ein Handwerk, eine Hausindustrie nach der anderen ab, erst in den Dörfern, dann in den Landstädten. Ein ehrwürdiger Rest dörflichen Handwerks hat sich bis in unsere Tage gehalten, in unermüdlicher Arbeit, aber nur scheinbar frei, in Wirklichkeit gedrückt bis zum äußersten durch die unterbietende Industrie, verwiesen auf die Herstellung billigster Dutzendware. Wer es kann, geht schließlich wieder vom Handwerk zur Landwirtschaft über.

Diese Entwicklung war für das Bauerntum zunächst gar nicht ungünstig. Es gewann Luft, da die Stadt die Nachgeborenen so willig aufnahm. Es entstand eine reinlichere Scheidung zwischen Bauer und Nichtbauer, die zur Festigung des Standesgefühls und Gemeinschaftsgeistes beitrug. So kam auch für die Tracht noch eine Zeit der Blüte, es konnten sich sogar um die Mitte des Jahrhunderts noch eine Reihe neuer Trachten bilden. Das Absterben der Handwerke, die für den Bedarf der Tracht arbeiteten, und das Eindringen der Industrieerzeugnisse machte sich erst langsam als Schädigung bemerkbar. Denn die Industrie ist an sich der Tracht nicht feindlich gesinnt und liefert gern alles, was sie braucht; ganze Industriezweige, wie die Bandweberei, Gold- und Silberstickerei, manche Arten der Tuch- und Seidenweberei, leben von der Volkstracht und erleiden durch ihren Rückgang schweren Schaden. Wir sehen auch, daß manche Trachten heute sich völlig auf die Industrie umgestellt haben und alles fertig beziehen, was sie brauchen.

Hierbei aber, bei dem endgültigen Übergang von der Haus- und Handarbeit zum heutigen Industrieerzeugnis, entstand ein Schaden, der allerdings nicht gleich sichtbar wurde, sondern erst langsam, im Lauf der Entwicklung; so langsam, daß man ihn heute fast als Naturnotwendigkeit hinnimmt und kaum mehr daran denkt, nach der Ursache zu forschen. Nicht nur der Arbeiter, der bisher nebenbei sein Stückchen Land bewirtschaften konnte, nun aber vom Morgen bis Abend nur noch die eine und gleiche Arbeit tat, wurde einseitig, auch der Bauer wurde es. Das ländliche Handwerk hatte selbst in den Zeiten seines Niederganges noch immer einen guten Einfluß auf den Bauern ausgeübt, sein Blickfeld und sein Verständnis erweitert und ihm Anregung zu eigner Handarbeit gegeben. Das ging dem Bauern nun verloren, je mehr er sich gewöhnte, nur Landwirtschaft zu treiben und nur Landwirtschaft um sich zu sehen und sonst nichts, alle seine Erzeugnisse in bares Geld umzusetzen und jeden Bedarf, mit Ausnahme der Lebensmittel, fertig zu kaufen. Die Industrie war schnell bereit, ihm das Gewünschte in die Hand zu geben, und darüber hinaus alles, was er sich nur hätte wünschen können, und woran er von sich aus nie ge-

dacht hätte. Dadurch wurde allmählich jeder Anreiz, jeder Wunsch, noch irgend etwas selbst herzustellen, schon im Keim erstickt. Wozu sich noch anstrengen, wenn alles schon in scheinbar unerreichbarer Vollkommenheit billig zu kaufen war? Der Gedanke, daß man etwas selber machen könne, kam überhaupt nicht mehr auf, und die Fähigkeit dazu schlief ein.

Damit ging dem Bauern etwas verloren, was man als Ausgleichsarbeit bezeichnen könnte: eine Tätigkeit, die den Teil seiner Kräfte beansprucht und ausbildet, der bei der schweren Feldarbeit zu kurz kommt; die seinen Geist wach und seine Finger geschmeidig erhält. Die Handarbeit, sei es an Hausrat, Gerät oder Tracht, war für den Bauern die einzige Möglichkeit gewesen, künstlerisch tätig zu sein. Man soll die bäuerliche Kunsttätigkeit nicht darum gering schätzen, weil sie in Form und Inhalt eng begrenzt war, in tausendfacher Wiederholung sich erging, unoriginell war und auch gar nicht den Drang hatte, originell zu sein. All das ist in diesem Zusammenhang unwichtig; wir sprechen hier nicht vom Ergebnis, sondern von der Tätigkeit an sich. Nehmen wir die Begriffe ganz wörtlich: es handelt sich nicht um die Kunst-Fertigkeit, sondern um die Kunst-Übung. Wer sich den Vorgang bäuerlichen Kunstschaffens klarmachen will, verfolge die Entwicklung einer städtischen Kunstform, die als Fremdkörper in das Dorf verpflanzt wurde; wie schon in der nächsten Wiederholung die unbewußte, aber gefühlssichere Umwandlung einsetzt und in kurzer Zeit etwas Neues und Eigenes entsteht. Auch wenn gar nichts anderes beabsichtigt ist als eine getreue Wiederholung, so wird doch jedesmal Form- und Maßgefühl in Anspruch genommen, besonders wenn die Wiederholung nach freiem Augenmaß ohne Vorzeichnung geschieht, wie meist in der Handarbeit. Das ist eine gute Schulung; der Ausübende, wenn er sich auch verstandesmäßig darüber nicht klar wird, findet doch gefühlsmäßig die künstlerischen Grundgesetze wieder, von der einfachsten Zusammensetzung und geometrischen Reihung primitiver Formen bis zum freien wohldurchdachten Entwurf; ein jeder entdeckt sie von neuem und ein jeder für sich, und ein jeder nach seiner Begabung. Unter vielen Tausenden, die sich auf diese Weise recht und schlecht bemühen, sind gewiß nur wenige, die wirklich das Zeug zum Künstler in sich haben. Aber die Tätigkeit selbst hat zur Folge, daß jeder Bauer, solange er wenigstens noch einen Teil seines Hausrates und seiner Tracht nach altem Brauch selber herstellt und schmückt, ein Mindestmaß künstlerischer Schulung durchmacht, dessen wir uns in der Stadt schon längst nicht mehr rühmen können, unserem Kunst- und Zeichenunterricht zum Trotz. Denn da der Bauer, wenn er künstlerisch arbeitet, immer für den praktischen Gebrauch arbeitet, so hält er sich fern von Spielerei; das unterscheidet seine Art des Lernens vom Zeichenunterricht der Schulen, der gegenstandslos ist und daher wirkungslos bleibt.

Im gleichen Maße nun, in dem der Bauer verlernt, sein Formgefühl zu bilden, verliert er auch die Kraft zu urteilen und wird den einfachsten Dingen gegenüber hilflos und unsicher. Die Massenware der Stadt, die er nicht mehr an dem strengen Maßstab des eigenen Könnens prüfen kann, strömt immer ungehemmter auf das Land, die letzten Reste bäuerlichen Stilwillens begrabend und erstickend. Welche Folgen dies nicht nur für die bäuerliche Kleidung hatte, sondern auf die gesamte Wohnkultur des Dorfes, vom einfachsten

Küchengerät angefangen bis zum Hausbau, braucht nicht geschildert zu werden; wir wissen es alle. Aber vergessen wir nie, daß das Unheil nicht nur von der Stadt auf das Land floß, sondern daß die Verwüstung in Stadt und Land gleichzeitig vor sich ging und sich wechselseitig bedingte; daß der Bauernsohn, der als Arbeiter, als Angestellter oder als Student in die Stadt zieht, ja nicht nur durch die Charakterlosigkeit unserer Mietskasernen und Warenhäuser in seinem Geschmack verdorben wird, sondern auch von sich aus die Stadt weiter verderben hilft, weil er von Haus aus das nicht mitbringt, was die Stadt von ihm verlangen darf und muß.

Wir haben also Grund genug, darauf zu achten, daß der Nährboden unserer schöpferischen Kraft nicht gänzlich von Kulturschutt der Stadt überlagert und unfruchtbar gemacht wird. Aber wir sehen gerade heute in der Tracht mehr als nur den künstlerischen Wert. Sie ist uns Sinnbild eines alten lebendigen Gemeinschaftsgeistes, der im Dorf trotz aller Anfechtungen doch das gemeinschaftsfeindliche 19. Jahrhundert überdauert hat, während er in der Stadt abstarb; eines Geistes, den wir heute brauchen, und der nach unserem Willen wieder wachsen soll. Es scheint uns seltsam, daß man schon so lange die äußere Erscheinung der Tracht und wohl auch ihren erzieherischen Wert im einzelnen beachtet hat, aber kein Auge hatte für ihren Sinn und ihre Wirkung im großen. Denn sehr selten wird die Tracht nur in einem einzigen Dorf getragen, sie hat fast immer ein Verbreitungsgebiet, das eine Gruppe von Dörfern zu einer größeren Gemeinschaft zusammenfaßt. Die Gruppen können recht verschieden sein in ihrer Ausdehnung und Bedeutung: oft nur klein, auf ein einziges Tal und wenige Dörfer beschränkt; meist von mittlerem Umfang, so daß sie für die seßhaften Bauern eben noch zu übersehen sind; nur selten größer, da sonst die Verbindung sich zu lockern pflegt und das Gebiet leicht wieder in kleinere Gruppen zerfällt. Es kommt häufig vor, daß der Umfang eines Trachtengebietes überraschend klar und einfach in der Landschaftsform vorgezeichnet ist; häufiger endet aber das Gebiet an einer unsichtbaren Grenze, die sich bei näherer Untersuchung als längst vergessene Landes- oder Verwaltungsgrenze, vielleicht auch als uralte Stammesgrenze erweist; oder es kommt beides zusammen, so daß die politische Grenze nur so weit auf die Dauer wirksam bleibt, wie sie der natürlichen Landschaftsgrenze ungefähr entspricht. Leblos und starr festgelegt sind allein die Konfessionsgrenzen, die den zufälligen Besitzstand des 16. und 17. Jahrhunderts ohne Rücksicht auf die natürliche Beschaffenheit des Landes festgehalten haben; sie haben die alte Überlieferung am strengsten bewahrt, aber gewiß nicht immer zum Segen. Es ist heute nicht mehr möglich, die Grenzen, von denen hier die Rede ist, in allen Fällen klar aufzuzeichnen. Im letzten Menschenalter ist schon zu viel verschwunden. Doch hin und wieder läßt sich selbst da, wo die Tracht fast ausgestorben ist, aus den bestehenden Resten, aus Berichten alter Leute, aus alten Bildern und Nachrichten der frühere Zustand wieder auffinden. Es ist eine mühsame Arbeit, und wir machen uns die Mühe nicht allein der Tracht zuliebe. Was wir suchen und finden, sind die festumrissenen Kulturgebiete, aus denen jede Äußerung bäuerlichen Formwillens, Brauch und Sitte so gut wie die Tracht erwachsen ist und in Gegenwart und Zukunft noch erwächst, und die

auch dann noch weiterbestehen, wenn der letzte Rest unserer heutigen Trachten verschwunden ist. Nehmen wir den einfachsten Fall, daß in einem größeren fruchtbaren Tal, mit einigen Dutzend Dörfern, ein wirtschaftliches Gleichgewicht besteht, begünstigt durch die umgebenden Berge, die den Verkehr in gleichbleibende Bahnen lenken, Fremdes dem Sinn und den Augen fernhalten, den Blick nach innen kehren und die Kraft sich sammeln lassen wie Wasser im tiefsten Teil eines Beckens: es entsteht mit Notwendigkeit gleiches Denken, gleiches Wollen, gleiche Lebensform; Versippung von Dorf zu Dorf und von Haus zu Haus, bis an die gefährliche Grenze der Inzucht; es entsteht langsam ein besonderer Menschenschlag, der Eigenheiten entwickelt und sich ihrer bewußt wird. Die gemeinsame Tracht ist nur die letzte Folgerung daraus; sie ist in ihrer Entstehung und Lebensfähigkeit ganz abhängig von der kulturellen Geschlossenheit der Landschaft und ist umgekehrt wieder in ihrem Bestand ein sichtbarer, empfindlicher und zuverlässiger Gradmesser für die Lebensfähigkeit dieser Kultur.

Danach, könnte man mit Recht sagen, ist es um die Lebensfähigkeit der bäuerlichen Kulturgebiete sehr schlecht bestellt, denn es gibt nicht eines, das sich von städtischem Einfluß gänzlich hätte freihalten können. Aber erstlich bleibt ihnen die dauernde Auseinandersetzung mit der Stadt zu keiner Zeit erspart und darf es auch nicht. Und zweitens zieht sich der Kampf so langsam und zäh durch die Jahrzehnte hin, daß man wohl glauben darf, das Bauerntum habe noch Kraft genug in Reserve, um gelegentlich sich auch da noch durchzusetzen, wo es dem Geist der Stadt schon gänzlich unterlegen schien. Und in der Tat wäre ja dieses Buch und überhaupt jedes Eintreten für die bäuerliche Kultur zwecklos, wenn es nicht so wäre.

Darum gibt es für den, der für die Erhaltung und Pflege der Volkstracht und Volkskunst eintritt, nichts Wichtigeres, als sich ihre geistigen und örtlichen Voraussetzungen klarzumachen, sonst ist jede Mühe vergeblich und erreicht nur das Gegenteil. Uns scheint es zwar selbstverständlich, daß man ein von Natur zusammengehöriges Kulturgebiet nicht zerschneiden und wirtschaftlich nach verschiedenen Richtungen zwingen kann, ohne zugleich seine beste Kraft lahmzulegen und gerade die tieferen, eigentlich kulturbildenden Regungen des Volkes in ihrem Wachstum zu stören. Vom 19. Jahrhundert, das als verwaltungstechnische Ideallösung eine Einteilung Deutschlands in möglichst gleichgroße Ämter oder Kreise anstrebte und auch ziemlich erreichte, war Verständnis für derartige Fragen nicht zu erwarten, und es wurde damals unachtsam vieles verdorben. Heute wäre es vielleicht möglich, auch ohne Änderung der nun einmal bestehenden politischen Grenzen, durch bewußte Pflege einen Teil des Schadens wiedergutzumachen; aber dies erfordert eine sehr überlegte, zähe und zielsichere, dabei oft langweilige und undankbare Kleinarbeit, weshalb die Zahl der wirklich ernstzunehmenden Helfer immer gering bleiben wird.

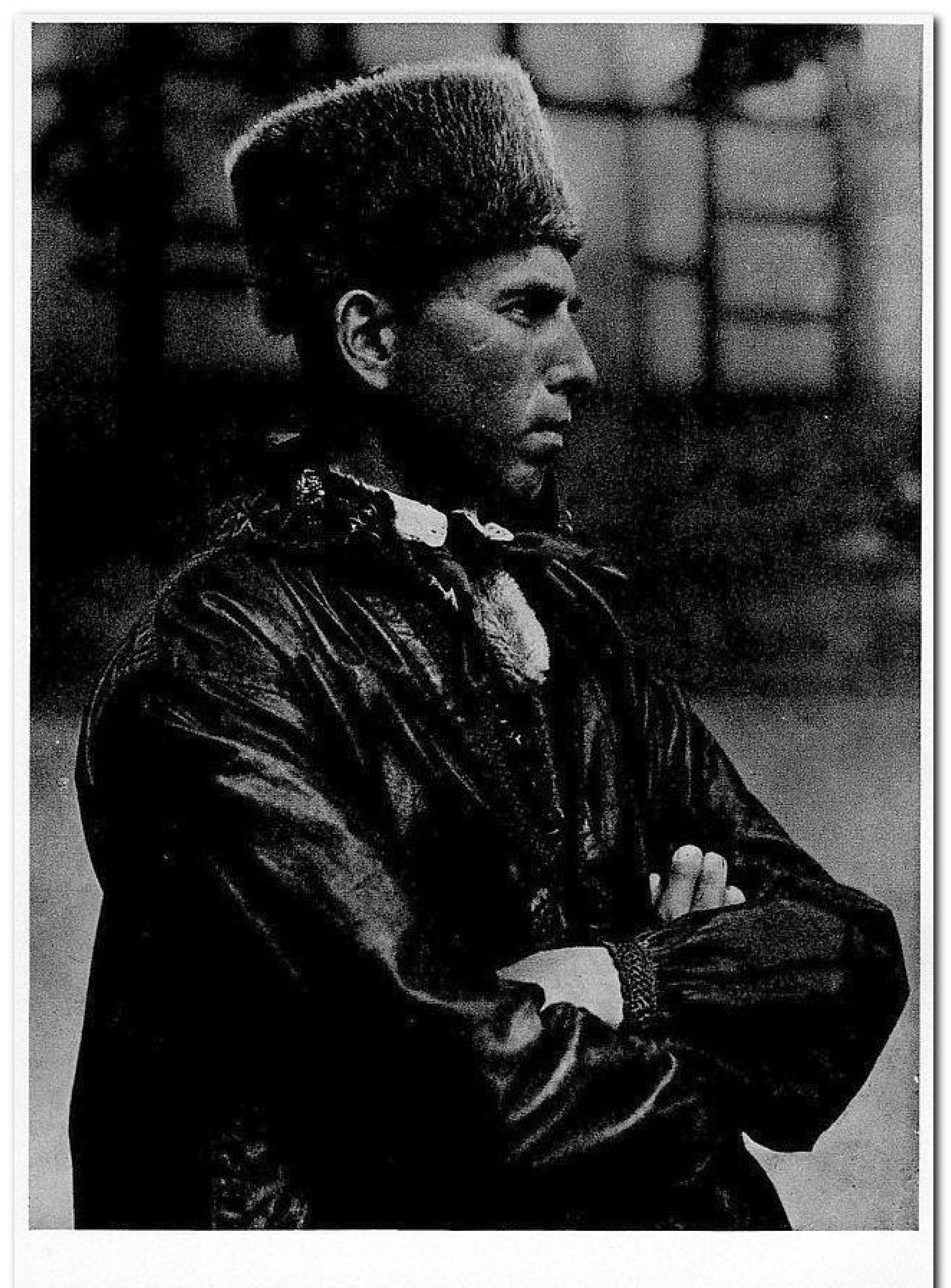
Die Menschen, die in diesem Buch gezeigt werden, sind wirkliche Bauern — es ist beschämend, dies besonders erwähnen zu müssen, aber angesichts der Betriebsamkeit, mit welcher die Bauerntracht heute zu tausend Zwecken mißbraucht wird, ist es leider nötig.

Und die Kleider sind ihre eigenen; wohl hat manche Bäuerin der Sache zuliebe ihren Sonntags- oder Brautschmuck am Werktag noch einmal angezogen, weil es für den Photographen unmöglich ist, überall in ganz Deutschland stets im rechten Augenblick dabei zu sein, aber es ist kein Kleidungsstück, das in Wirklichkeit heute außer Gebrauch ist, zur „Vervollständigung" aus der Truhe herausgeholt. Das bedeutet grundsätzlichen Verzicht auf manches eindrucksvolle Bild, aber dafür wurde etwas Anderes, für uns Wertvolleres gewonnen: eine wahrheitsgetreue Darstellung dessen, was an echten Volkstrachten in Deutschland heute noch lebendig ist, und der Vielfältigkeit bäuerlicher Kultur, die unser Vaterland noch immer besitzt.

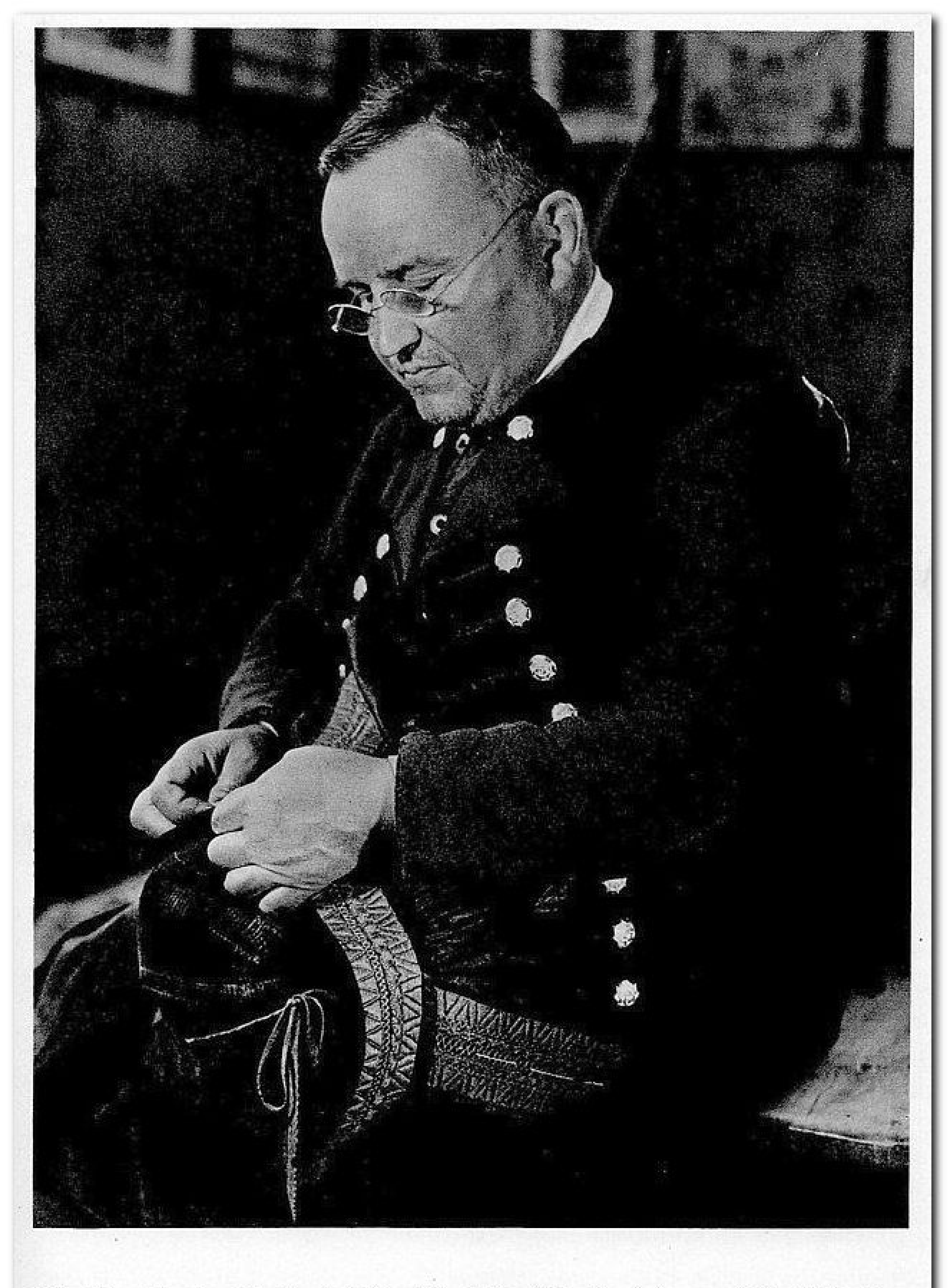
Aber zugleich zeigen die Bilder mit unheimlicher Deutlichkeit, wie sehr dieser Besitz bedroht ist. Es sind unter den dargestellten Trachten nicht wenige, die nur noch von den ältesten Frauen getragen werden, und denen der junge Nachwuchs fehlt; sie haben keine Zukunft mehr und sind dem sicheren Untergang verfallen. Wir wollen ihnen trotzdem nicht nachtrauern. Es gibt vieles, was sich mit unserer heutigen Anschauung und Lebensweise nicht mehr verträgt; das muß absterben, und es wäre unklug, es zu halten. Nur sollte man das Alte nicht lieblos beiseite werfen, sondern zusehen, was an guter Überlieferung übergeleitet werden könnte in das Kommende; denn nur der hat ein Recht, Geformtes zu zerstören, der Kraft und Mut genug hat, neue Form zu schaffen.



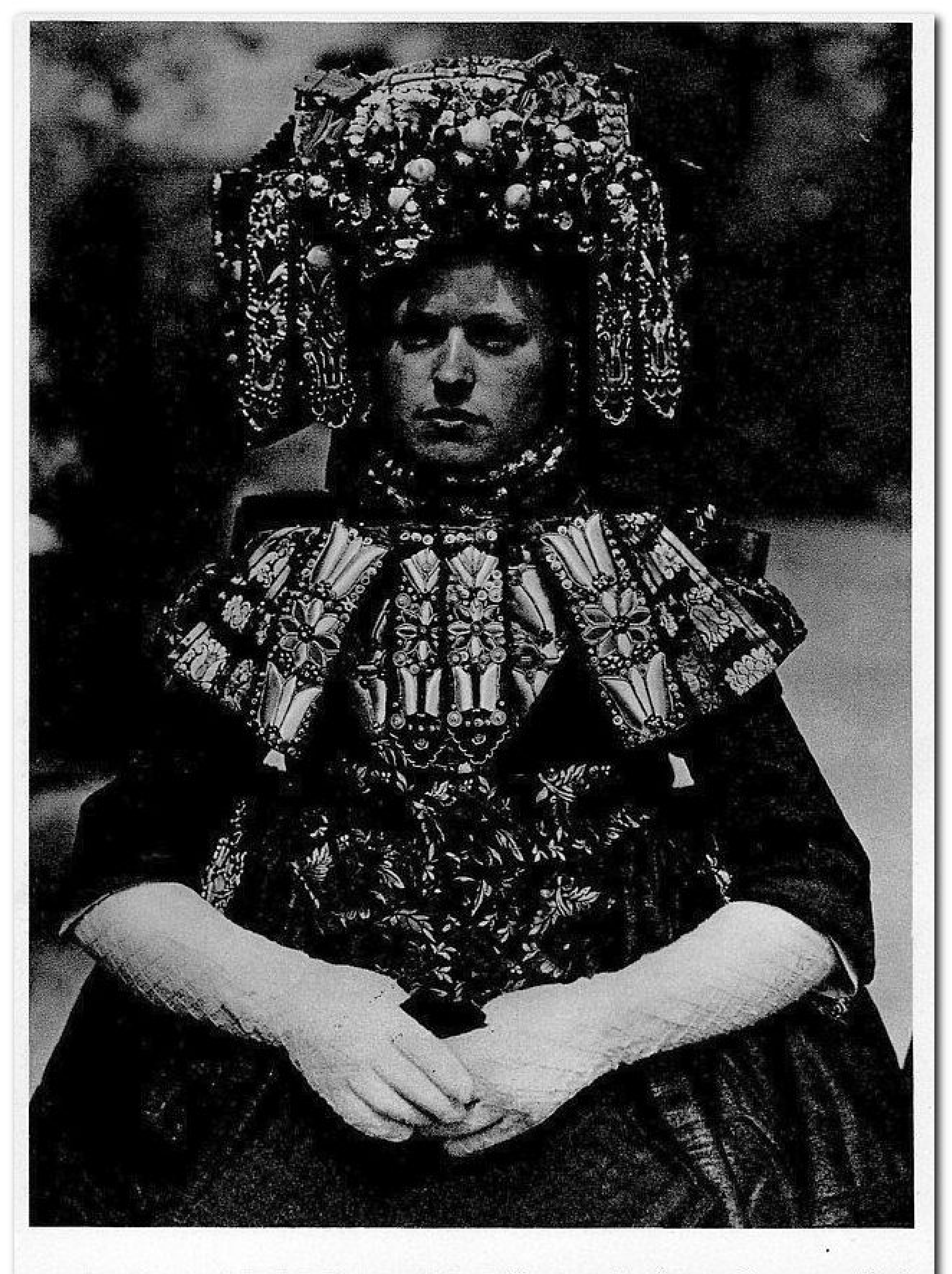
Schwälmer Konfirmand aus Holzburg. Zur Konfirmation wird zum erstenmal der langschößige kragenlose Abendmahlsrock mit Dreimaster getragen.



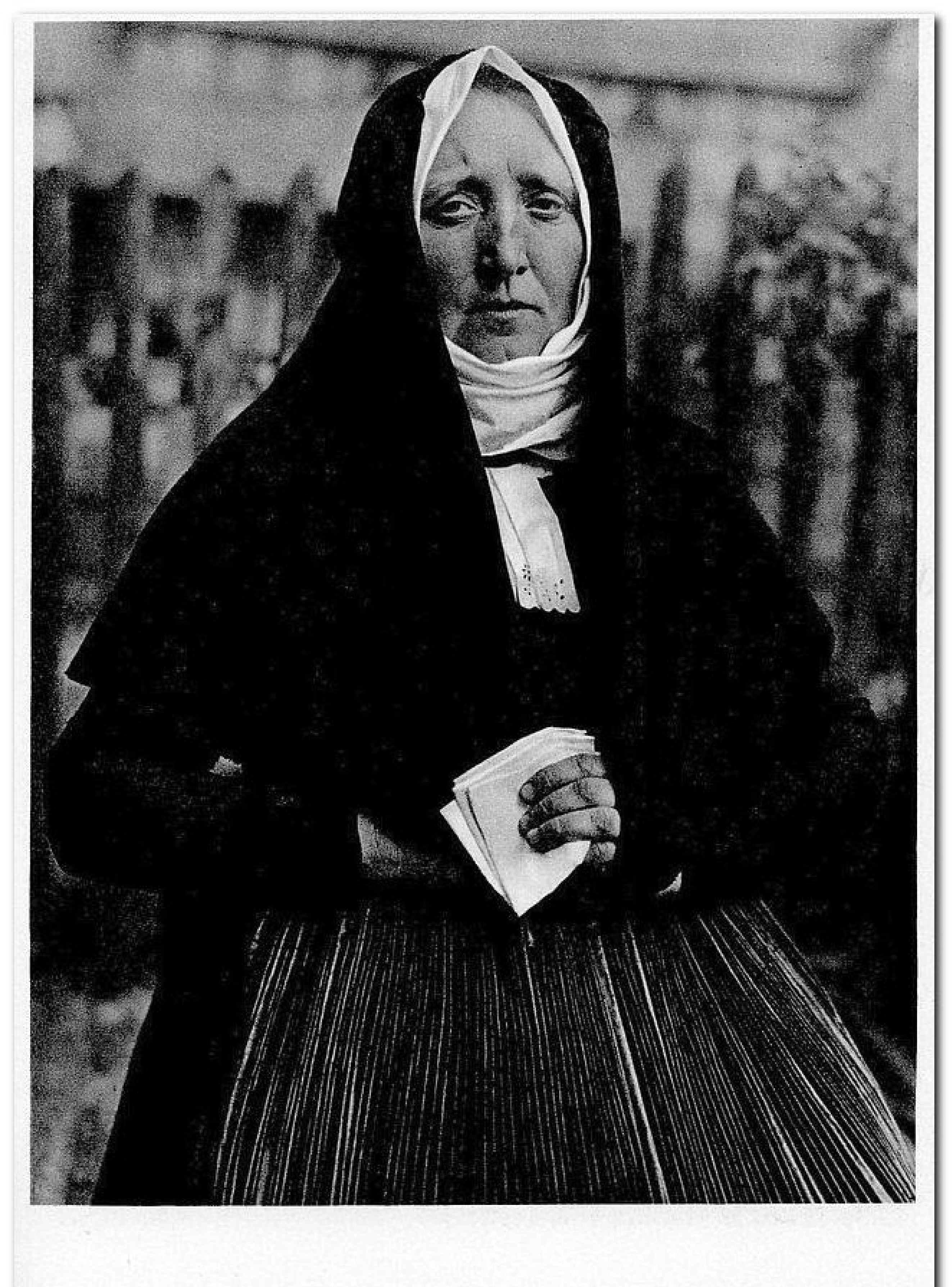
Schwälmer Bauernbursche aus Schrecksbach im „roten" Kittel (dunkelblaues Leinen mit roter Wollstickerei). Die Otterpelzmütze wird nur noch zur Hochzeit oder Kirmes getragen.



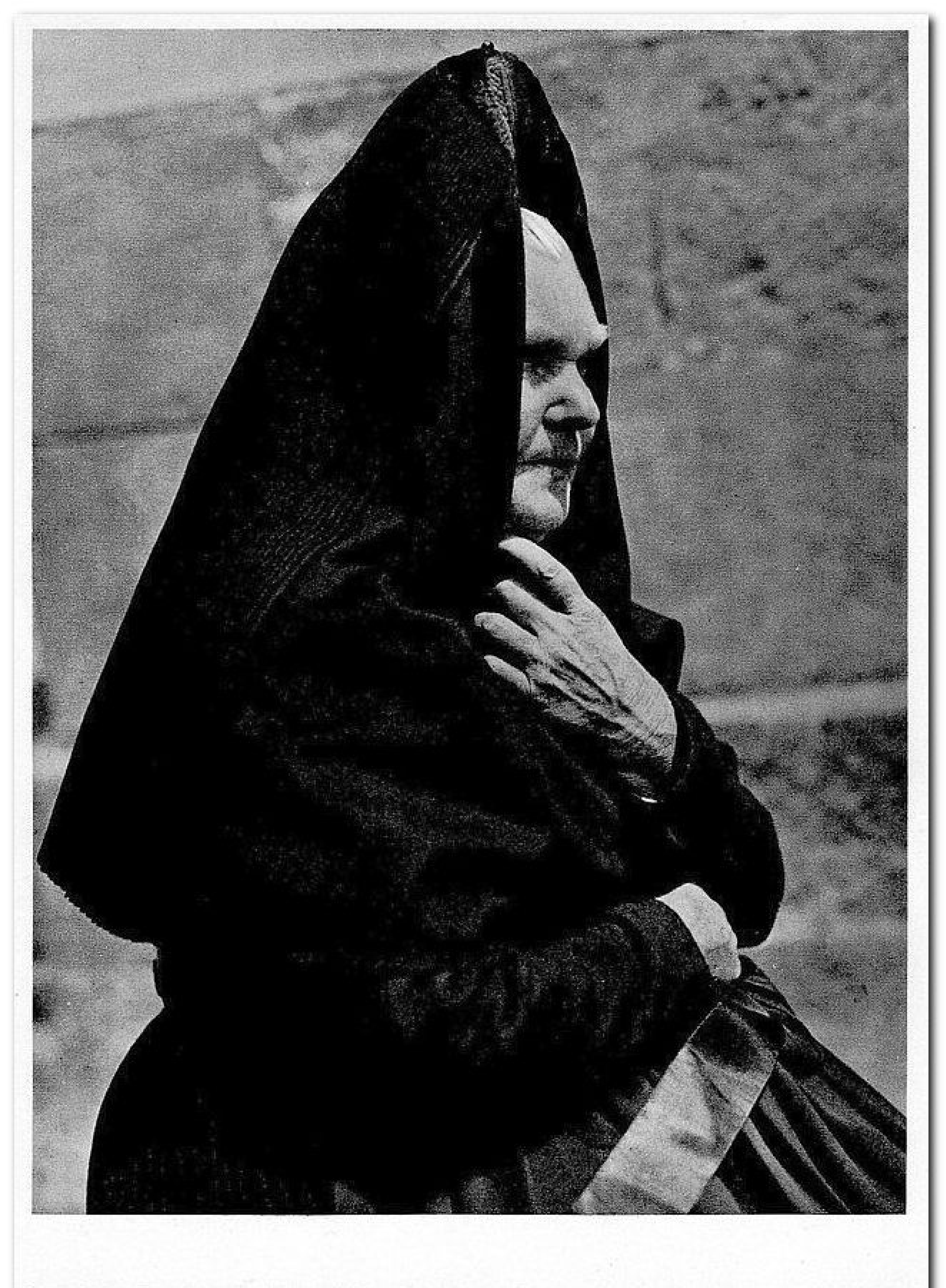
Schwälmer Trachtenschneider in Schrecksbach. Der Schneider besorgt auch die Stickereien an Kitteln, Kamisolen und Ärmeldingern (Westen) der Männer und verfertigt die Frauenröcke.



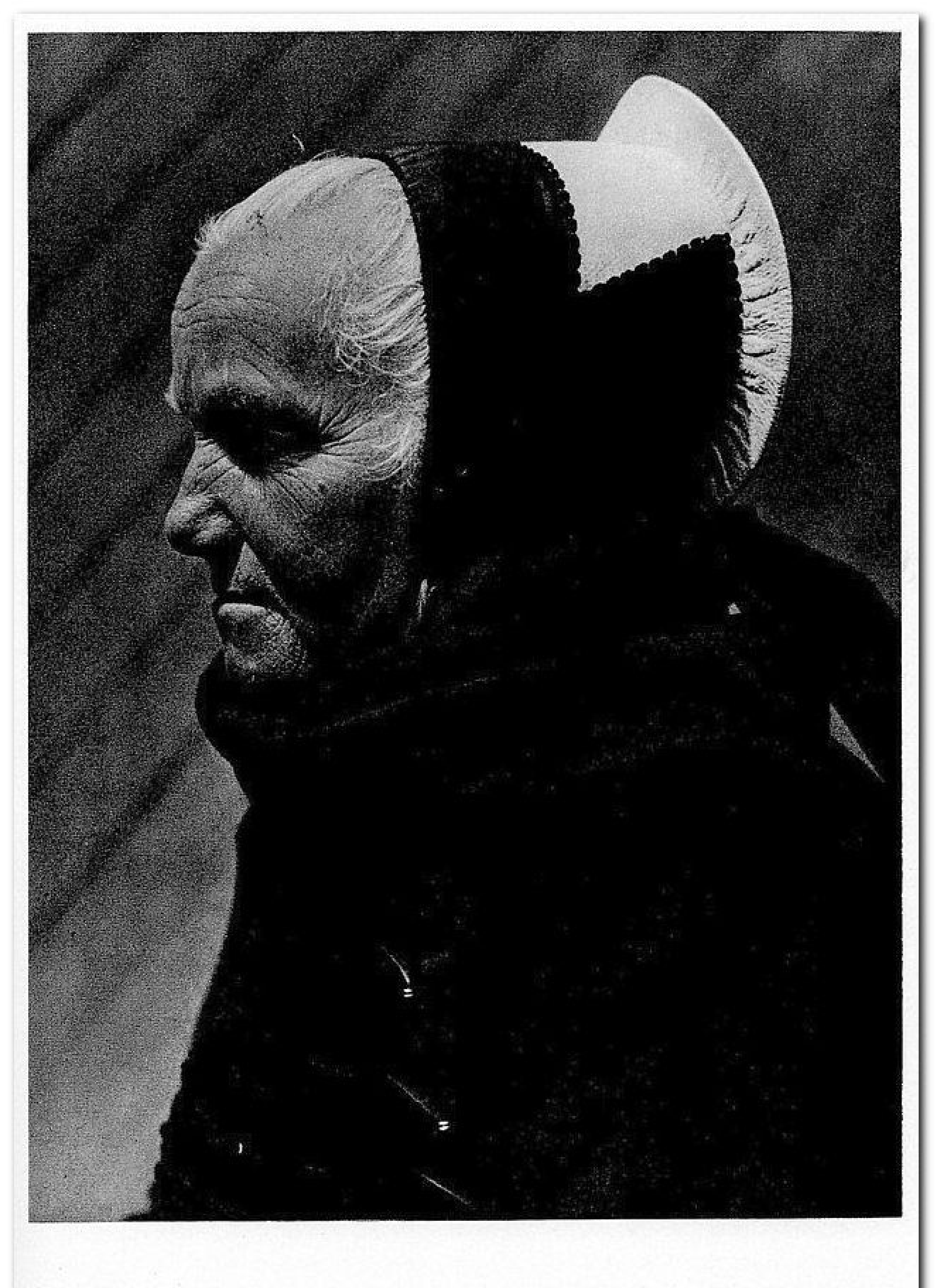
Brautjungfer aus Schrecksbach rot „geschappelt". Zum Kopfputz gehören 32 m Band, welches zum Teil zusammengenäht und mit mehreren hundert Stecknadeln zusammengesteckt wird.



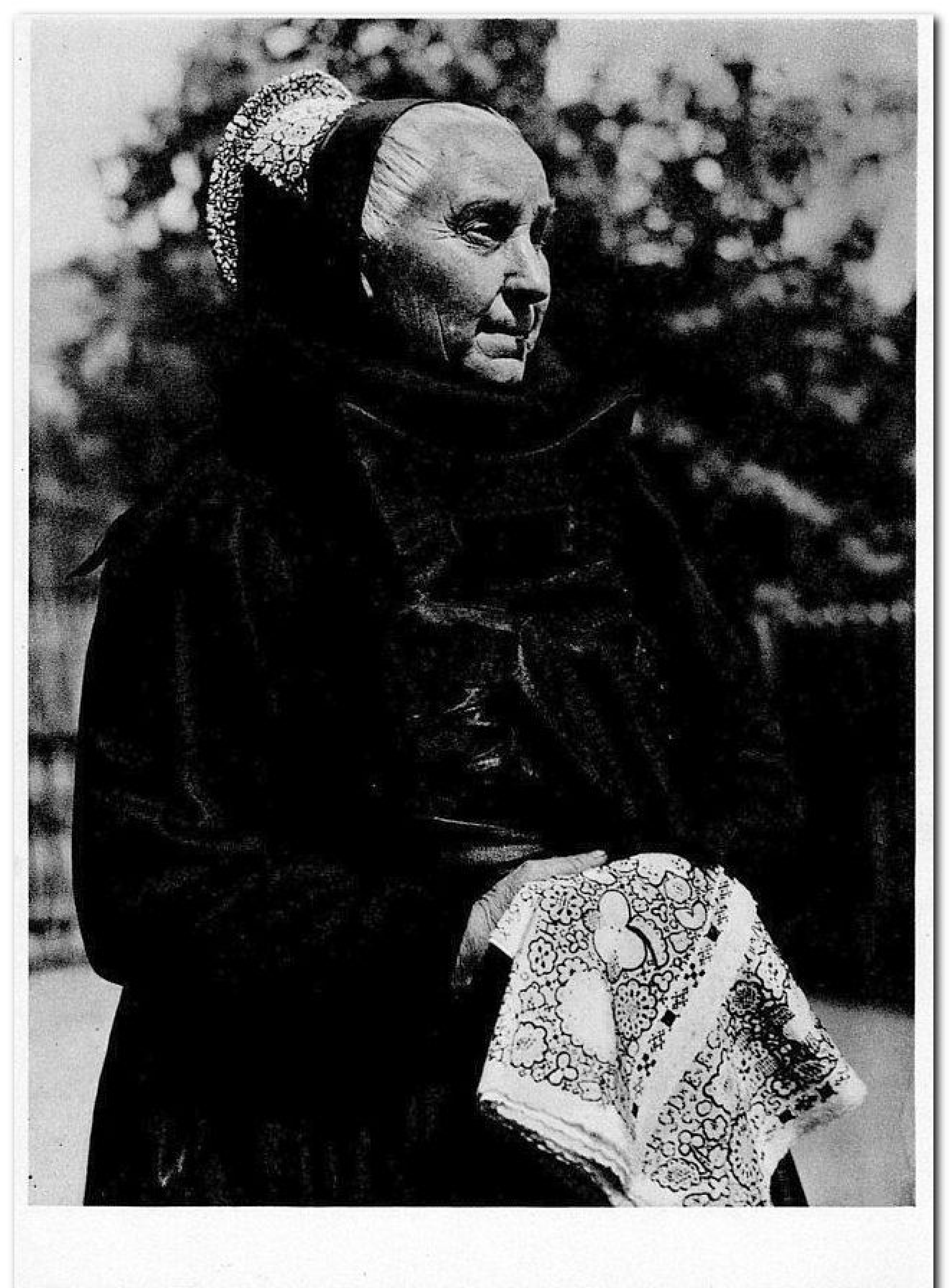
Bäuerin aus dem Kreise Biedenkopf im hessischen Hinterland in tiefster Trauertracht. Unter dem Trauermäntelchen wird um den Kopf ein weißes Tuch geschlungen.



Hessische Bäuerin aus Erksdorf im Marburger Land mit dem mittelalterlichen Trauermäntelchen.



Trauertracht aus dem Breidenbacher Grund im Hessischen Hinterland. Das „Trauerstülpchen" ist weiß in weiß gesteppt.



Hessische Bäuerin aus Wallau im Breidenbacher Grund in Abendmahlstracht mit dem Abendmahlstuch, dem „Knöppelstülpchen" und dem „Stecker" (Brusteinsatz).

# Hessen

Es gibt kein zweites deutsches Land, das heute noch so viel lebendige Tracht besitzt wie das Hessenland. Allgemein bekannt ist die Schwälmertracht; aber sie stellt nur einen kleinen Teil des ganzen Reichtums dar. Daß alle anderen hessischen Trachten so gut wie unbekannt sind, liegt wohl hauptsächlich daran, daß Hessen, zum Segen seines Volkstums, kein Reiseland ist, und daß niemand weiß, wenn er nicht dort zu Hause ist, wo die Trachtengebiete eigentlich auf der Landkarte zu suchen sind. Hessen ist seit vier Jahrhunderten politisch zerfallen, und darum heute kein eindeutiger Begriff mehr. Der Hauptteil des alten hessischen Stammesgebietes trägt seinen Namen nur noch als Namen einer preußischen Provinz, während der Teil Hessens, der als selbständiger Staat bestehen blieb, überwiegend außerhalb der Stammesgrenzen liegt; ebenso das mit der Provinz Hessen vereinigte Nassau, das nur im Norden und Osten, und Waldeck, das nur im Süden seiner Bevölkerung nach hessisch ist. Volkstrachtengebiet ist allein der Norden: das alte Kurhessen, etwa von Hersfeld ab, Teile des Darmstädtischen Oberhessens und der nördlichste Zipfel von Nassau, alles in allem höchstens ein Fünftel des ganzen Landes mit rund achthundert Ortschaften. Die Tracht beschränkt sich also heute auf das Gebiet des hessischen Volkstums im engsten Sinne.

Das südliche Hessen ist ein städtereiches Land, und auch der Bauer der reichen Wein- und Obstdörfer ist in seinem Denken stadtnahe; so hat das ganze Land ein anderes gesellschaftliches Gefüge als der landwirtschaftliche Norden. Es fehlt die räumliche und geistige Abgeschlossenheit und auch der ruhige und gleichmäßige Sinn, der zum Gedeihen der Tracht nötig ist. Das lebhafte und bewegliche Volk am Rhein und Main hat ausgesprochene Volkstrachten nicht gehabt, solange wir zurückblicken können. Wohl gab es Trachten in den abgelegeneren Gebirgsgegenden, im Odenwald, im Taunus und Westerwald; doch entweder konnten sie sich in der Vereinzelung nicht halten, oder sie waren zu ärmlich, um eine feste Form zu entwickeln. Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts sind sie verschwunden.

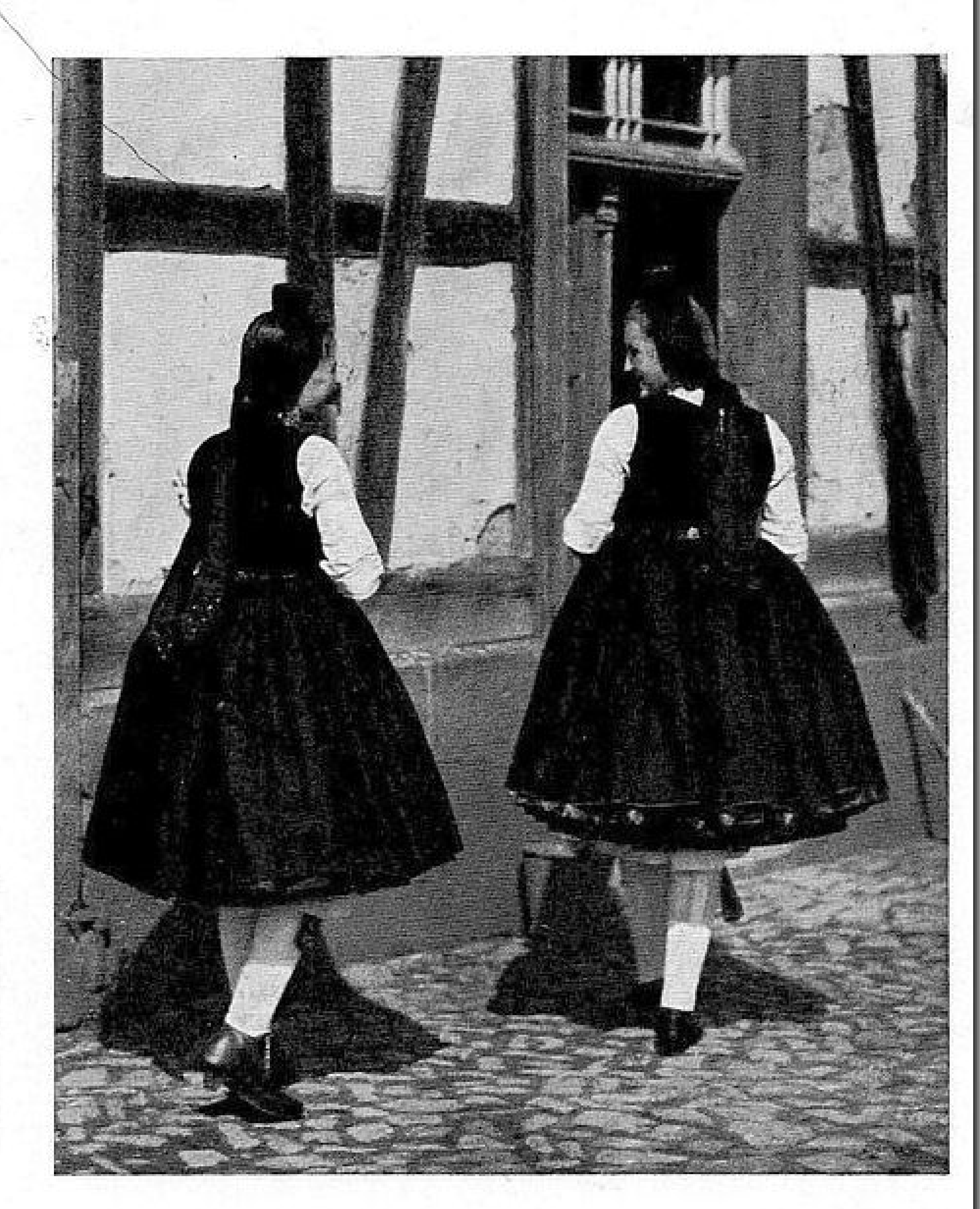
Aber nördlich einer Linie etwa, die von Wetzlar über Butzbach und Alsfeld nach Fulda zu ziehen wäre, schließt sich ein Trachtengebiet an das andere an, dicht, ohne Lücke, so daß eines das andere schützt und stärkt. Mit wenigen Worten soll ihre Lage angegeben werden. Da

ist zunächst im Herzen des Landes die Schwalm, eine kleine Landschaft am Mittellauf des gleichnamigen Flüßchens, zwischen Alsfeld und Treysa, ansteigend im Osten bis zur Wasserscheide des Knüllgebirges, mit etwa 50 Dörfern. Im Westen berührt sie das Gebiet der Marburger Tracht, die unter den hessischen Trachten heute weitaus die stärkste ist. Zu ihrem Bereich gehören mehrere ganz getrennte Landschaften: das eigentliche Lahntal von Biedenkopf bis zur hessen-darmstädtischen Grenze, das Ohmbecken rings um die Amöneburg, das Wetschafttal, und das Berg- und Hügelland, das sich westlich der Lahn bis in den Kreis Biedenkopf hinein fortsetzt; insgesamt rund 120 Dörfer, denen die Stadt Marburg gemeinsamer Markt- und Treffpunkt ist. Eingestreut in das Gebiet der Marburger Tracht und in den trachtenlosen Kreis Alsfeld liegen 20 katholische Dörfer, als letzter Pfeiler der Landbrücke, die das Erzbistum Mainz im Mittelalter quer durch Hessen nach seinem fernen Besitz im Eichsfeld zu schlagen versuchte; die konfessionelle Abgeschlossenheit ist für die Tracht ein guter Schutz geworden. Kleinere, selbständige Trachtengebiete liegen nördlich der Marburger Tracht an der Eder und im alten Amt Schönstein, auf der

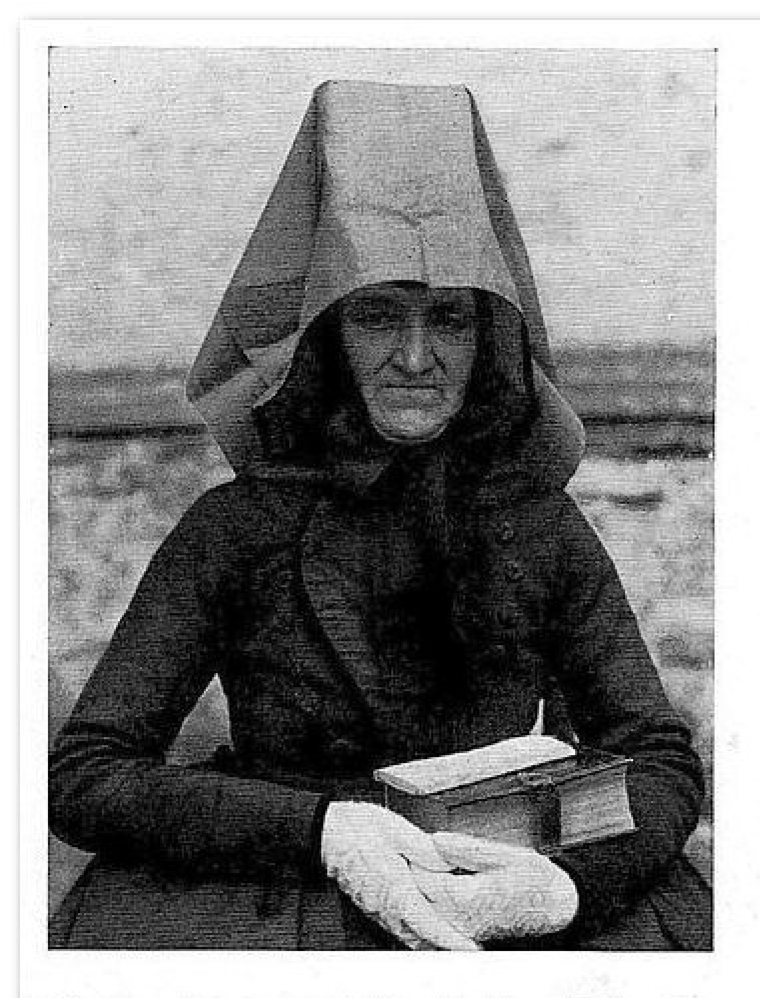


Schwälmer Kinderpaar aus Röllshausen, an der Kirmes wie die Großen in Tanztracht gekleidet. Schon vom zweiten Lebensjahr an gehen die Kinder in Tracht.

Grenze gegen Niederhessen. Lahnaufwärts, nach der westfälischen Grenze zu, besteht noch das Restgebiet der altertümlichen Hinterländer Tracht, die einstmals bis nach Marburg hin herrschte und heute durch die Mode der Stadt und zugleich durch die lebenskräftige Marburger Tracht verdrängt und ausgerottet wird. Lahnabwärts von Marburg folgt nach einer kurzen Strecke trachtenlosen Landes das ehemalige Amt Hüttenberg, südlich von Gießen bis zu der niedrigen Wasserscheide zwischen Lahn- und Maingebiet, die zugleich eine der ältesten Kulturscheiden im Hessenland ist; denn über sie lief der Limes, die Grenze zwischen dem Römerreich und den freien Germanen. Südlich dieser Grenze gibt es heute keine Trachten mehr. — Wenden wir uns von unserem Ausgangspunkt, der Schwalm, nach Osten, so kommen wir in das Gebiet der Hersfelder Tracht, das mit etwa 70 Dörfern vom Knüll aus quer über das Fuldatal bis zu dem Höhenzug reicht, der zwischen Fulda und Werra das hessische Volkstum vom thüringischen scheidet; noch weiter nach Osten schließt sich die Landecker Amtstracht an, sowie geringe, im Charakter schon thüringische Trachtenreste. Flußaufwärts von Hersfeld liegt im Fuldatal die kleine Grafschaft Schlitz mit



Schwälmer Bauernmädchen in einfacher Sonntagstracht, zu der schon 6—8 übereinander getragene Röcke gehören. Die kleine Haube und die Rocksäume in rot, der Farbe der ledigen Mädchen.



Schwälmer Bäuerin aus Holzburg im Trauerschleier. Über die Trauermütze (Ketzekappe), die über der gewöhnlichen Kappe sitzt, wird der große blaue Schleier mit Nadeln festgesteckt.

16 Dörfern, auf dieser Seite Hessens das südlichste Trachtengebiet. — Nördlich von Schwalm und Hersfelder Land beginnt das niederhessische Trachtengebiet, das die Kreise Fritzlar-Homberg, Melsungen, Kassel und Teile der Kreise Wolfhagen, Rotenburg und Ziegenhain umfaßt, räumlich das ausgedehnteste in Hessen, heute allerdings schon gänzlich im Verfall. Ebenso ist die östlich anschließende Ringgautracht nahe am Verschwinden. Der äußerste Norden von Niederhessen und das Land Waldeck sind wieder ganz trachtenlos.

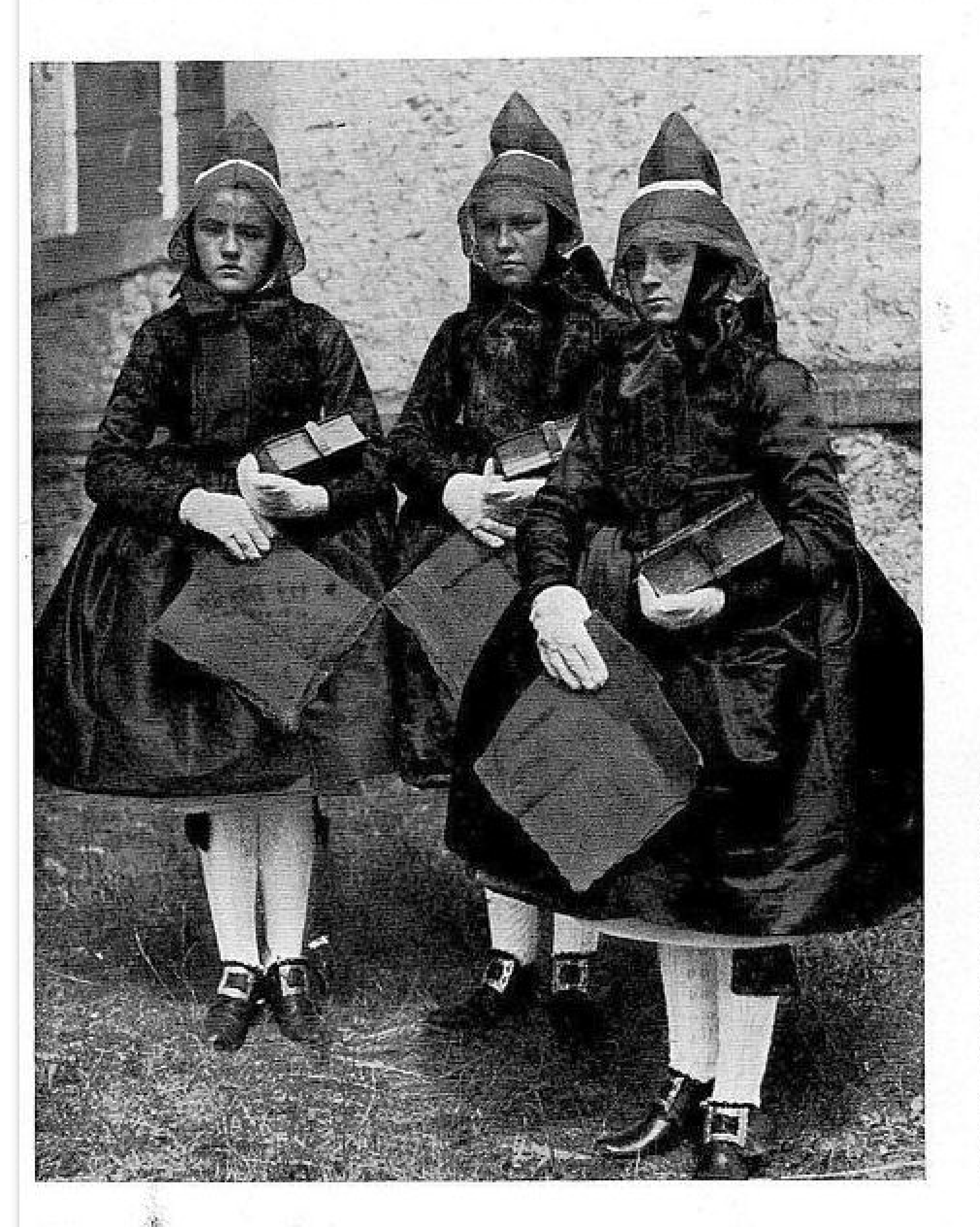
Die Schwälmer Tracht ist also nicht die einzige und nicht einmal die verbreitetste hessische Tracht, doch ist der Ruf, den sie genießt, durchaus berechtigt. Auch wer wenig Sinn für geschichtliche Überlieferung hat, spürt das Besondere an ihr, die höchst altertümliche klare Form, die einfache sichere Haltung, aus der in jedem Augenblick langgepflegte Überlieferung spricht. Nach den Begriffen, die nach der Kulturentwicklung der Stadt geprägt sind, ist die Tracht so wenig stilrein wie irgendeine andere; sie ist das Ergebnis langer Anpassung und Auslese. Doch besitzt sie eigene Form und eigenen Stil in höchstem Maße, einen rein bäuerlichen Stil, der sich unter den günstigsten Bedingungen entwickeln durfte. In der mäßig großen, räumlich geschlossenen Schwälmer Landschaft liegen Dörfer von erheblichem Wohlstand, in denen der Großgrundbesitz so selten ist wie der ausgesprochene Zwergbesitz; keine Industrie, ein paar Gruben und Steinbrüche ausgenommen, und keine größere Stadt stört den Frieden. Der Bauernschlag ist von kräftigem Körperbau, fleißig, hart gegen sich selbst, keine Mühe scheuend, aber auch sehr stolz auf seiner Hände Arbeit; von dem Selbstbewußtsein, das durch einen ansehnlichen, schwer erworbenen Besitz und durch das Gefühl der Verantwortung erzeugt wird; daher wachsam und zurückhaltend, doch wirtschaftlichen Neuerungen, landwirtschaftlichen Maschinen, neuen Dünge- und Anbauungsmethoden nicht grundsätzlich abgeneigt, wenn ihr Wert in die Augen fällt. Andererseits aber ist der Schwälmer, aus der gleichen Denkart heraus, gegen jeden Versuch einer Änderung seiner Sitten, Bräuche und Gewohnheiten äußerst abweisend und mißtrauisch, denn hierbei ist ein Vorteil nicht einzusehen und die Folgen sind unberechen-

bar; er spürt die Gefahr, die seinem Wesen droht, seinem eigenen sowohl wie dem seiner festgefügten, gut geordneten und erprobten Lebensgemeinschaft. Deshalb gibt er nicht ohne dringenden Grund vom Brauch seiner Väter etwas auf, und in nichts kommt die Stetigkeit seines Denkens reiner zum Ausdruck als in seiner Tracht. Vom Alltag bis zum höchsten Festtag ist Schnitt, Farbe, Schmuck und Haltung bis in jede Einzelheit geregelt. Es ist ein unvergeßlich feierlicher Anblick, die Männer im schwarzen Rock und breiten Hut, weißen Handschuhen, Gamaschen und Schnallenschuhen, mit ruhigem, nach innen gewandtem Gesicht, die ältesten noch mit lang auf die Schulter fallendem Haar, zum Abendmahl schreiten zu sehen; die Frauen ebenfalls fast ganz in Schwarz, nur mit weißen Handschuhen und Strümpfen, auf dem Kopf die blaue Ziehhaube und bei Trauer den blauen Abendmahlsschleier, dessen schlichte Form der ganzen Gestalt eine großartige Ruhe verleiht.



Schwälmer Taufzug auf dem Wege zur Kirche. Die Eltern tragen beide Abendmahlskleidung. Der Täufling, der von der Hebamme getragen wird, ist mit einem grünen Seidentuch bedeckt, welches der Vater am Hochzeitstage am Kirchenrock trug.

Gewicht und Form der Kleidung erzeugen die feste Haltung, die auf den Bildern so leicht den Eindruck einer Verlegenheitsstellung macht: die Beine gerade und eng nebeneinander- gestellt, die Hände vor dem Leib gefaltet. Sie erinnert an die steife, zeremoniöse Haltung des 16. Jahrhunderts und ist gleichen Ursprungs wie diese; sie ergibt sich auf natürliche Weise aus der Fülle der abstehenden Röcke. Ebenso schließt der schwere Männerrock und mehr noch der mächtige Hut jede schnelle, fahrige, würdelose Bewegung aus. Von höchster Feierlichkeit ist die Tracht, in der man einem Verstorbenen das letzte Geleit gibt. Die Frauen tragen bei dieser Gelegenheit ein seltsames altes Kleidungsstück, das Trauer- mäntelchen, das über den Kopf geworfen und mit beiden Händen festgehalten wird, und in dem Augenblick, in dem der Sarg in die Grube sinkt, sich über dem Gesicht schließt, gleichsam das Bild des Toten aus den Augen löschend; eine sinnbildliche Handlung von schauerlicher Eindringlichkeit. Nicht minder streng ist die ungeschriebene Kleiderordnung für die frohen Feste, für Hochzeit und Kindtaufe. Sie beweist, daß auch diese Feste nicht als Privatsache betrachtet werden, sondern, da sie die rechtliche Stellung des einzelnen zur Gesamtheit an-



Schwälmer Konfirmandinnen aus Holzburg. Die schwarze grüngestickte Kappe ist von einem blauen durchsichtigen Schleier bedeckt (Ziehhaube), das blaue Paradeta- schentuch ist ausein- andergefaltet, wie es beim Umgang um den Altar getragen wird.



Schwälmer Bäuerinnen aus Holzburg im Trauermantel. Dieser enggefältelte, mit Samt eingefaßte Mantel wird von den zur Beerdigung „eingeladenen" Frauen in dem Augenblick über den Kopf gezogen, wenn der Trauerzug sich in Bewegung setzt. Beim Herablassen des Sarges verhüllen die Frauen vollständig ihr Gesicht unter dem Mäntelchen.

gehen, als Angelegenheit der Gesamtheit. Und eben darin, daß sie für jeden, er sei reich oder arm, grundsätzlich das gleiche vorschreiben, den Reichen vor Überheblichkeit, den Armen vor Würdelosigkeit bewahren, zeigt sich ein wahrhafter und wohltätiger Gemeinschaftssinn.

In Form und Schnitt geht die Tracht in der Hauptsache auf das 18. Jahrhundert zurück; aber vom Geist dieses lebenslustigen Zeitalters hat sie wenig. Ihre Grundfarben sind ernst, fast spröde: schwarz, weiß und blau. Die Farben der Freude, der Jugend, der Hochzeit sind rot und grün und gold; aber als Ausnahme, als Zutat; die Grundhaltung bleibt sich immer gleich. Es geht durch die Tracht ein eigentümlich kühler Hauch, eine Erinnerung an die Reformationszeit; ein unbewußter Zug der Abkehr von allzu derbem äußerlichem Prunk, der Hinwendung zum Gedanklichen auch im Schmuck. Er geht fast durch alle hessischen Trachten, und eine angeborene Herbheit und Nüchternheit des hessischen Volkes kommt dieser Richtung immer entgegen.



Schwälmer Bauernmädchen als Hochzeitsgast rot „gebretert“, der Rückenschmuck besonders geziert durch das überreich in Gold gestickte „Bindschnürchen“.

Auf die Kleidervorschriften für alle Gelegenheiten näher einzugehen, ist hier kein Platz. Die Bilder sprechen für sich selbst. Sie zeigen auch, welch geachtete Stellung in der Tracht die Handarbeit einnimmt. Zwar wird die Kleidung im ganzen, besonders die Männerkleidung, vom Schneider, Hutmacher, Schuster und Schnallenmacher besorgt. Aber ein Teil dieser Handwerke stirbt aus oder verschwindet doch aus dem Dorf. Lange Zeit waren gerade die Handwerke, die für die Tracht wichtig sind, in den Händen französischer Emigranten, die Landgraf Karl um 1700 in Hessen angesiedelt hatte und die wohl Geschicklichkeit zu allerlei Gewerben mitbrachten, aber wenig Neigung zum Bauerntum. Strumpfstrickerei und Hutmacherei waren solche Berufe, denen sie besonders zuneigten. Zwei Jahrhunderte lang versorgte eine einzige Familie französischer Abstammung die gesamte Schwalm mit den bekannten übersponnenen Knöpfen, die als fertige Garnitur verkauft wurden, das Dutzend zu 19 Stück gerechnet; denn so viel Knöpfe sind



Schwälmer Brautpaar aus Schrecksbach mit Brautjungfern. Braut und Bräutigam gehen im Abendmahlskleid, der Dreimaster des Bräutigams ist mit rotgoldenen Bändern und der hohen „Lust" aus Glaskugeln verziert. Das Tuch am Rock wird später über den Täufling gedeckt. Die Braut ist „grün geschappelt". Der lange Zwirn, mit dem die Sträuße am Arm befestigt sind, wird zum Nähen des ersten Kinderhemdchens benutzt. Die Brautjungfern sind „rotgeschappelt" und tragen goldene Ecken an den Hüften.



Schwälmer Kirmestanz in Röllshausen. Die Fülle der übereinandergetragenen Röcke erreicht zum Tanzen die stattliche Zahl von 12—16 Stück.

für den herzförmigen Verschluß der Frauenjacke gerade nötig. Heute ist die Knopfmacherei als selbständiger Beruf erloschen, aber die Bauern haben die Kunst gelernt und machen für ihren Bedarf die Knöpfe selber. Hüte und Schuhe in der Form der Tracht anzufertigen, ist keine besondere Kunst; sie werden daher geliefert, solange sie verlangt werden. Das Aussterben der Schnallenmacherei kann dagegen leicht zu einer gänzlichen Umformung des Schuhwerks führen, denn die Herstellung der Schnallen ist ohne besonderes Handwerkszeug, das dem Bauern fehlt, nicht möglich. Aber alles andere liegt in den geschickten Händen der Frauen und Mädchen, auch heute noch. Metallschmuck gibt es in Hessen so gut wie gar nicht, sondern fast nur Handarbeit. Für die Entwicklung der Trachten ist das ein großes Glück. An kunstvoller Strickerei, Stick- und Ausnäharbeit in unendlich vielseitiger, altüberlieferter Technik ist die Schwälmer Tracht unübertroffen. Doch muß man schon recht genau hinsehen, um alle Feinheiten der Arbeit wirklich zu erkennen. Die Strickarbeit der Strümpfe und Handschuhe und die Hemdenstickerei ist weiß in weiß, die Stickerei auf den Männerröcken hellblau auf dunkelblau, auf den Miedern und Tüchern zusammen mit dem Grund-

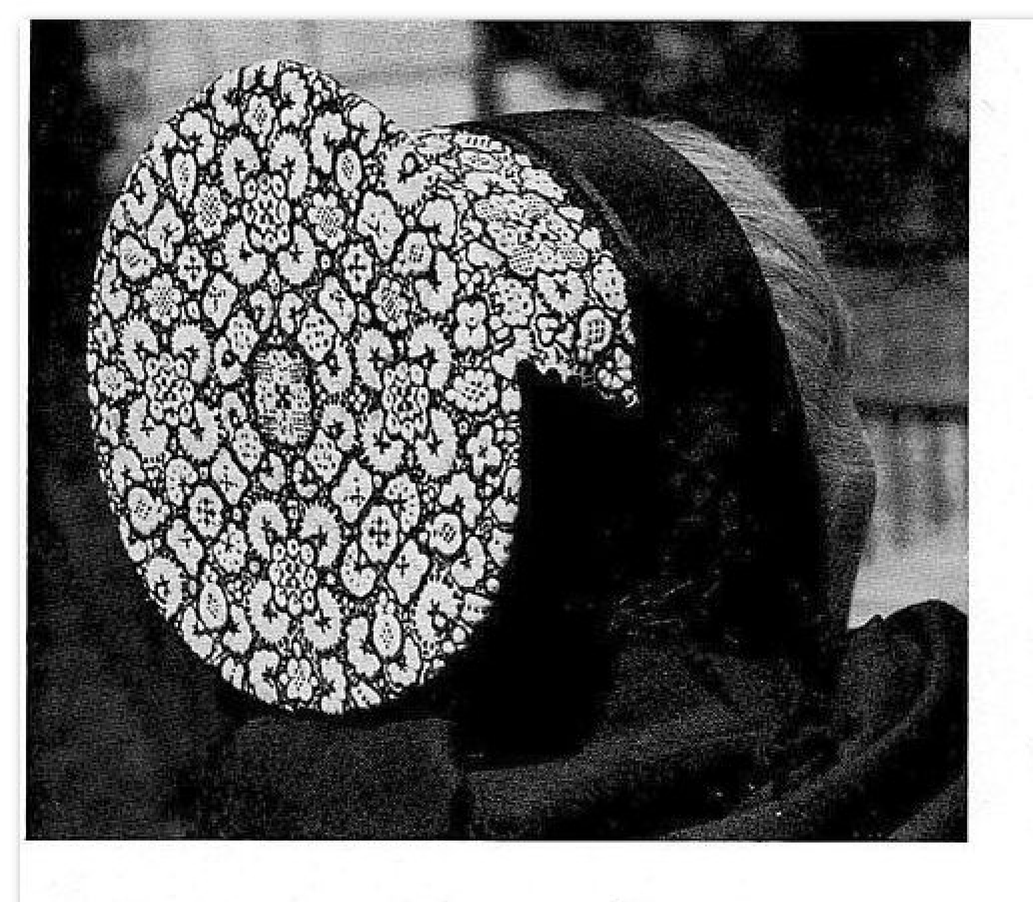
stoff blau gefärbt. Die unauffälligste Handarbeit ist oft die kostbarste und kunstvollste. Es ist ein schöner und vornehmer Zug, in dieser Weise Reichtum, Fleiß und Fähigkeiten offen und stolz zu zeigen, ohne damit auffällig zu protzen.

Der Prunk der Hochzeitstracht spricht allerdings scheinbar dagegen. Doch die schweren, prachtvollen Goldplattstickereien der Brusteinsätze und der Ecken – der seitlich auf den Hüften liegenden Platten – gehören zu einer Zeremonialtracht, die gerade den Einzelnen vorübergehend hervorheben soll, also einem ganz bestimmten Zweck dient. Der Schwälmer ist sehr kirchlich und sieht besonders streng darauf, daß solche Bräuche, die mit gottesdienstlichen Handlungen verbunden sind, sorgfältig geachtet werden.

An sich sind die Bedingungen für das Weiterleben der Schwälmer Tracht eben nicht ungünstig. Die Gesundung des Bauerntums im Neuen Reich kann ihr wieder Auftrieb



Schwälmerinnen aus Röllshausen in Tanztracht mit den goldgestickten „Ecken“ oder „Tanzplatten“ an den Hüften.



Das „Knöppelstülpchen", die Abendmahlsmütze einer hinterländer Bäuerin aus dem Breidenbacher Grund, die nur noch von wenigen alten Frauen getragen wird.

geben. Aber wie ihr bisher Spott und Mißachtung von seiten gedankenloser Städter gefährlich werden konnte, so heute eine unvermutete Wertschätzung, die doch etwas zu plötzlich kommt, um ganz ernst genommen zu werden. Der Bauer hat gewiß nichts dagegen, wenn der zufällige Besucher still am Wege haltmacht, um den Kirchgang der Dorfbewohner zu betrachten; er hat es im sicheren Gefühl seiner Würde sogar nicht ungern. Aber es geht nicht an, daß der Bauer am Sonntag Spießruten laufen muß durch eine dichte Mauer photographierender Ausflügler, die ein geschäftiger Verkehrsverein vor seiner Kirchentüre abgeladen hat. Ebenso bringt das heute so beliebte Zurschaustellen von Trachtengruppen, einerlei zu welchem Zweck, der wirklichen Volkstracht nur Schaden. Der Bauer ist kein Ausstellungsobjekt und besonders der Schwälmer Bauer ist in dieser Hinsicht äußerst empfindlich. Er fühlt ganz genau, daß die Menschen, die ihn als rückständig verlachen, und die anderen, die ihn wegen seiner Beständigkeit ins Gesicht hinein loben, im Grunde ja gleich taktlos sind.

Trachten, die der Schwälmer Tracht in mancher Hinsicht ähnlich sind, finden sich noch heute im Kreis Biedenkopf, dem sogenannten Hinterland. Sie kommen ihr an Altertümlichkeit der Erscheinung gleich, übertreffen sie sogar noch. Die Hauptbestandteile dieser Hinterländer Trachten, die untereinander sich nur geringfügig unterscheiden, sind: ein sehr weiter und schwerer, eng in Falten gelegter Miederrock, aus schwarzer Beiderwand, wie er in vielen alten deutschen Trachten wiederkehrt, wenn auch selten in dieser reinen und charaktervollen Form; ein wollener Unterrock, ähnlich, doch enger und leichter; Hauben verschiedener Art, die aus Modeformen des 15. bis 16. Jahrhunderts entstanden



Schulklasse aus Erksdorf im Marburger Trachtengebiet, mit dem typischen „Haarschnatz" der Marburger Tracht.

sind; ein Hemd, das im Schnitt einem Hemd des 16. Jahrhunderts fast gleicht. Die Zutaten der Tracht weisen auf ein ebenso hohes Alter zurück. Auch den Trauermantel, den wir schon in der Schwalm sahen, trägt man im Hinterland noch. Die Farben sind sehr schlicht, fast nur Schwarz und Weiß, dazu ein wenig Blau. Die anderen Farben, die stets nur in bescheidenem Maß angewandt wurden, sind nahezu verschwunden, vor allem Rot, die Farbe der Jugend; denn die Hinterländer Trachten sind im Aussterben begriffen. Selten sieht man noch eine Bäuerin unter 40 Jahren in Tracht, seltener noch ein Mädchen. Daß sie überhaupt sich noch hat halten können, liegt an der Unverwüstlichkeit der selbstgewebten Leinwand und Beiderwand. Eine Aussteuer von zehn Faltenröcken und fünfzig bis achtzig Paar Strümpfen ist meist in einem Menschenalter nicht aufzubrauchen. Dazu kommt das Gewicht der Kleidung, das recht bedeutend ist; wenn sich eine Frau von Jugend auf daran gewöhnt hat, so wird sie sich selten noch in späteren Jahren zu einem Kleiderwechsel verstehen, der eine völlige Umstellung jeder Bewegung, des Schrittes und der Körperhaltung verlangt. Die Alten bleiben also dabei; die Jungen dagegen mögen die schwere Tracht überhaupt nicht mehr anziehen.

Noch kurz vor dem Kriege boten die Hinterländer Trachten ein prächtiges Bild. Ihr



Hessische Bauernmädchen aus Niederasphe in Marburger Tracht. Der obere Teil der Mädchenhauben (Betzeln) ist mit prachtvoller Stickerei verziert.

Hessische Braut aus Erksdorf im Marburger Land mit Brautjungfern. Über den Kappen tragen sie weiße Ziehhauben, die mit Kränzen aus künstlichen Blumen geschmückt sind.

plötzlicher und unvermittelter Untergang ist wohl verständlich, denn der Unterschied gegen die moderne Kleidung ist eben doch zu groß, und manche Unbequemlichkeit nicht abzuleugnen. Aber sehr schade ist es, daß dabei die altererbte Handfertigkeit um die Jahrhundertwende so gänzlich verlorengegangen ist. Denn die Handarbeit des Hinterlandes konnte sich mit der des Schwalmtales sehr wohl messen, sie hatte dazu vor ihr den Vorsprung einer um Jahrhunderte älteren Überlieferung. Wie in den Stickereien der Schwalm noch überall der Geschmack der Barockzeit zu erkennen ist, so klingen in den Hinterländer Stickmustern Gedanken und Formgefühl des Mittelalters nach; ja, die herrlichen roten Plattstickereien der Mädchenstülpchen (Hauben) des Breidenbacher Grundes, die man heute nicht mehr zu sehen bekommt, und die Musterung der selten gewordenen gesteppten, schwarz bestickten Trauerstülpchen fordern zum Vergleich mit altgermanischen Schmuckformen auf. Ebenso gediegen, eigenartig und geschmackvoll war die Handarbeit an Handtüchern, Korb- und Taschentüchern, an Hemd und Oberhemd, an Schürzen, Kinderhäubchen, Ärmeln und Brusttüchern. Das alles gehört der Vergangenheit an, nur den letzten bescheidenen Rest können unsere Bilder zeigen.

Alte Trachtenbilder besitzen wir nicht. Wir dürfen aber annehmen, daß bis ins 18. Jahrhundert die meisten hessischen Trachten den beiden genannten ähnlich gewesen sind. Doch gegen Ende des Jahrhunderts ging von den größeren Städten Hessens eine starke Modeströmung aus, welche teils die alten Trachten verdrängte und vernichtete, teils zur Entstehung neuer Trachten führte. Im nördlichen Hessen waren es besonders die Städte Marburg und Kassel.

Um 1800 nahmen die Dörfer des Lahntals die städtische Kleidung an, in der Form, wie sie von der Stadt Marburg geboten wurde; also wohl schon als kleinstädtische Sonderform, die noch manche Eigenheit der Rokokozeit besaß. Die alte schwarze Tracht wurde teilweise beiseite geschoben. Doch die Strömung kam rasch zum Stillstand, die Modekleidung mußte bald mit der alten Tracht eine Verbindung eingehen und die Mode erstarrte wieder zu einer neuen Tracht. Das ist die Marburger Tracht, die im Laufe des 19. Jahrhunderts die alte Tracht in das Hinterland abdrängte und gleichzeitig auf der anderen Seite bis an das Gebiet der Schwälmer Tracht vorstieß. Sie eroberte sich den ganzen Wirtschafts- und Verwaltungsbereich der Stadt Marburg. Der Vorteil dieser Tracht lag darin, daß sie der Farbe einen viel größeren Raum gewährte, und, ähnlich der städtischen Kleidung, dem persönlichen Geschmack viel größere Freiheit ließ. Dadurch war sie imstande, in verhältnismäßig kurzer Zeit eine Menge kleiner Farb- und Formwechsel zu überstehen, unabwendbare Modeeinflüsse rasch auszugleichen und sogar Abweichungen von Dorf zu Dorf zu ertragen, ohne ihre Einheitlichkeit im ganzen zu verlieren. Denn sie hat bis heute weder den Formcharakter noch die Vorliebe für bestimmte lichte und zarte Farbenzusammenstellungen preisgegeben, die sie bei ihrer Entstehung von der damaligen Mode übernommen hatte. Die Handarbeit spielt heute keine große Rolle mehr, sie beschränkt sich auf die Herstellung der Häubchen und ausnahmsweise der Schürzen. Sowohl die Stoffe wie die reichlich verwendeten Posamenten sind Fabrikerzeugnisse, die allerdings

genau auf die Wünsche der Marburger Bauern eingestellt sind. Der Einzelhandel mit Trachtenstoffen und Zubehör befindet sich größtenteils in jüdischen Händen.

Wie zu erwarten, haben besonders die Trachten der hohen kirchlichen Festtage, die Konfirmations- und Abendmahlstracht, sowie die Trauertracht an den älteren Formen und Farben festgehalten. Eine Marburger Bäuerin, die im Trauermantel zum Begräbnis geht, unterscheidet sich von einer Hinterländerin nicht viel. Zur Hochzeit ist allein die Braut schwarz gekleidet, während alle anderen, die Brautjungfern wie die Hochzeitsgäste, ihren buntesten Staat tragen.

M ä n n e r t r a c h t gibt es in ganz Hessen, außer in der Schwalm, so gut wie gar nicht mehr; selten sieht man noch einen Mann im blauen Arbeitskittel. Die Zipfelmütze ist abgekommen. Die Burschen, die manchmal mit ihr auf Trachtenfesten auftreten, lassen die



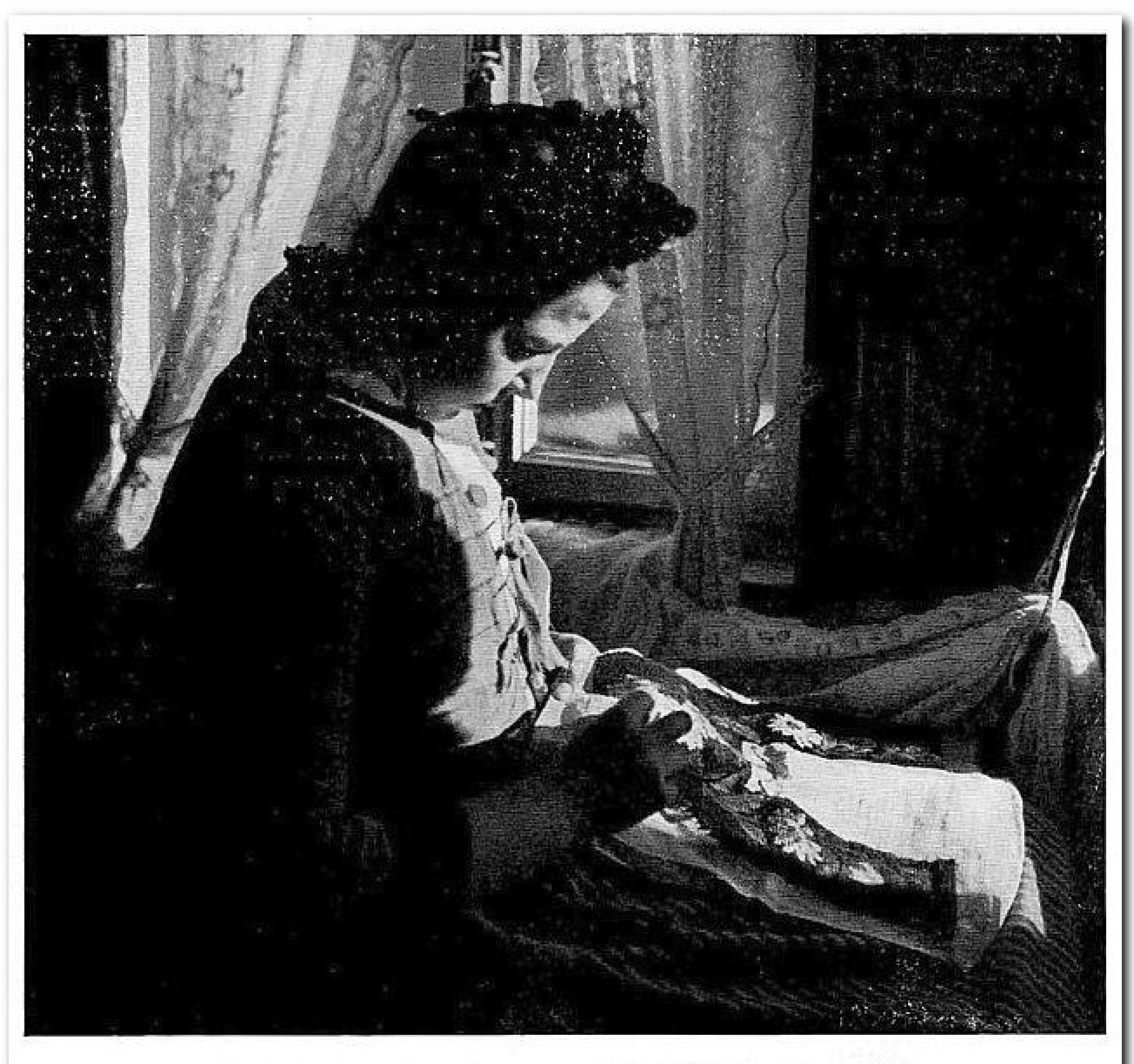
Abendmahlstracht aus Mornshausen im hessischen Hinterland. Die enggefältelten schwarzen Beiderwandröcke und Schürzen weisen ebenso wie die „Dellmutsche" (Haube) auf mittelalterliche Modeformen hin.

Mütze wie eine Wurst herabhängen und wissen nicht einmal mehr, wie sie gefaltet wird, um richtigen Sitz zu haben.

Die Tracht des alten Amtes Hüttenberg, südlich von Gießen, ist in ihrer Gesamterscheinung ebenfalls noch recht altertümlich. Die Farben der Werktags- und Kirchentracht sind vorwiegend schwarz, und auch die gewöhnliche Sonn- und Festtagstracht bevorzugt dunkle Farben: ein schweres Grün oder Blau mit hellen, aber unaufdringlichen Mustern. Selbst die Tanztracht ist im ganzen, trotz der bunten Bänder, nicht hell. Nur an der Hochzeit entfaltet sich der alte Reichtum der prachtvoll gestickten Bänder, aus denen „Sackschlupp" und „Brustschlupp" zusammengesetzt sind, und der Brautkronen, soweit sie noch vorhanden sind, denn neu gemacht werden sie nicht mehr. Überhaupt verschwindet die Tracht schnell, Kinder tragen sie nicht mehr, Mädchen selten, und die Frauentracht vereinfacht sich von Jahr zu Jahr. Der Trauermantel, der noch vor wenigen Jahren üblich



Bauernmädchen aus dem Marburger Land in der schwarz-weißen Abendmahlstracht. Über der schwarzen Betzel (Häubchen) eine Ziehhaube aus weißem Tüll.

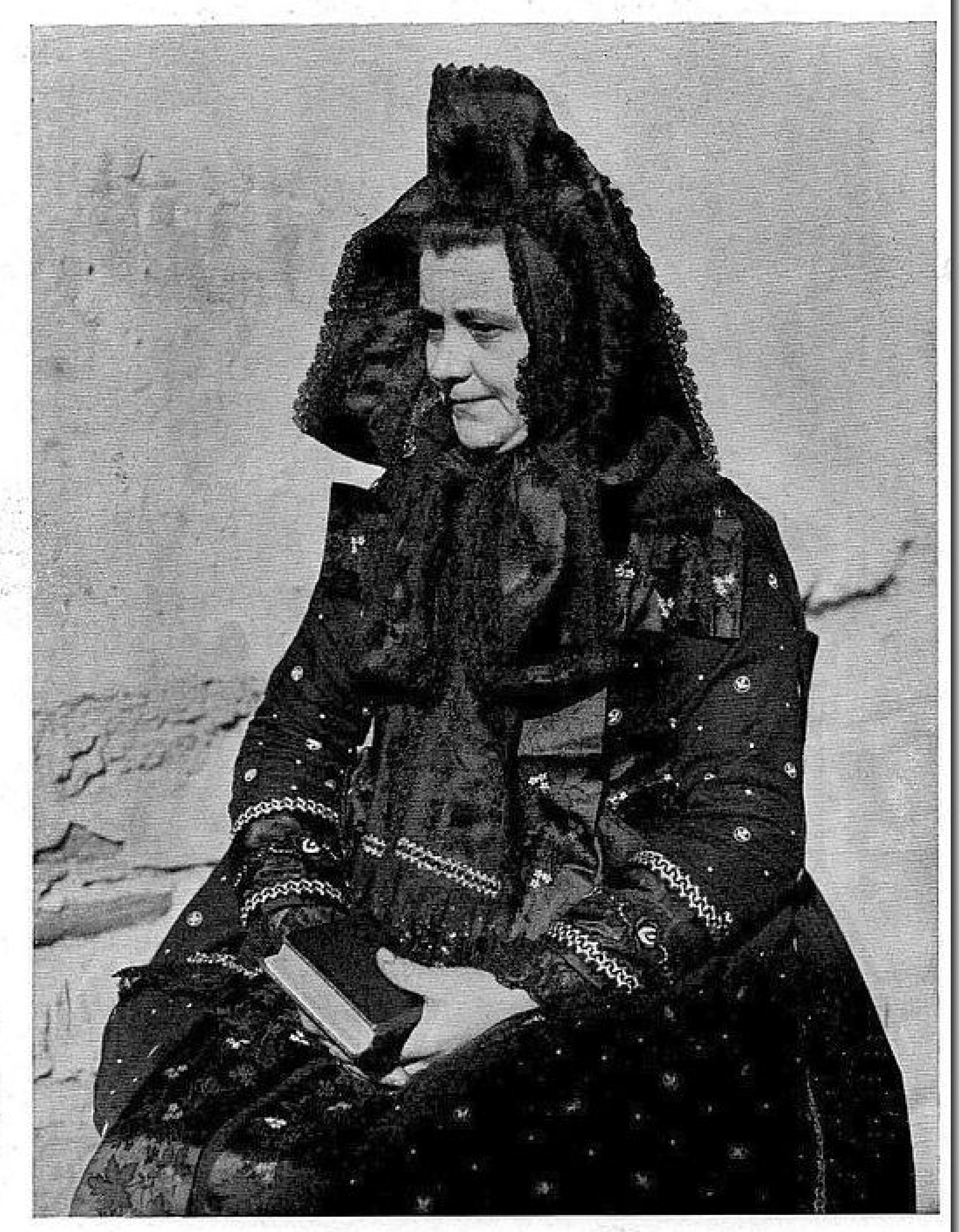


Mädchen aus dem Hüttenberger Land beim Sticken ihrer Brautschuhe.

war, ist endgültig außer Gebrauch. Am häufigsten zu sehen ist noch die einfache Arbeitstracht mit der althessischen, auch in der Marburger Gegend und der Schwalm bekannten Frisur, einem auf der Höhe des Kopfes straff gezogenen Haarknoten, dem „Schnatz". Schuld am Verfall hat wohl weniger die Nähe der Städte Gießen und Butzbach, als der Einfluß der Großstadt Frankfurt, der sich bis in diese Gegend stark bemerkbar macht.

Die Hüttenberger Tracht war zur Zeit der Reformation sicher einfarbig schwarz, und hat erst später etwas Farbe angenommen. Es ist nun eine merkwürdige Erscheinung, daß kurz vor dem Erlöschen der Tracht in einigen Dörfern des Hüttenbergs eine strenggläubige Bewegung aufgekommen ist, die wiederum alle Farbe verdammt und zum reinen Schwarz zurückkehrt – ein Beispiel, daß trotz aller äußerlichen Zufälle der Entwicklung der Volkscharakter in der Tracht doch immer wieder durchbricht.

Inmitten der ernsten, stets etwas kühlen und verhaltenen protestantischen Trachten liegen die farbenfrohen Inseln der katholischen Tracht. Es sind nur wenige im protestantischen Gebiet weit zerstreute Dörfer, die gerade durch ihre abgeschiedene Lage bewahrt wurden, während die Gegenden Hessens, in denen zusammenhängende katholische Gebiete bestehen, schon längst trachtenlos sind. Hier aber ist in der Einsamkeit ein Farbenwunder aufgeblüht, kräftig, tief, leuchtend und rein; unsere Bilder können nur einen ganz unvollkommenen Begriff geben. Die Farben der kerzentragenden Kommunionskinder sind Rot, Violett, Grün, Blau, Weiß und Silber; die Mädchen, die am Sonntag durch die

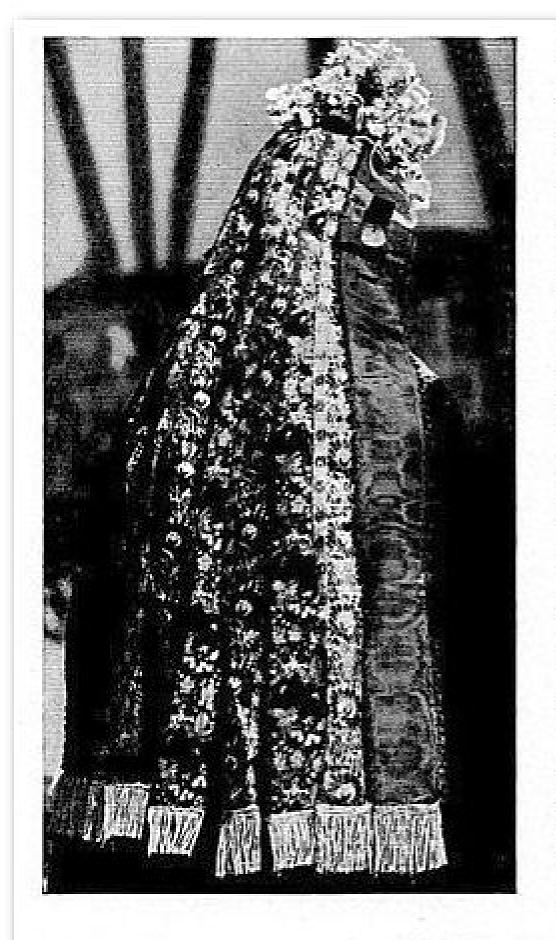


Hüttenberger Bäuerin in Sonntagstracht. Die Haube ist aus schwarzem „gewässertem" Seidenband (Moiréband).



Katholische Braut aus dem Katzenberg. „Brautmotze" (Jacke) und Schürze sind aus schwarzer Atlasseide.

Felder spazierengehen, haben knallrote Röcke und bunte Schürzen und Tücher. Am eindrucksvollsten ist die Braut: sie trägt nur wenig Blau, Rot und Weiß über dem schwarz schimmernden Atlasgrund von Rock, Jacke und Schürze, und über dem Rücken, von der Brautkrone ausgehend, einen breiten Fächer silberdurchwirkter Bänder. Der Einfluß des farbenprächtigen katholischen Gottesdienstes ist unverkennbar, besonders in der häufigen Verwendung von Violett, das sonst in den Volkstrachten wenig vorkommt. Es fehlen aber völlig die wechselndschimmernden Mischtöne, die süddeutsche Trachten öfters



haben. Stets stehen die Farben unvermischt, klar und sauber nebeneinander, und darin ist die Tracht auch mit den protestantischen Trachten Hessens entschieden verwandt. Die Tracht ist noch sehr lebenskräftig; es ist ein reizendes Bild, die ganz kleinen bunten Kinder in der Schulbank sitzen zu sehen. Es gibt noch viel Handarbeit. Die schöngemusterten Zwickelstrümpfe und Handschuhe, die wollenen Jacken und Halstücher werden von den Mädchen selbst gestrickt, gehäkelt und bestickt, zum Teil auch die Rock- und Schürzensäume. Doch beginnen hier schon die Erzeugnisse der Posamentenfabriken Eingang zu finden. Die sehr hübsche, kleidsame Haartracht der Kinder und Mädchen ist modern; sie konnte sich erst entwickeln, seit die Hauben außer Gebrauch kamen.

Auch die Tracht des kleinen Schlitzerlandes ist bunt; nicht so bunt wie die katholische Tracht, aber doch viel lebenslustiger als die übrigen protestantischen Trachten. Mit der katholischen Tracht hat sie

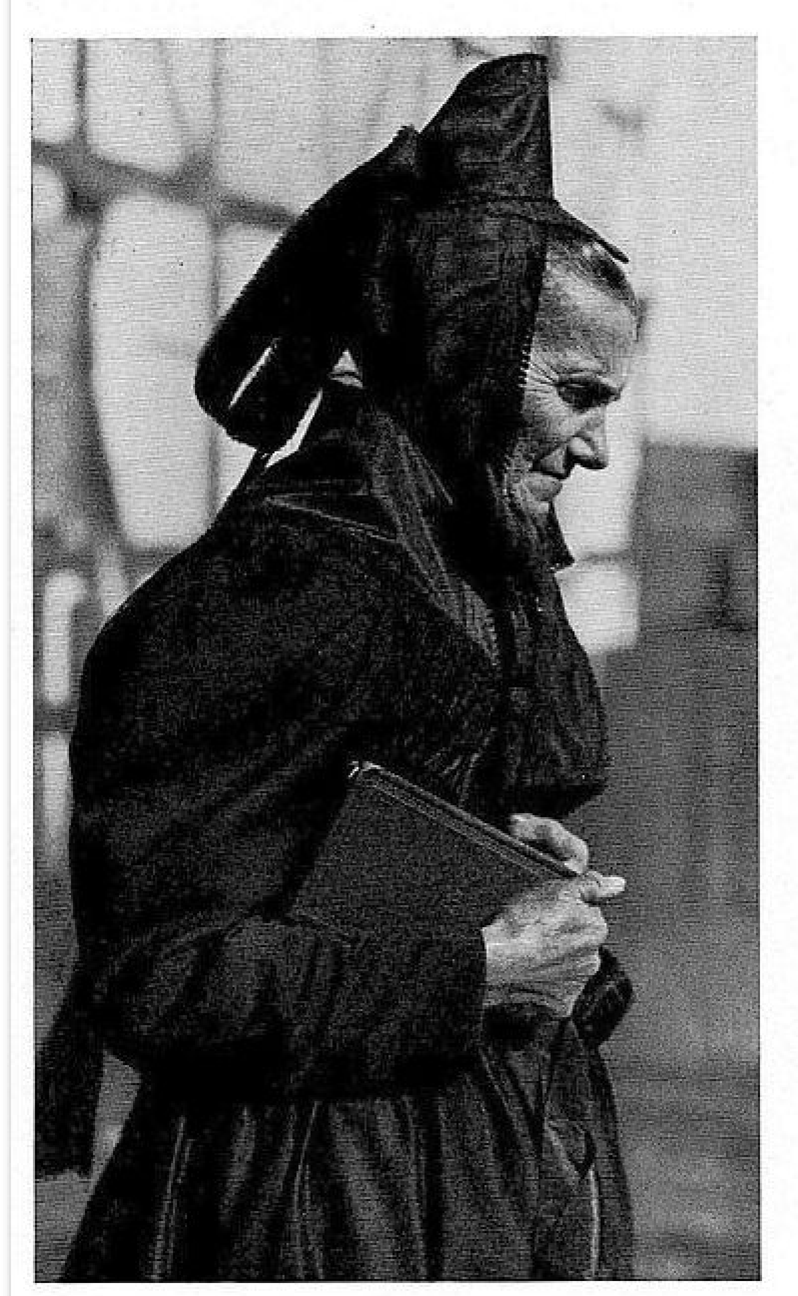
Rückansicht der Brauttracht der gegenüberstehenden Seite. Das Brautschäppel aus künstlichen Blumen trägt nach hinten zwei buntbeblümte Bänder und zwei rote, alle mit Goldfransen. Die Bänder werden von der „Nähderin" (Näherin) strahlenförmig mit Nadeln gesteckt.

Kinder in katholischer Hessentracht aus Mardorf. Die farbigen Röckchen sind mit bunten Borten verziert. In kalter Jahreszeit tragen auch die kleinen Kinder ein grünes Strickjäckchen, dessen Ränder bunt bestickt sind (Bortemotze).

auch manche Handarbeit gemeinsam, vor allem die in Form und Farbe sehr ähnliche ältere Wolljacke und die Zwickelstrümpfe. Die Wolljacke, die noch den weiten Ausschnitt der Empirezeit hatte, macht allmählich einer neueren, hochgeschlossenen Form Platz; die solide Handarbeit aber ist geblieben. Dagegen wird der Schürzen- und Rockbesatz wie in der Marburger Tracht fertig gekauft; zum Teil sind es dieselben Muster. Die Tracht ist in ihrem Bestand gefährdet, da schon die Schulkinder sie kaum noch tragen.

Die Hersfelder Hubbeltracht, so genannt nach der kleinen Haube, der „Hubbel", ist heute nur noch eine Tracht der älteren Frauen. Sie sieht zum Abendmahl noch immer würdig genug aus, da aber außer der Haube wenig Altes mehr an ihr ist, so bilden sich leicht Mischformen zwischen ihr und der städtischen Kleidung, und sie erliegt einer allmählichen Verschleifung. In jedem Dorf besteht eine Stufenleiter verschiedener Trachtenformen, von der ältesten bis zur jüngsten Kirchgängerin. Die Auflösung geht von der Stadt Hersfeld aus; in den abgelegenen Tälern des Knüllgebirges hält sich die Tracht am längsten. Sie ist heute einfarbig schwarz, zum Abendmahl kommt noch etwas Weiß dazu.

Verschiedene wenig bedeutende hessische Trachten sind hier weggelassen. Wir werfen zum Schluß noch einen Blick auf die merkwürdige, fast erloschene Niederhessische Tracht. Ihr Kennzeichen ist eine hohe, spitze Haube, die besetzt ist mit einem einzigen, kunstvoll gelegten Band, das noch einmal in einer Spitze die eigentliche Haube überragt und hinten eine breite, gesteifte, lang herabhängende Schleife bildet. Diese Haube ist auf niederhessischen Trachtenbildern vor 1850 niemals zu sehen, wir wissen nicht, woher sie stammt; sie hat auch kein städtisches Vorbild. Vielleicht war sie ursprüng-



Hubbelfrau aus Frielingen im Knüllgebirge auf dem Kirchgang. Von Mädchen und jungen Frauen wird diese Tracht nicht mehr getragen.



Bauernmädchen aus dem Schlitzer Ländchen in der sommerlichen Sonntags- oder Tanztracht. Bunte Röcke und dicke wollene Halstücher, welche mit breiten Borten verziert sind.

Hessische Bauernmädchen aus dem Schlitzer Ländchen mit dem alten weiten Faltenrock. Statt des bunten Bortemotzens werden jetzt ebenfalls selbstgefertigte Strickjacken getragen.



Niederhessische Bäuerin aus Balhorn mit der Abendmahlshaube.



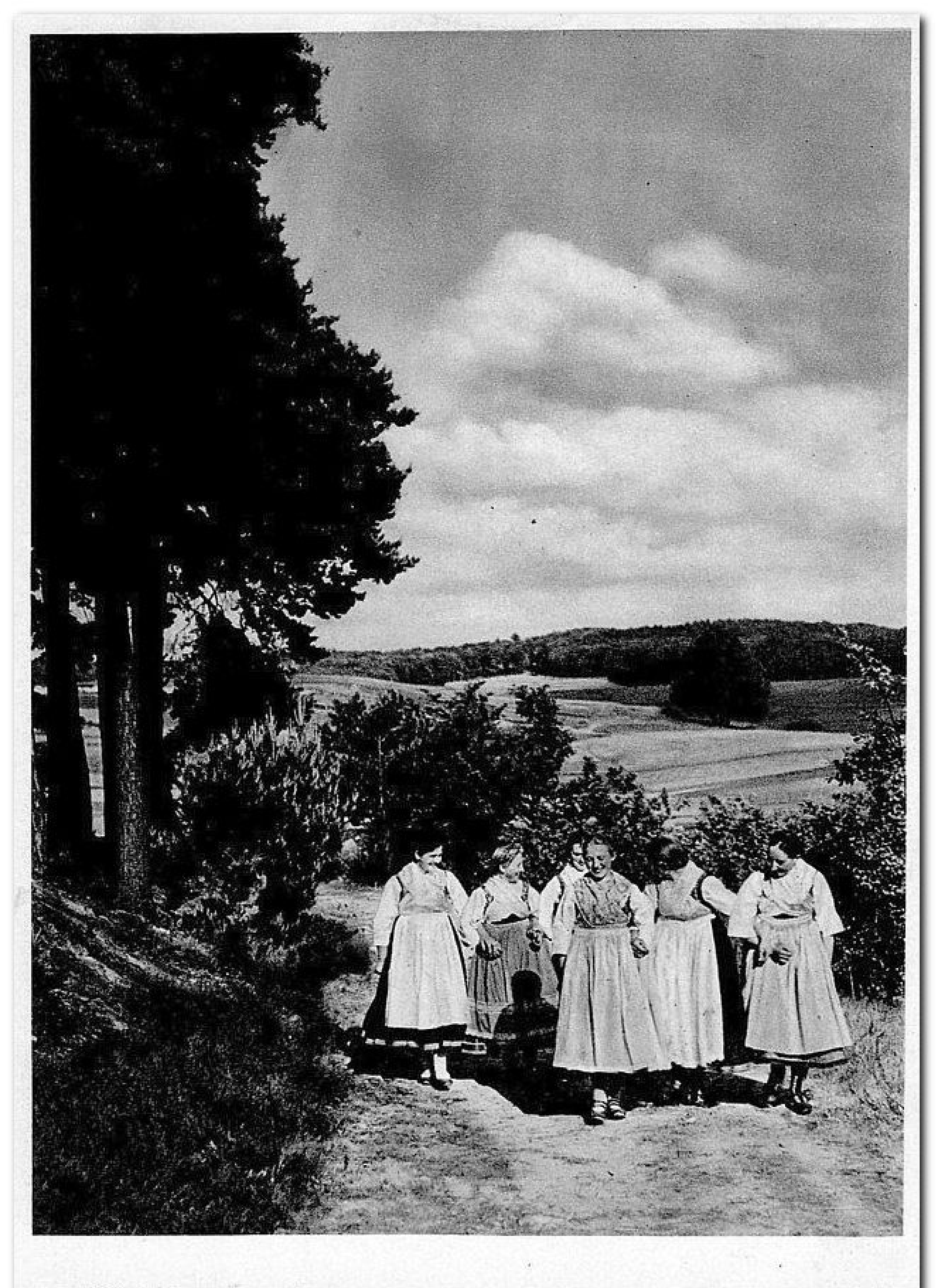
Niederhessische Spitzhaube aus Balhorn mit dem zierlich gestickten Haubenboden.

lich heimisch in einem kleinen Bezirk zwischen Melsungen und Gudensberg, aber sie breitete sich mit großer Schnelligkeit aus, über ein Gebiet, das mehr als 200 Dörfer hat und 50 km in der Länge und Breite sich erstreckt. Dies Gebiet ist ganz uneinheitlich und unübersichtlich, und hat von einem Ende zum anderen keinerlei persönliche Beziehungen und auch seit langem keine politischen und konfessionellen Grenzen mehr. Aber seltsam ist es, daß diese Tracht des 19. Jahrhunderts nach Nordwesten gerade bis zu der Linie vorgerückt ist, die seit 1000 Jahren die Stammesgrenze gegen die Niedersachsen bildet, nach Osten bis an die Stammesgrenze gegen die Thüringer; nach Süden bis zu der mittelalterlichen Grenzscheide zwischen Ober- und Niederhessen. Dem Volk sind die Stammesgrenzen längst aus der bewußten Erinnerung verschwunden, aber die Tracht zeigt, daß sie unbewußt noch immer lebendig und wirksam sind.

Es gibt heute noch einige hundert Frauen, die die niederhessische Tracht tragen, doch fast alle sind über 60 Jahre alt, und ihre Zahl schmilzt schnell dahin. Am besten hielt sich die Tracht in den wenigen renitenten Gemeinden – so nennt man die Gemeinden, die sich dem Zusammenschluß zur Landeskirche im Jahre 1873 widersetzt haben – und merkwürdigerweise in nächster Nähe der Stadt Kassel.



Niederhessische Tracht aus Balhorn mit der eigenartig hohen Spitzhaube. Der lilafarbene Mantel wird heute noch im Winter getragen.



Katholische Hessentracht vom Katzenberg. Bauernmädchen aus Ruhlkirchen beim Sonntagsspaziergang.



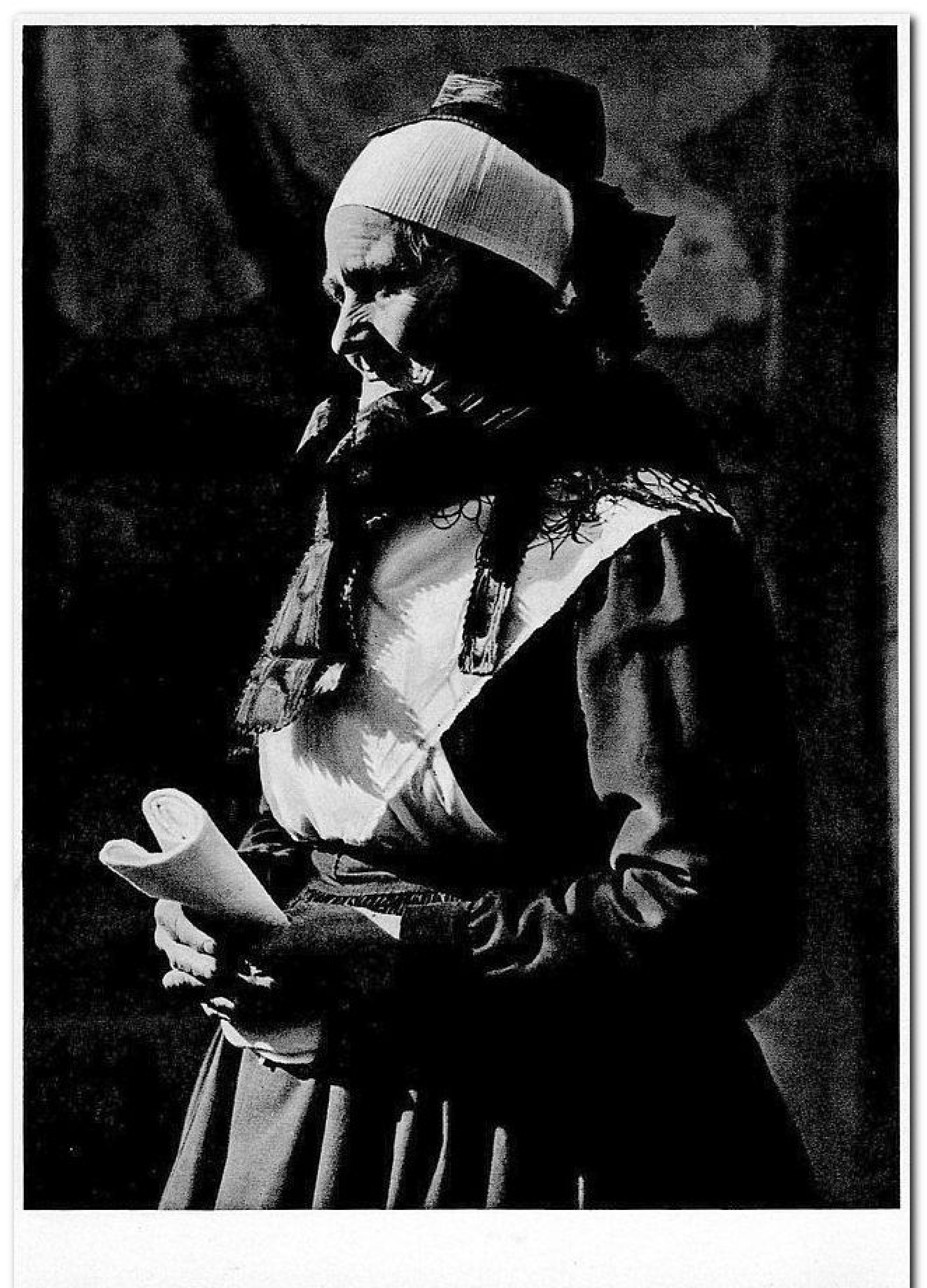
Hessische Bäuerinnen aus dem Hüttenberger Land in ihrer kleidsamen Arbeitstracht.



Katholische Hessentracht vom Katzenberg. Erstkommunikantinnen aus Ruhlkirchen mit dem bunten Kränzchen begleitet von älteren Mädchen in der gleichen Tracht.



Braut aus Niederkleen im Hüttenberger Land mit dem „Kränzchen", den „Ohrläppchen" und dem „Hang" von zehn mit künstlichen Blumen besetzten Bändern. Am schwarzen Atlaskleid der „Sackschlupf" aus breitem Band, mit Perlen und Flittern bestickt.



Hersfelder Hubbeltracht aus Hessen. Bäuerin aus Frielingen im Knüllgebirge in der weißplissierten Abendmahlshaube.



Hessische Bäuerin aus dem Schlitzer Ländchen in Abendmahlstracht.



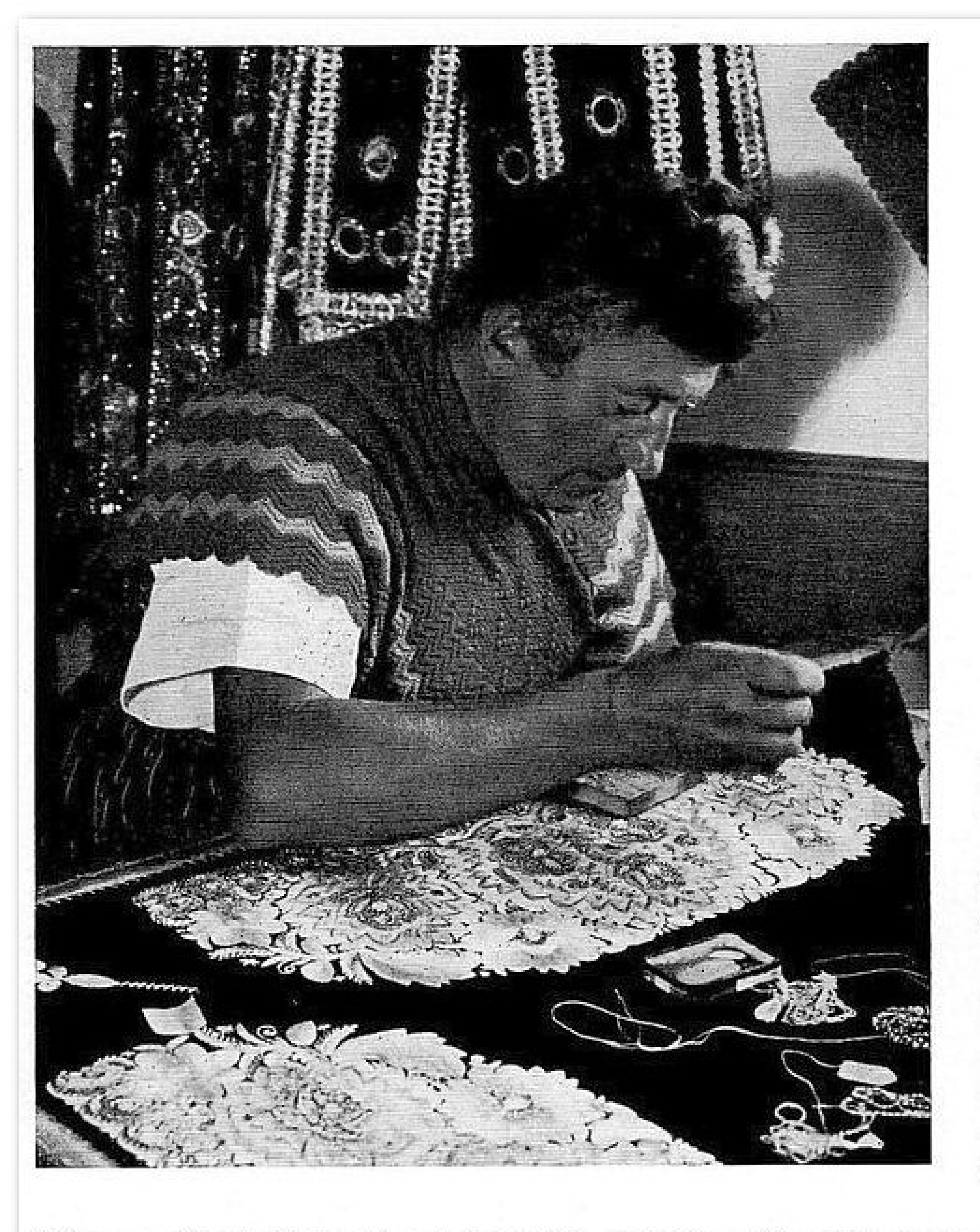
Braut aus Probsthagen in Lindhorster Tracht (Schaumburg-Lippe). Acht „Tressen" (Goldbänder) fallen vom Kranz bis zum Rocksaum herab, sechs nach hinten und zwei nach vorn, alle mit kleinen Spiegeln besetzt.

# Niedersachsen und Küstengebiete

Die Trachten Niedersachsens und der Küstengebiete an Nord- und Ostsee sind fast sämtlich untergegangen. Es gibt nur ein kleines Gebiet, in dem die Trachten noch so lebendig sind, daß auch die Kinder sie tragen: das sind die schaumburgischen Länder, in denen drei nahe verwandte Trachten nebeneinander bestehen. Die bekannte Bückeburger Tracht nimmt den größten Teil ein, den Südwesten des ehemaligen Fürstentums Schaumburg; daran schließt sich im Osten des Ländchens und in der Nordhälfte der benachbarten Grafschaft Schaumburg die Tracht an, die man nach den bekanntesten Orten Lindhorster oder Nenndorfer Tracht nennt. Westlich von Bückeburg besitzt das Kirchspiel Frille, zu dem noch einige Dörfer des Kreises Minden gehören, eine eigene Tracht. Alles in allem ist das Gebiet der drei Trachten zusammen etwa 30 km lang und höchstens 15 km breit. – Die nächste Tracht, abgesehen von kleineren Restbeständen Westfalens, liegt schon rund 80 km nördlicher, in der Geest zwischen Bremen und Hamburg; sie findet sich hauptsächlich im Kirchspiel Sittensen. Von den berühmten Trachten der Elbmarschen nahe bei Hamburg, im Altenland und den Vierlanden, gibt es nur noch bescheidene Überreste. Nordfriesische Trachten werden noch auf einigen Inseln getragen. Im ganzen Ostseegebiet, hinauf bis nach Ostpreußen, gibt es außer auf der Halbinsel Mönchgut auf Rügen keine Tracht mehr.

Der Norden Deutschlands ist also in seiner Gesamtheit außerordentlich arm an Trachten. Doch entschädigt wenigstens die eine wirklich gut erhaltene Tracht, die des Schaumburger Landes; sie gehört zu den prächtigsten und kostbarsten Trachten, die es auf deutschem Boden gibt. Ihre Hauptfarbe ist ein leuchtendes Rot, das Sonntags wie Werktags im Rock, in den Besätzen und Stickereien vorherrscht und nur in der Abendmahlstracht und der tiefsten Trauer fehlt. In der Halbtrauertracht drängt ein kühles Blau das Rot zurück. Blau ist die zweite Farbe, es wird sparsam angewandt; dann folgen Grün und Violett: lauter tiefleuchtende und gesunde, saubere Farben. Gelb gibt es nur ein wenig in der Stickerei. Die Kleidung der tiefsten Trauer ist Schwarz und Weiß.

An den Festtagen entfaltet die Tracht einen kaum glaublichen Prunk. Über Schulter und Oberarm liegt ein farbenprächtiges Tuch, dessen dichte bunte Plattstichstickerei den



„Nahsche" (Trachtennäherin) aus Schaumburg-Lippe beim Sticken eines Schultertuches für die Lindhorster Festtracht. Der „Punz" (Haarknoten) ist weit in die Stirne gerückt, um der schwarzen „Mütze" den nötigen Halt zu geben.

schwarzen oder farbigen Grund fast völlig verdeckt: auf der Brust wird ein brettartiger Kragen mit bunter Metall- oder Seidenstickerei getragen, darüber eine weiße Halskrause mit Spitzenbesatz und Lochstickerei; an den Unterarmen Halbhandschuhe mit eingestrickten Perlen. Mitten auf der Brust sitzt eine handtellergroße silberne Brustspange, ein uraltes Schmuckstück, das schon die Germanen der Völkerwanderungszeit trugen. Eigenartig ist die Halskette aus ungeschliffenen Bernsteinklumpen, die fast so groß sind wie Eier, und einen erheblichen Wert besitzen; man bekommt sie jedoch kaum zu sehen, denn sie sind in den Nacken geschoben, während vorn unter dem Kinn die große dreiteilige Silberschließe sichtbar wird. Zum Hochzeitsschmuck gehört die Brautkrone, der sogenannte „Kranz", ein ungewöhnlich hoher, geradwandiger Aufbau aus bunten Glasperlen, oben flach mit einem Deckel aus roten, bei Halbtrauer aus blauen Bändern. In der Mitte des Deckels sitzt eine perlenbestickte Platte. Vom Kranz fallen acht schwere, goldgewirkte, mit Spiegeln besetzte Bänder bis zum Rocksaum herunter, die „Tressen". Als Brustschmuck der Braut dient



Schaumburg-Lipper Bäuerin in Lindhorster Festtracht. Unter dem weißen Spitzenkragen das reichgestickte Schultertuch. Die Brustspange sowie die dreiteilige Schließe der Halskette und die Ohrringe sind vergoldete Silberschmiedearbeit. Die Halskette besteht aus fast eigroßen Bernsteinkugeln.

ein Halbmieder, das „Brüstchen", das über und über mit Perlen bestickt ist, und von dem farbige Bänder herabhängen, so dicht, daß sie wie eine Schürze wirken; auf dem Brüstchen sitzt die schon erwähnte silberne Spange. Auf dem Rücken hängt von der Halskette das „Krallenband" herunter, eine breite Schleife aus bunten Bändern mit bestickten Enden. Während der Trauung ist die eigentliche Kleidung der Braut schwarz, wirkt aber durch die vielen bunten Zutaten lebhaft genug. Nach dem Hochzeitsschmaus zieht die Braut die bunte Tanztracht an. Die Tanztracht der Bräute, nur ohne Tressen, tragen auch die Brautjungfern, die oft 12 bis 20 auf einmal in einem grün geschmückten Leiterwagen hinter der Brautkutsche in die Kirche fahren. – Schon die kleinsten Kinder haben ihre besondere Tracht, die Tauftracht, die mit dem gleichen Prunk ausgestattet ist wie die Kleidung der Erwachsenen. Der Täufling bekommt das „Brüstchen" an, ähnlich dem der Braut, und ein gesticktes Taufhäubchen.

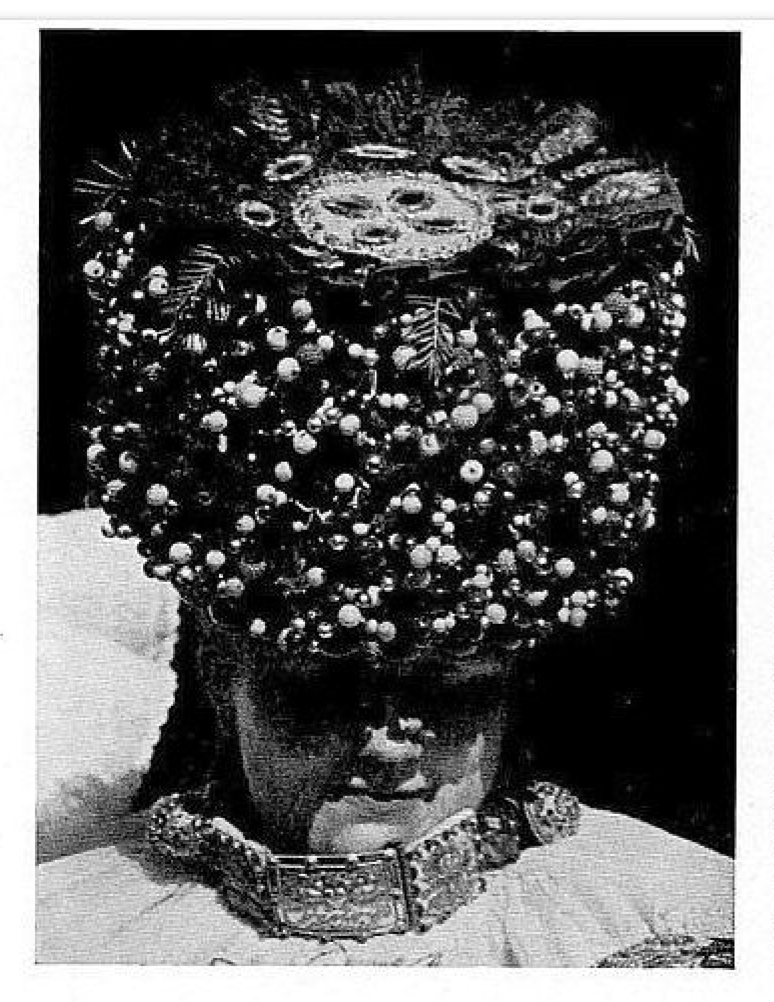
Im allgemeinen stimmen die drei Arten der Schaumburger Tracht ziemlich überein, nur



Lindhorster Bäuerin aus Schaumburg-Lippe auf dem Wege zur Taufe. Zu einem dunklen getupften Radmantel wird ein weißer Radkragen getragen. Neben ihr die Hebamme, welche das Kind unter ihrem Mantel hält.

daß die Lindhorster vielleicht noch reicher ist als die anderen. Aber in der Form der Haube unterscheiden sie sich auffällig: die Lindhorster Tracht besitzt eine steil über der Stirn aufsteigende hohe Mütze mit glatt herabhängenden Bändern; die Bückeburger Tracht eine niedrige, mit Gold oder schwarzen Perlen dicht bestickte Haube mit sehr breiter versteifter Schleife, die wie ein Flügelpaar absteht, wozu noch eine entsprechend breite Schleife unter dem Kinn kommt; die Tracht von Frille die unauffälligste Form mit kleiner Schleife, deren spitze Enden wie zwei Hörnchen in die Höhe ragen. Alle diese Formen sind neu und haben sich erst nach 1870 entwickelt; vorher war die Haube in den drei Gebieten gleich und viel bescheidener in der Größe. Man hat sich über diese Entwicklung und besonders über die Entstehung der Bückeburger Flügelhaube schon oft den Kopf zerbrochen, und zur Erklärung auf die elsässischen, badischen und Spreewälder Flügelhauben hingewiesen, die ja ebenfalls nicht älter sind. Aber wo sollte eine Bückeburger Bäuerin diese Hauben zu Gesicht bekommen haben, und warum gerade sie zum Vorbild genommen haben? Ein Zusammenhang besteht allerdings, aber nur darin, daß in dieser Zeit, die für Deutschland eine Zeit rasch wachsenden Reichtums war, die Mode der Stadt aufdringlich und überladen wurde, und daß das Bauerntum auf seine Weise und mit seinen Mitteln es der

Der Kranz der Lindhorster Braut und Brautjungfern hat einen Deckel aus bunten Bändern und einer perlenbestickten Platte. Bei Halbtrauer ist der Deckel blau.



Lindhorster Bäuerinnen aus Probsthagen (Schaumburg-Lippe) auf dem Wege zum Abendmahl. Zum schwarzen Rock und zur schwarzen Seidenschürze wird ein doppelter weißer Halskragen und ein weißes Schultertuch getragen.

Stadt gleich tun wollte und sie im Aufwand noch überbot. Und nicht nur die Haubenform, sondern die gesamte Tracht ist in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts viel aufwändiger als in der ersten; sie hat erst in dieser Zeit ihre höchste Blüte erreicht.

Betrachtet man, wieviel in Form und Farbe verschiedene Kleidungsstücke für Kirchgang und Alltag, Abendmahl, Hochzeit und Trauer üblich sind, und zieht dazu einen größeren Familienstand mit heranwachsenden Kindern in Betracht, so kann man sich vorstellen, daß als Grundlage dieser Tracht ein ganz beträchtlicher Wohlstand nötig ist. Freilich verteilen sich die Anschaffungskosten auf lange Jahre und werden durch die Dauerhaftigkeit der Trachtenstücke ausgeglichen; darauf beruht natürlich auch das zähe Festhalten

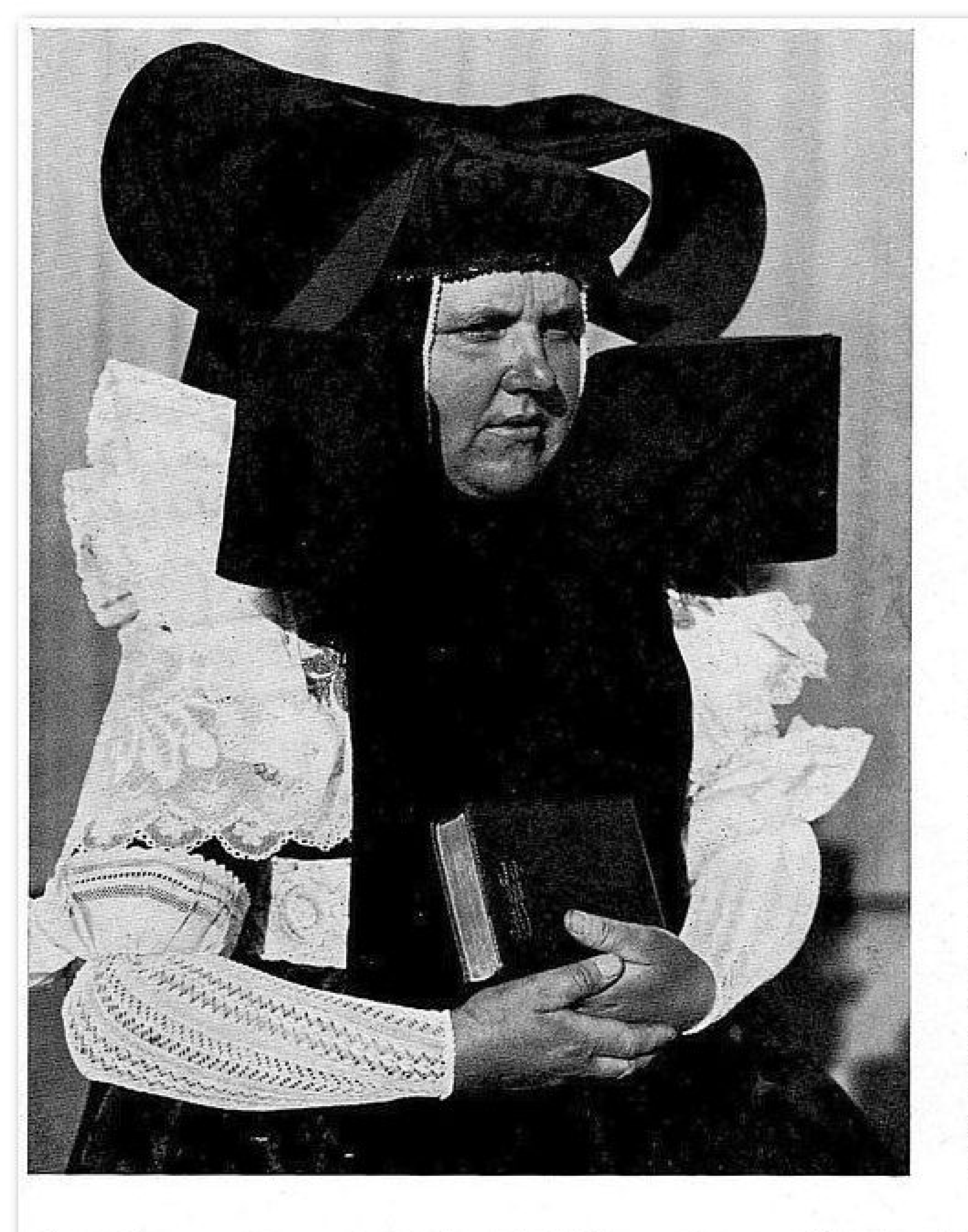


Schaumburg-Lipper „Maiken" aus Probsthagen in Sonntagstracht. Die Zöpfe an den Schläfen tragen die Mädchen ungefähr bis zum zehnten Jahre, dann werden die Haare zum „Punz", dem typischen Haarknoten auf der Stirn aufgesteckt.



Bückeburger Großbäuerin in sonntäglicher Kirchentracht. Über dem reichgestickten Schultertuch liegt ein doppelter weißer Spitzenkragen, der ebenfalls Gold- und Perlenstickerei aufweist. Die „Handschen" (fingerlose Handschuhe) sind in Perlenstrickerei hergestellt.

an der Tracht, denn keine gute Hausfrau würde leichten Herzens ihren kostbaren Besitz unbenutzt im Schrank hängen lassen. Jedoch besteht immer die Gefahr, daß die Tracht infolge von wirtschaftlichen Schwierigkeiten und von Stoffknappheit – wie in und nach dem Krieg – auf längere Zeit nicht rechtzeitig ergänzt und gepflegt werden kann, und daß die notwendigen Kosten der Neuanschaffung plötzlich so hoch aufgelaufen sind, daß dem Bauern der Atem ausgeht und er zur städtischen Massenware seine Zuflucht nehmen muß. Dann wird der Reichtum der Tracht, der ihr in ruhigen Zeiten ein Schutz ist, leicht zu ihrem Verderb. Die Schaumburger Tracht hat die schlimme Zeit verhältnismäßig gut überstanden, aber doch nicht ohne Verlust. Neben den herrlichen Stickereien, die teils mit eigener Hand, teils von einer Stickerin im Dorf ausgeführt sind, macht sich bereits in den Besätzen die Fabrikware bemerkbar; zu den handgestrickten roten und bunten Strümpfen wird der moderne Ladenschuh getragen. Diese Entwicklung ist nicht aufzuhalten. Die rei-

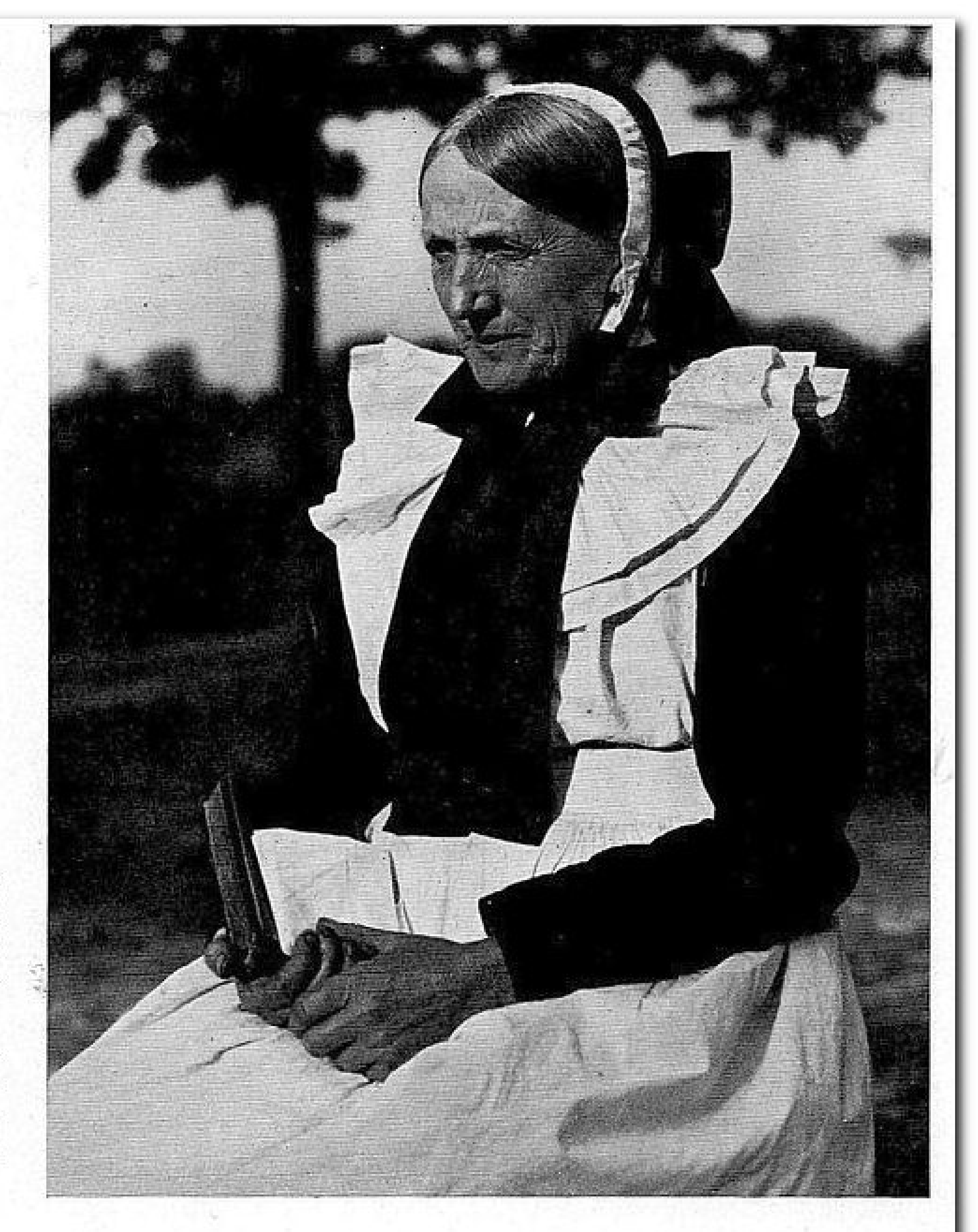


Bückeburger Bäuerin aus Schaumburg-Lippe in Abendmahlstracht. Der „Plitt", der Mittelpunkt der Haube, welcher bei der sonst üblichen Bückeburger Schleifenhaube perlenbestickt ist, ist aus dem gleichen schwarzen Seidenstoff mit Samt, wie die Schleifen.

cheren Bauern, deren es allerdings in diesem gesegneten Ländchen viele gibt, könnten wohl die Tracht in ihrer bisherigen Form noch weiterführen, aber auf die Dauer würde dies nur eine Trennung nach dem Vermögensstand bedeuten und die Gemeinschaft, und damit die Grundlage der Tracht, erst recht zerstören. Darum ist es schon besser, sich mit dem Verlust einiger Trachtenstücke abzufinden.

Daß dieser Verlust nicht unbedingt als Schaden anzusehen ist, beweist die neue Haartracht der kleinen Mädchen. Seit die Mütze nicht mehr täglich getragen wird, hat auch der Haarknoten über der Stirn seine Berechtigung verloren. Er saß nur so weit vorn, um der Mütze einen festen Halt zu geben; auf älteren Bildern aus der Zeit, als die Mütze noch kleiner war, fehlt er. Unbedeckt wirkt er nicht schön und besonders Kindern steht er schlecht. Es wäre nur zu begrüßen, wenn er wenigstens aus der Kindertracht gänzlich verschwände.

Schaumburg-Lippe ist heute noch ein selbständiger Staat, dagegen ist der Kreis Graf-



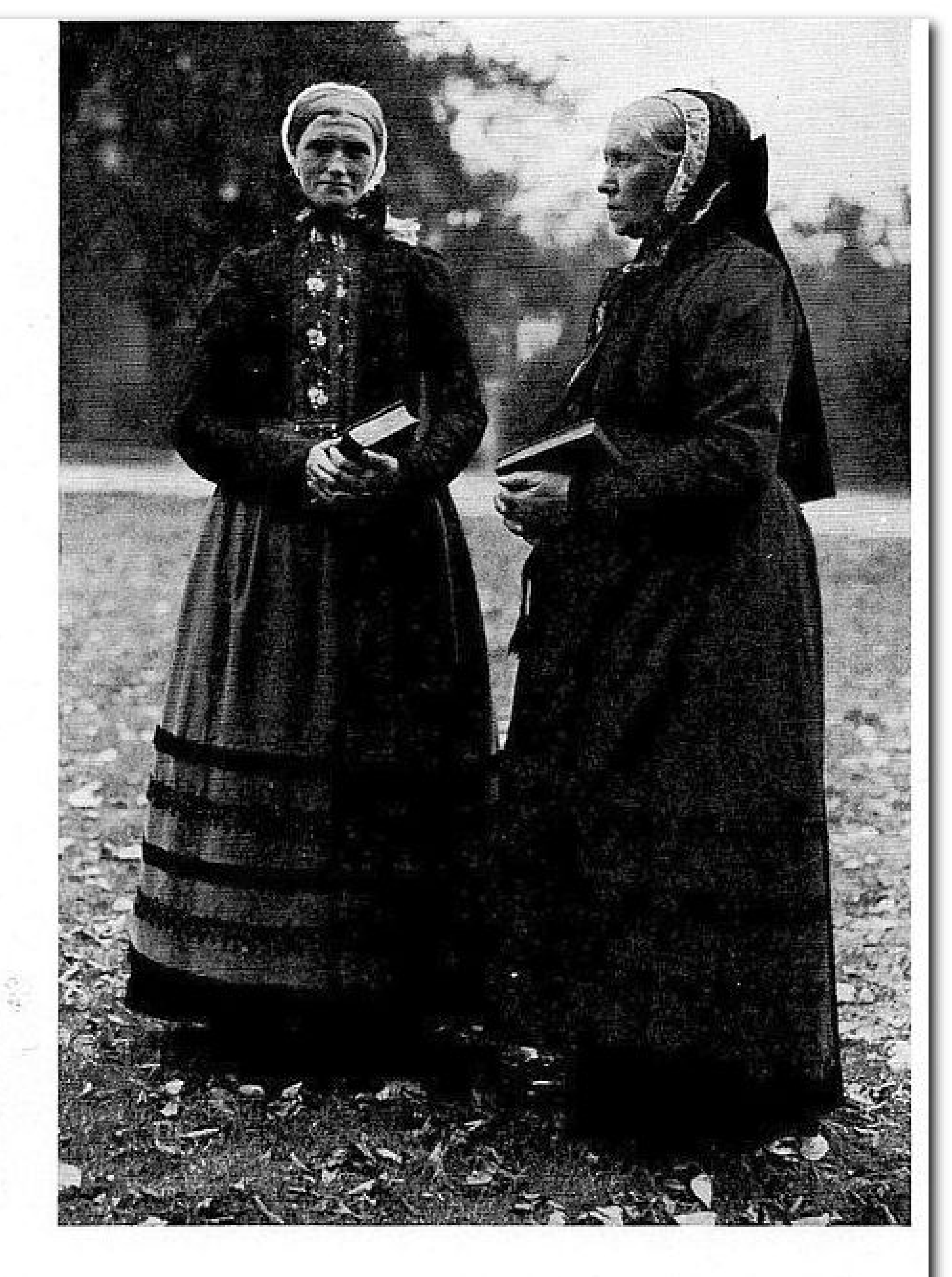
Geestbäuerin aus Sittensen in Trauertracht. Die Verwendung von Weiß als Trauerfarbe ist früher allgemein in Deutschland gewesen; die Trauertracht der Geest ist außer der Lausitz das letzte Beispiel hierfür.

schaft Schaumburg, der politisch zu dem weit entfernten Kurhessen gehörte, nunmehr mit Hannover vereinigt. Die Großstadt, die durch die bisherigen Verhältnisse etwas außerhalb des Blickfeldes lag, ist damit in bedrohliche Nähe gerückt. Ihr Einfluß bildet für den Fortbestand der Tracht natürlich eine schwere Gefahr.

Die Tracht der Kirchspiele Scheeßel und Sittensen, in der Geest nordwestlich der Lüneburger Heide, hat sich schon vor dem Krieg der städtischen Mode stark angeglichen. An älteren Stücken wird Sonntags die Bänderhaube und der Faltenrock getragen, am Werktag die Blaudruckschürze und ein großer Schutenhut von Stroh aus der Biedermeierzeit. Die Bluse mit dem streifenförmigen, senkrechten Besatz entstammt der Mode um 1900. Die Farben sind dunkel, seit die Mädchen die Tracht aufgegeben haben. Die Gesamterscheinung der Werktagstracht und der gewöhnlichen Sonntagstracht ist ziemlich unscheinbar. Wirklich gut erhalten hat sich nur die Abendmahls- und Trauertracht. Zum Abendmahl



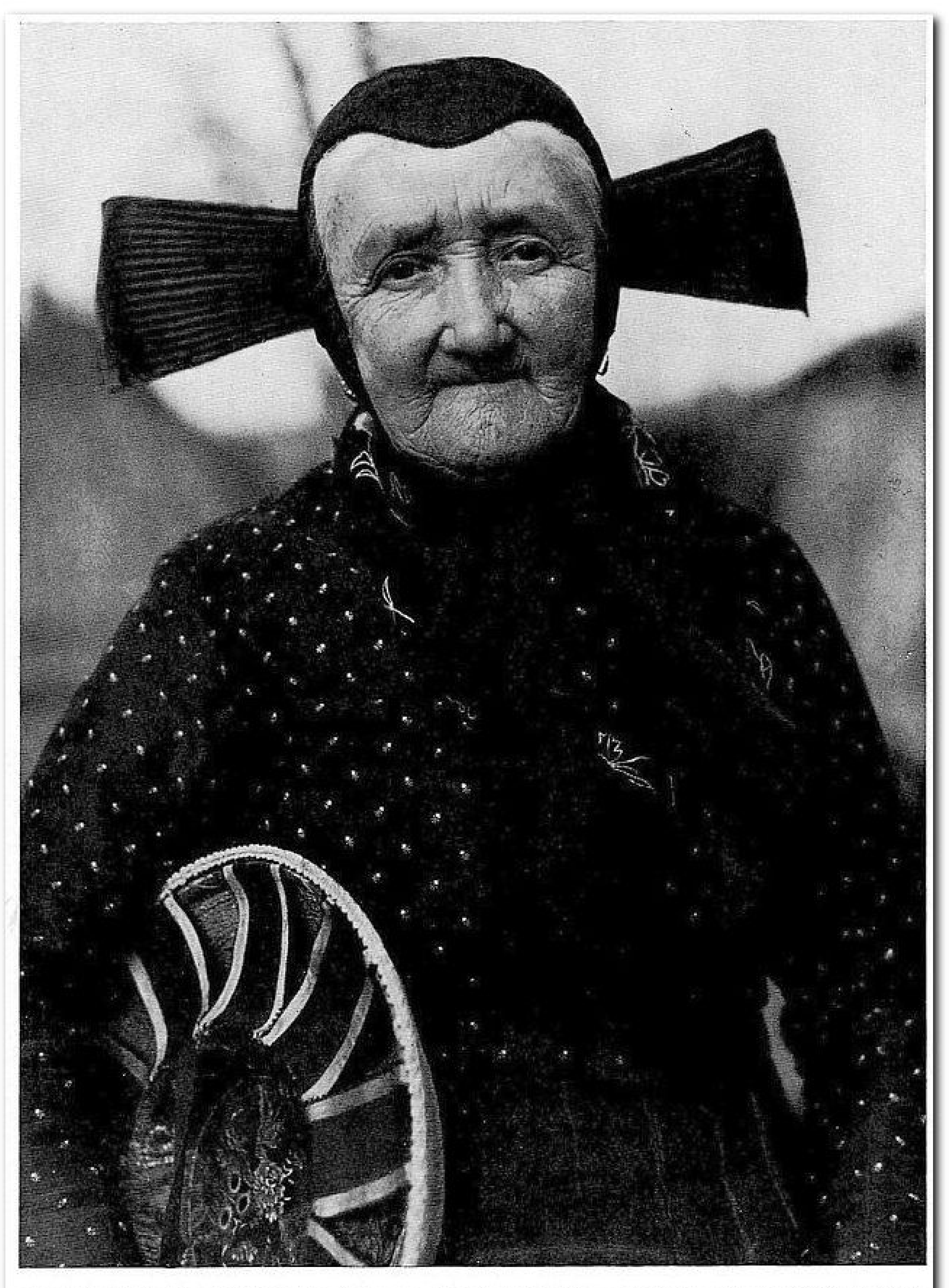
Geestbäuerin aus Sittensen in Abendmahlstracht. Schultertuch und Halskragen aus weißer Spitze, Brustspange und Gürtelschließe nach altgermanischer Art.



Geestbäuerinnen aus Sittensen auf dem sonntäglichen Kirchgang. Die Tracht ist unscheinbar dunkel gehalten, nur das Band der kleinen Haube mit der weißen Spitze ist geblümt.

gehört ein weißes, gesticktes und mit Spitzen besetztes Brusttuch und eine weiße Spitzenkrause; auf der Brust trägt man die Silberblechschnalle mit bunten Glasflüssen, wie sie ehemals wohl in ganz Niedersachsen verbreitet war und heute noch in Schaumburg im Gebrauch ist. Die Trauertracht ist ähnlich, nur noch schlichter, mit gestärktem Brusttuch ohne Spitzenbesatz und mit weißer Schürze. Weiß in der Trauertracht war in Deutschland früher nicht selten, heute ist es fast überall durch Schwarz verdrängt, oder doch zurückgedrängt; in allen alten Trachten hat es sich wenigstens teilweise, in der Haube oder im Trauerflor, neben dem Schwarz gehalten. In der Geesttracht aber überwiegt das Weiß, ein Zeichen, daß diese Tracht auf ein ehrwürdiges Alter zurückblicken kann.

Die Trachten der Elbmarschen, die nur noch von sehr wenigen alten Frauen getragen werden, sind im Kern heute die gleichen wie vor 200 Jahren. Es sind schwere, steife Barocktrachten, früh erstarrt und schon um 1800 wegen ihrer Eigenart weit bekannt. Dem



Vierländer Bäuerin aus Kirchwärder in Sonntagstracht. Zu der schwarzen Haube mit der gestärkten Schleife, deren Enden über den Rücken herabreichen, wird ein ebenso eigenartiger Strohhut aufgesetzt, den diese Bäuerin unter dem Arm hält. Die Vierländer Volkstracht wird nur noch von wenigen alten Frauen getragen.



Rückansicht der Sonntagstracht einer Vierländer Bäuerin. Unter dem Strohhut wird eine schwarze Haube getragen, von der die gefältelte markierte Schleife über den Rücken fällt.

19. Jahrhundert haben sie sich nur in Kleinigkeiten angepaßt. Sie sterben nun in ihrer ursprünglichen Gestalt ab, ohne Übergangsformen zur städtischen Tracht zu entwickeln. Wie die inzwischen ausgestorbene Bortfelder Tracht bei Braunschweig war auch die Vierländer Tracht eine Tracht der Marktgänger. Die Vierlande versorgen Hamburg mit Obst und Gemüse, und die Tracht war gleichsam Aushängeschild und Garantie für Herkunft und Güte der Ware. Das ist der Hauptgrund, weshalb die Tracht so lange unmittelbar neben der Großstadt am Leben blieb. Von jeher wurden die Vierländer Bauern mit ihren Erdbeer- und Gemüsekörben abgebildet. Die Trachten der Vierlande und des Alten Landes waren reich an Silberschmuck, meist in Form von Knöpfen, die so dicht aneinandersaßen, daß sie bei jeder Bewegung klangen. Dieser Schmuck hat sich bis zum Ende der Trachten gehalten.

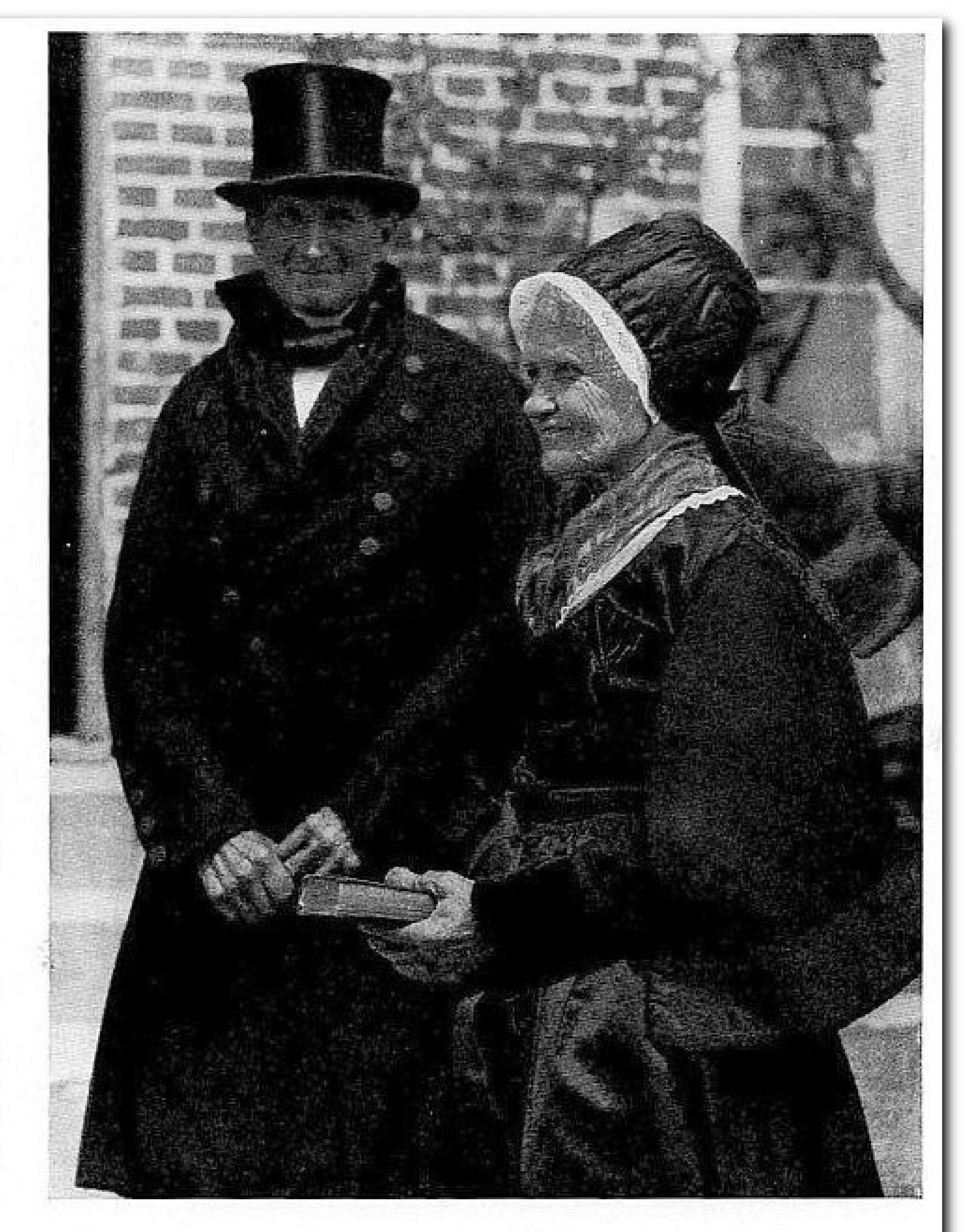
Die Tracht der Nordfriesischen Inseln besteht seit 70 bis 80 Jahren. Mit den alten Inseltrachten, die gegen Ende des 18. Jahrhunderts abstarben, hat sie leider gar nichts gemein. Leider; denn diese Trachten waren von einer leuchtenden, ungebrochenen Farbigkeit und von ganz großer, eindrucksvoller, einfacher Form, aus der eine jahrhundertalte Eigenkultur sprach. Sie wurden nicht durch die jetzt bestehende Tracht verdrängt, sondern durch Formen der Empirezeit, die inzwischen ebenfalls untergegangen sind. Aber wenn



Bäuerinnen aus dem Alten Lande bei Hamburg. Unter der halboffenen verschnürten Jacke ist der Brusteinsatz aus Goldstickerei sichtbar. Die großen Knöpfe an den Ärmeln sind aus Silberfiligran, während die Halsketten aus Bernstein (Trauer), sonst aus Vollsilberkugeln bestehen. Die Tracht ist völlig im Aussterben begriffen.

auch die Farben dahin sind, so ist doch eine Eigenart lebendig geblieben, die allen Friesenstämmen gemeinsam ist: die Vorliebe für gediegenen Metallschmuck. Aus der Chronik des Häuptlings Unico Manninga wissen wir, daß die ostfriesischen Frauen und Männer mit gediegenem Silber und Gold gleichsam gepanzert waren: „Men heft rocke gehadt de so dichte behingen det se sülvest stan kunden averende." Noch heute trägt die Westfriesin das „Ohreisen", den letzten Überrest der Goldblechhaube, und aus dem gleichen Schmuckbedürfnis ist der Brustschmuck unserer nordfriesischen Mädchen und Frauen entstanden, der in moderner Form die Überlieferung von zwei Jahrtausenden fortsetzt.

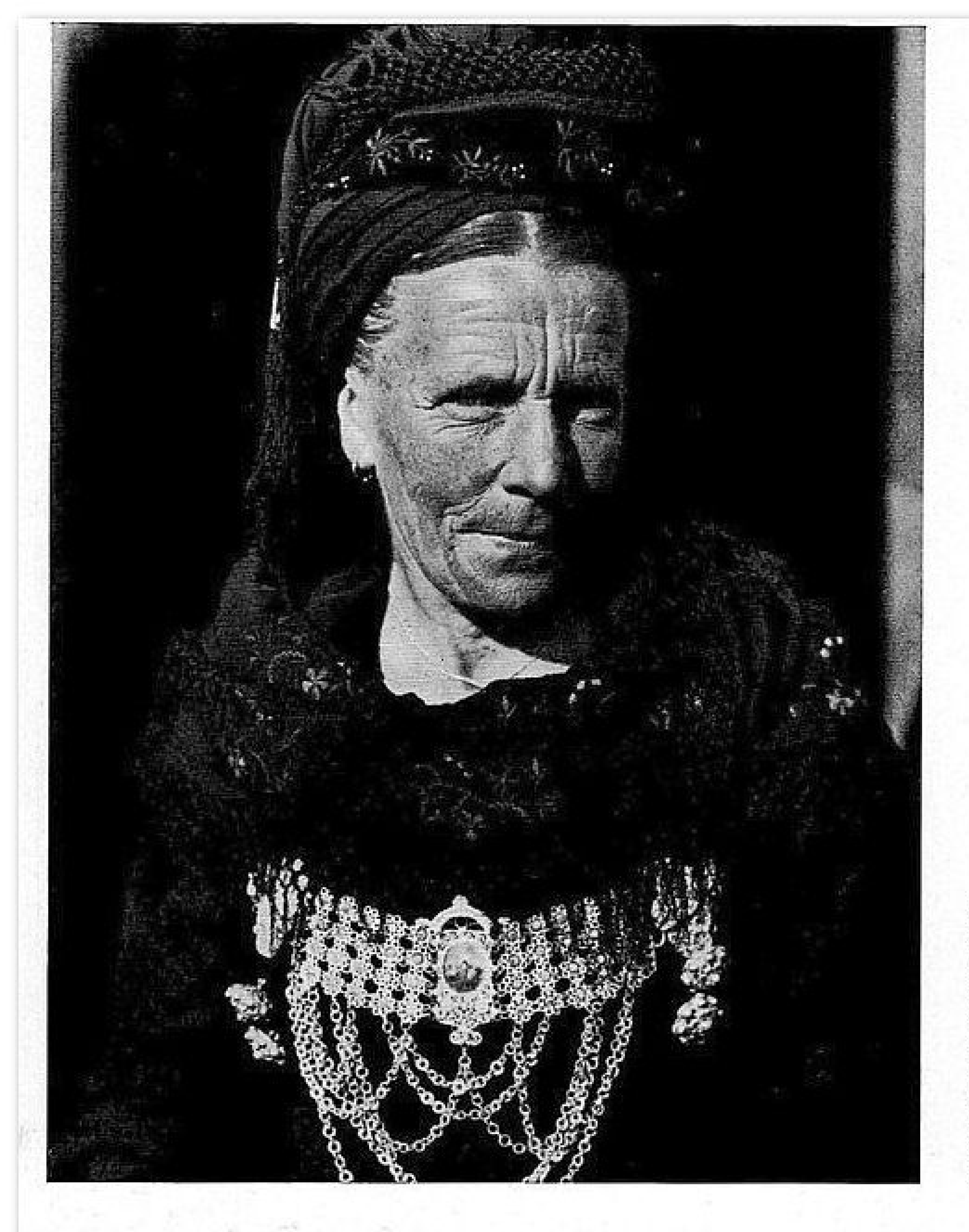
Auf der Halbinsel Mönchgut, dem Südostzipfel von Rügen, besteht noch ein letzter Rest einer alten schönen Tracht, und zwar für beide Geschlechter. Daß ausnahmsweise auch die Männertracht noch lebt, liegt daran, daß sie eine echte, praktisch erprobte Fischerkleidung ist; mit sehr weiten Leinenhosen, jederzeit rasch aufzukrempeln und schnell im Wind



Mönchguter Fischerpaar aus Groß-Zicker auf der Insel Rügen auf dem Wege zum Abendmahl. Der Mann trägt zum schwarzen Biedermeiergehrock die weite Fischerhose in Schwarz. Die Frau hat um die Schulter das engplissierte altertümliche Kirchenmäntelchen hängen.

trocknend, einem wahrhaft urweltlichen Kleidungsstück, das früher längs der ganzen Nord- und Ostseeküste zu Hause war und stets in ähnlicher Form wieder aufleben wird, solange es Fischer gibt. Dazu mit einer schwarzrot gestreiften Weste vom Anfang des 19. Jahrhunderts, die deswegen die Zeit überdauerte, weil ihr Schnitt besonders knapp und kurz war und die späteren längeren Formen dem Fischer nur hinderlich waren. Die Feiertagstracht ist allerdings jünger, eine gut bürgerliche Tracht mit Gehrock und Zylinder; aber selbst zum Gehrock trägt man die weite Fischerhose, nur schwarz.

Die Frauentracht mit knapper Jacke, weitem Rock und Schutenhut hat heute noch einen Hauch der Biedermeierzeit. Sie wirkt zierlich und fröhlich, und die scheinbar widerstrebendsten Farben fügen sich in Brustschmuck, Halstuch und Bänderwerk zu einer vollendeten Einheit zusammen. Auch in der Trauer wirkt die Tracht zierlich, trotz des ernsten Gesamteindrucks. Der Untergang der schönen Tracht ist leider unvermeidlich.

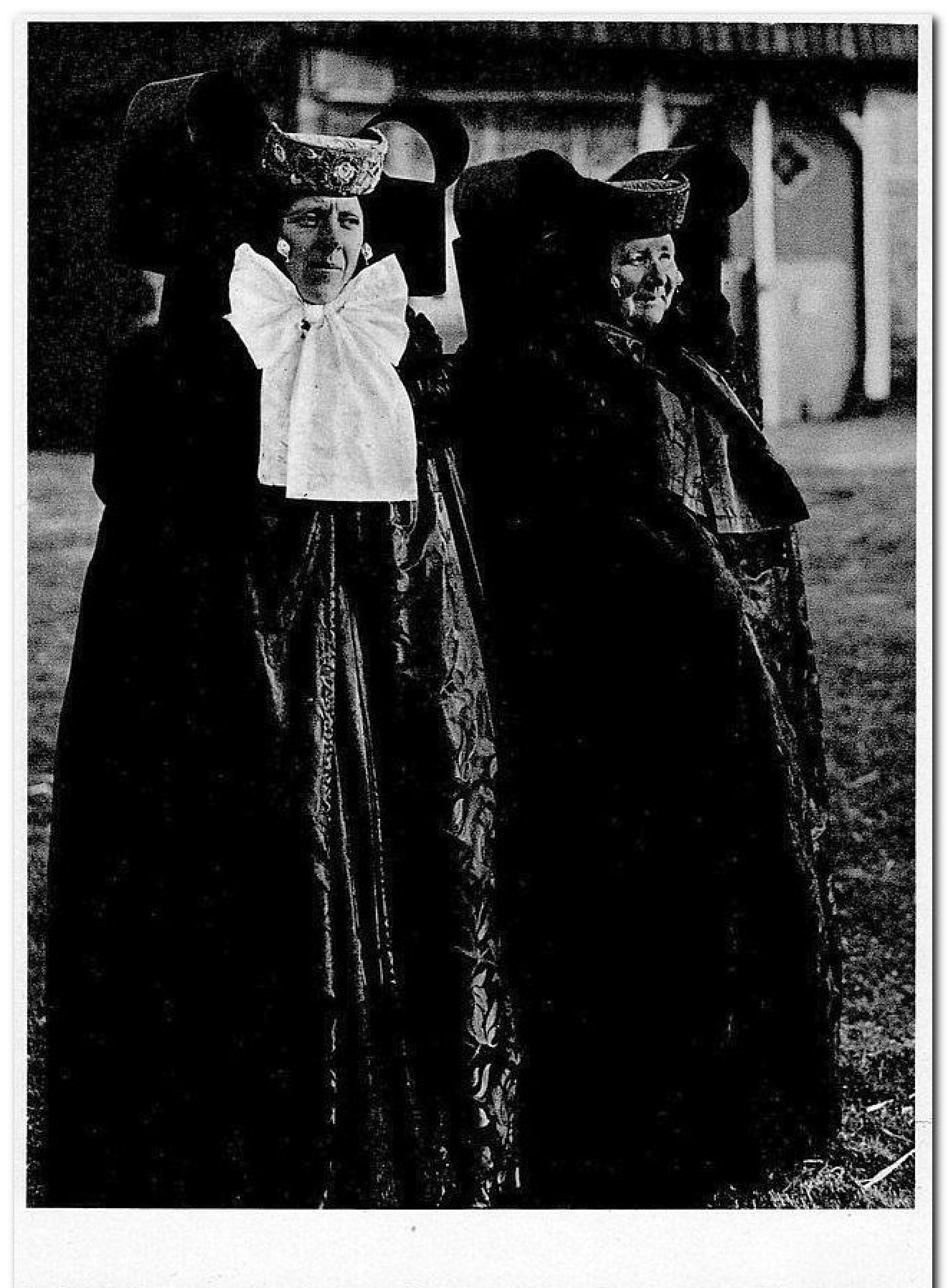


Halligfriesin von der Hallig Langeneß in Kirchentracht. Die Haube besteht aus einem fransenverzierten schwarzen Tuch, welches kunstvoll um den Kopf geschlungen wird.

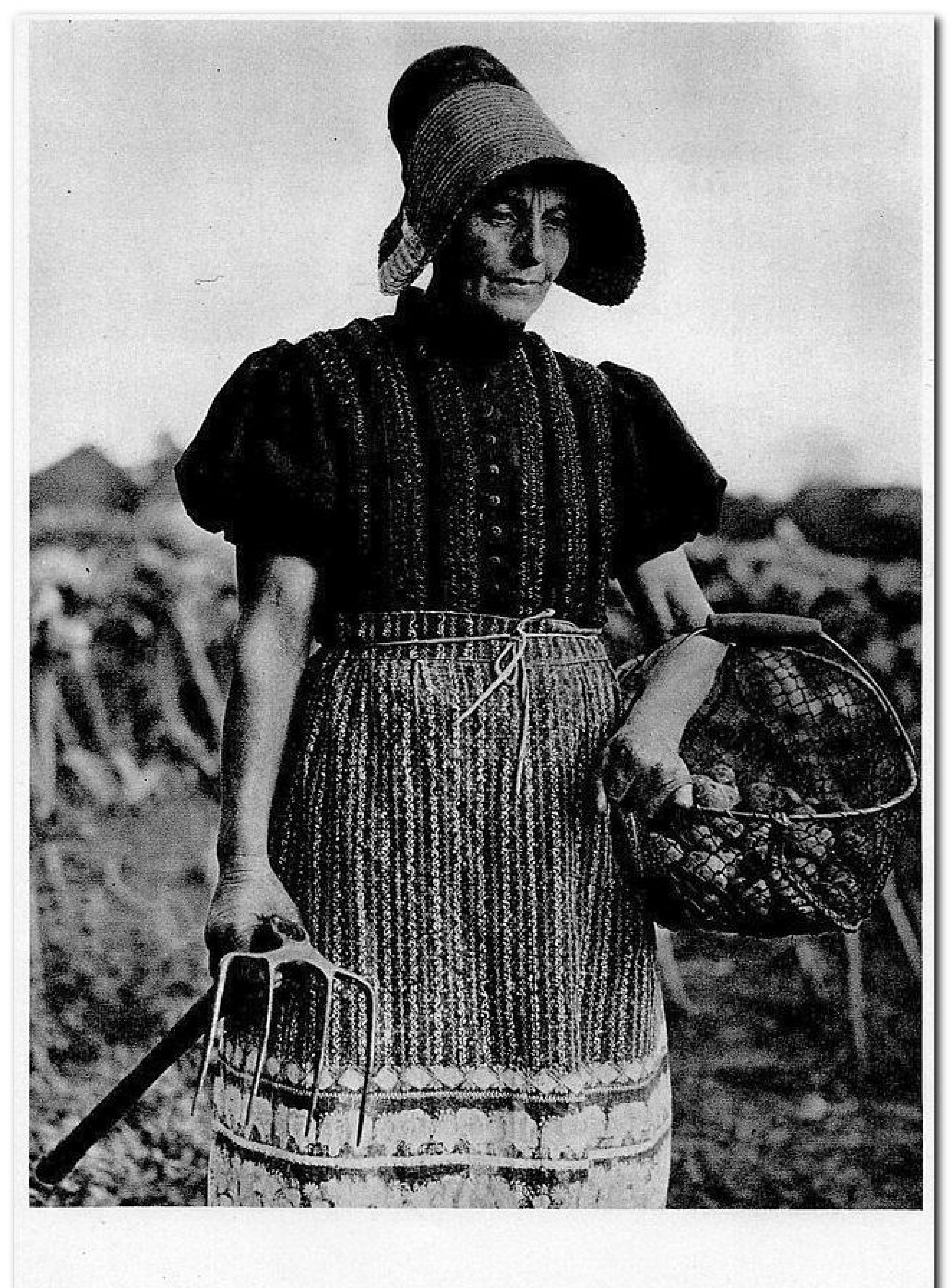
Die deutschen Küstenländer längs der Ostsee sind heute trachtenlos. Bestrebungen, die abgestorbenen Trachten wieder zu beleben, gibt es auch hier. Soweit sie sich darauf beschränken, aus Truhen und Schränken historische Kostüme für Trachtenfeste zusammenzustellen, können wir sie übergehen. Aber ernst zu nehmen sind sie, wenn sie den alten, natürlichen und einzig gangbaren Weg einschlagen, nämlich den über die Handarbeit, und versuchen, den Bauern wieder zur Handweberei für den Hausgebrauch und damit zur Schulung des vernachlässigten Formensinnes zu erziehen. Es ist dabei ziemlich nebensächlich, ob man sich genau an die alten Vorbilder hält oder kurzerhand Neues erfindet oder aus anderen Trachten entlehnt. Auch wenn das Ziel nicht in vollem Umfang erreicht wird, ist doch die Arbeit als solche nicht verloren und bildet vielleicht die Grundlage einer gesunden Entwicklung in der Zukunft.



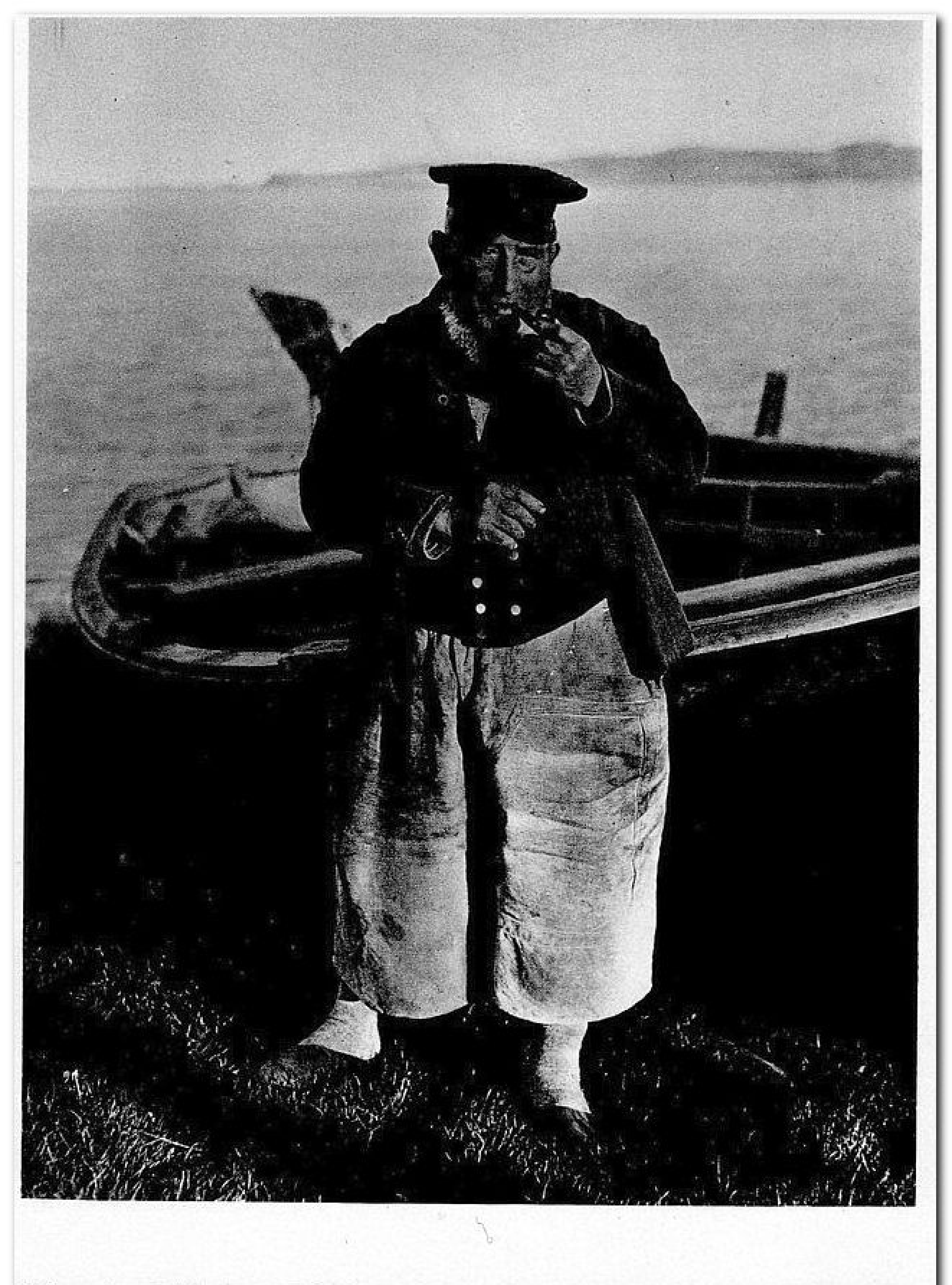
Friesische Bauernmädchen aus Süderende auf der Insel Föhr in ihrer kleidsamen Sonntagstracht. Der Brustschmuck ist echte Silberfiligranarbeit.



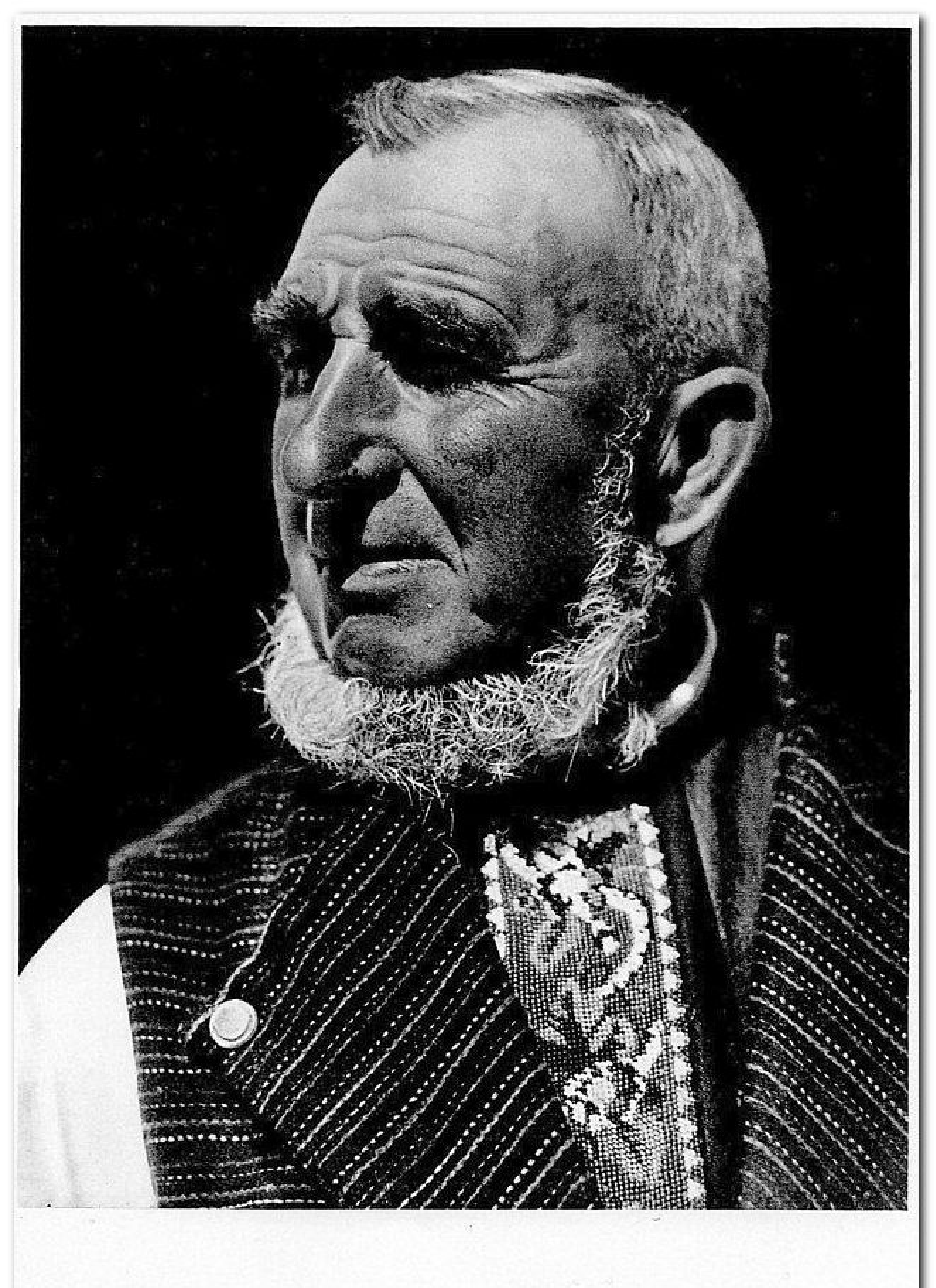
Größbäuerinnen aus Hevesen im Bückeburger Land mit dem großen Radmantel aus geblümter Seide, der warm abgefüttert ist und nur im Winter getragen wird.



Geestbäuerin aus Sittensen in Arbeitstracht mit der typischen Helgoländer Strohkappe, die heute noch weit im ganzen deutschen Küstengebiet verbreitet ist.



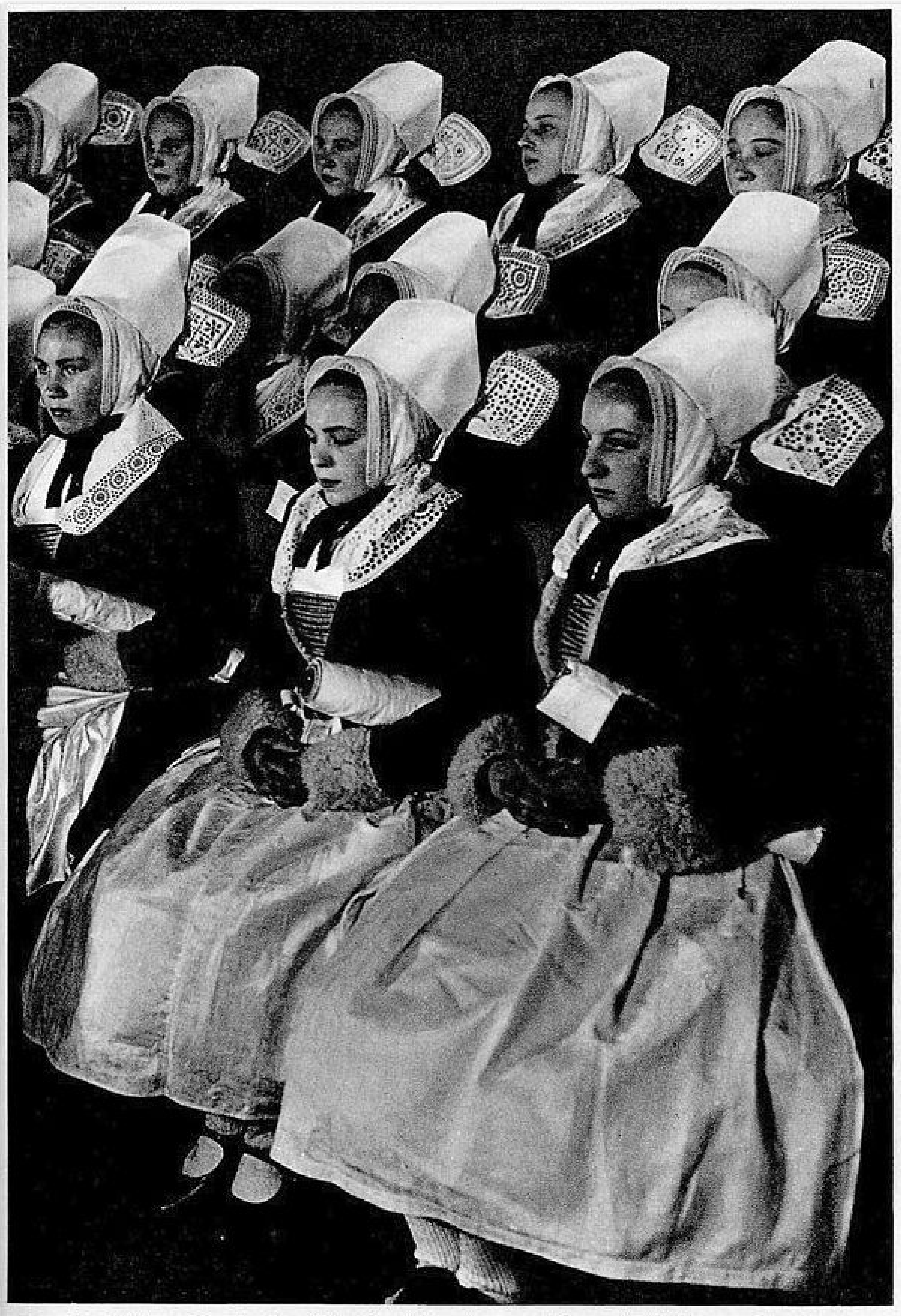
Mönchguter Fischer aus Alt Reddewitz von der Insel Rügen in Werktagstracht.
Typisch ist die weite weiße Leinenhose.



Mönchguter Fischer aus Alt Reddewitz auf Rügen. Die gestreifte, vorwiegend rote Weste ist aus selbstgewebtem Stoff, der Brustlatz mit Perlenstickerei verziert.



Wendische Konfirmandinnen in der Kirche von Schleife. Die pelzverbrämte schwarze Jacke ist auf der Brust kornblumenblau verschnürt.



Die „Lapka“ des Kopfputzes ist in Lochstickerei ausgeführt, ebenfalls das Schultertuch.
Die „Regenrolle“ gehört als Schmuckstück zur Konfirmationstracht.



Wendische Braut aus Schleife. Sie trägt unter dem Arm die „Regenrolle". Der Kopfputz ist aus vielen Bändern in mühevoller Arbeit mit Nadeln zusammengesteckt.

# Lausitz und Spreewald

Etwa 100 km südöstlich von Berlin beginnt das wendische Sprachgebiet, das sich längs der Spree bis zum Fuß des Oberlausitzer Gebirges erstreckt. Nur selten sucht ein Fremder aus freien Stücken dieses Land auf, bekannt sind allein als Ausflugsziel einige Spreewalddörfer im Norden, die von Berlin aus bequem zu erreichen sind, und im Süden die Gegend von Bautzen. Was dazwischen liegt, ist ein landschaftlich wenig verlockendes Heideland und flache, sumpfige Flußniederung. Bisher hat die Abgeschiedenheit dieser Landschaft eine bäuerliche Kultur von seltener Fülle und Ursprünglichkeit am Leben erhalten, und auch heute noch ist die Lebensfähigkeit der wendischen Trachten und Sitten ungebrochen, wenn sie auch mit der wendischen Sprache von Jahr zu Jahr an Boden verlieren. Denn neben dem Einfluß der Großstadt droht dem Lausitzer Volkstum noch eine zweite große Gefahr durch die Oberlausitzer Braunkohlenindustrie, die im Tagbau buchstäblich den Boden frißt und dem schon von Natur trockenen Heideland das Grundwasser entzieht, die Bauern zu Arbeitern macht und fremde Arbeiter heranholt. Zwar liegen die Kohlen meist flach, nach einigen Jahrzehnten liegen die Gruben wieder still, das Land wird wieder Bauernland – aber bis dahin ist der Bauer in seinem Denken verstädtert, die dörfliche Gemeinschaft gelockert, die altüberlieferte Kultur zerstört. Es ist, als wenn ein Gewitter über einen wohlbestellten Acker gegangen wäre.

Man schenkt dem Lausitzer Wendentum in Deutschland wenig Beachtung; es wird als Kuriosität angesehen, wenn nicht gar als „Fremdkörper" im deutschen Volk, mit dessen Schicksal es doch unauflöslich verbunden ist. Seit sechs Jahrhunderten wohnen Deutsche und Wenden nebeneinander, die Deutschen vorwiegend in den Städten, die Wenden fast nur auf dem Land. Noch zur Zeit der Reformation war das wendische Sprachgebiet dreimal so groß als es jetzt ist, es reichte im Westen bis Luckau, Finsterwalde, Mückenberg und Ortrand, im Osten bis Priebus, Triebel, über Guben hinaus und bei Fürstenberg bis an die Oder; im Norden bis Wendisch Buchholz, Beeskow und Storkow, 40 km vor Berlin. Seitdem haben die Wenden zum größten Teil die deutsche Sprache angenommen, aber umgekehrt auch ungezählte deutsche Kolonisten die wendische, wie noch aus den Namen zu erkennen ist. Eine starre Sprachgrenze gibt es auch heute nicht. Die meisten Wenden

sprechen deutsch so gut wie ihre Muttersprache, und langsam gewinnt überall die deutsche Sprache das Übergewicht. Welcher Seite sich der einzelne zuneigt, zeigt am deutlichsten der Kirchenbesuch. Doch sind darum die Wenden, die sich heute noch als solche bekennen, kein anderes Volk als die, welche schon vor 10 oder 100 Jahren die Sprache abgelegt haben und mit der deutschen Bevölkerung vollkommen verschmolzen sind. Rassenunterschiede gibt es auch in der Lausitz, aber mit der heutigen Sprachverteilung haben sie kaum etwas zu tun.

Immerhin wirkt der Unterschied der Sprache, wo er bestand und noch besteht, obwohl er nichts Feststehendes ist, als starke Kulturschranke. Der wendisch Redende ist städtischem Einfluß nicht so unmittelbar ausgesetzt wie der deutsch Redende, und ganz natürlich ist es, daß auf wendischem Gebiet Trachten und Sitten sich leichter und gleichmäßiger erhalten als auf deutschem. Das hat nun gerade in der Wendei eine sehr merkwürdige Folge gehabt. Wir wissen, daß es in Deutschland und wohl in ganz Mitteleuropa keine Tracht gibt, die sich nicht in enger Anlehnung an die städtischen Moden ihrer Entstehungszeit gebildet hat, und daß es rein bäuerliche Urformen nur in ganz verschwindend kleiner Zahl gibt. Auch die wendischen Trachten sind aus Umformung und Weiterbildung städtischer Formen entstanden. Die Städte der Lausitz waren aber von jeher rein deutsch, und daher sind auch sämtliche Formen der wendischen Trachten deutsch und nur aus der deutschen Kulturgeschichte zu verstehen. Auffällig zahlreich sind die Reste deutscher Moden des Spätmittelalters und der Renaissancezeit, die uns heute fremdartig erscheinen, weil die deutschen Trachten sie längst abgestoßen haben, die aber doch immer ein Stück unserer eigenen Vergangenheit bleiben.

Wenn man die kleineren Unterschiede außer acht läßt, die oft von Kirchspiel zu Kirchspiel oder schon von Dorf zu Dorf auftreten, so gibt es heute in der Wendei vier Haupttrachten: die Spreewälder Tracht, die sich in einer Ausdehnung von 35 km nördlich der Linie Vetschau—Kottbus—Forst hinzieht; die Tracht des Kirchspiels Schleife, zu dem 7 Dörfer gehören, östlich von Spremberg; die Hoyerswerdaer Tracht zwischen Spree und Elster, die etwa die Hälfte des Kreises Hoyerswerda einnimmt; schließlich die Tracht der katholischen Wenden zwischen Bautzen und Wittichenau. Die vier Trachten haben manche verwandte Züge, wenn sie auch scheinbar auf den ersten Blick gar nichts miteinander zu tun haben; aber das soll von Fall zu Fall erwähnt werden.

Die S c h l e i f e r T r a c h t steht unserem Gefühl wohl am nächsten. Sie ist in allen Formen maßvoll und frei von Absonderlichkeiten, dabei höchst ausdrucksvoll; man möchte meinen, es sei keiner anderen Tracht gegeben, Jugend, Frohsinn, Trauer, Ernst und Feierlichkeit so einfach, so eindringlich, so jedem verständlich darzustellen. Ihre Formen liegen fest; aber sie zeugen noch von einem natürlichen Ausdrucksvermögen, das in anderen Trachten durch die Form oft erstickt ist. Die Schleifer Tracht ist Hochzeitstracht, Kindertracht, Trauertracht gleichsam mit ganzer Seele. Es gibt kaum eine Hochzeitstracht, die Heiterkeit, Anmut, Stolz und Bescheidenheit glücklicher vereinte; kaum etwas Kindlicheres als die Tracht der kleinen Schleifer Mädchen; kaum eine hoheitsvollere Trauertracht. Und auch in den Abstufungen der Trauer und Freude findet sie das rechte Maß; sie mutet Kindern bei



Niederlausitzer Bäuerin aus Heinersbrück am Webstuhl. Hier in den abgelegenen wendischen Dörfern der Lausitz von Cottbus hinauf bis Hoyerswerda und Bautzen sind fast in allen Bauernhäusern noch Webstühle in Betrieb.

keiner Gelegenheit den Ernst der Erwachsenen zu und läßt ihnen auch in der Trauer noch einen Rest von Farbe.

Es ist ein gutes Erbe, das die wendischen Bauern von den deutschen Städten übernommen haben. Es stammt noch aus einer Zeit, in der die sinnbildliche Kraft der Farbe zu jedem sprach und von jedem verstanden wurde. Die Stufenleiter der Farben stimmt völlig mit der überein, die uns aus den ältesten süd- und mitteldeutschen Volkstrachten bekannt ist. Rot ist die erste Farbe, die frohe Farbe, die Farbe der Jugend. Dann kommen die gesetzteren Farben: Grün, das viel weniger lebhaft ist, aber doch noch warm leuchtet, und das kühlere Blau. Diese drei Farben sind der Welt zugewandt, und ebenso alles, was aus ihrer Mischung und ihrem Zusammenklang entsteht. Dagegen stehen Schwarz und Weiß, die eigentlich keine Farben sind, sondern ihr Widerspiel; daher dienen sie nur, als Untergrund die Farben recht leuchtend hervorzuheben, und bedeuten selbst nichts, solange sie nicht allein herrschen. Haben sie aber das Übergewicht, so bedeuten sie Abkehr vom Weltlichen; Selbstbesinnung in der protestantischen Kirchentracht, Verzicht in der Trauertracht. – Daß Gelb in allen deutschen Trachten sehr sparsam angewandt wird und in manchen überhaupt fehlt, hat einen einfachen Grund. Ein Volk mit heller Haut und



Wendische Bauernmädchen aus Schleife auf den „Singebänken". Von der dritten Woche vor Ostern bis in den Juni hinein kommen die ledigen Mädchen Sonntags hier zusammen und singen Choräle. Sie sind in einfacher Sonntagstracht und tragen rote Kappen. Die Mädchen in weißen Kappen haben Trauer.

blonden oder hellbraunen Haaren kann in seiner Gesamtheit Gelb nicht tragen, und kann um der einzelnen Ausnahmen willen die Farbe nicht annehmen. Aus dem gleichen einfachen Grund war Gelb im Mittelalter die Judenfarbe und ist es heute noch.

Die kleinen Mädchen in Schleife tragen rote Röcke und rote Käppchen bis zum vierten Jahr. Dann macht der rote Rock einem grünen, blaugestreiften Platz, der weiterhin durch das ganze Leben getragen wird. Das rote Käppchen aber bleibt weiter im Gebrauch, auch zum Kirchgang. Rote Bänder, Schleifen, rotgemusterte Tücher und Besätze sind ein Vorrecht der Jüngeren. Zum grünen Rock trägt man die kräftig und lustig gemusterte, blauweiß bedruckte Schürze. Mit zunehmendem Alter verlieren sich die Farben immer mehr.

Zur Konfirmation gehen die Mädchen zum erstenmal in den feierlichen Kirchenfarben, in schwarzer, weißbesetzter Jacke, schwarzem Rock und weißer Schürze. Doch die Unterhaube, über die eine weiße Netzhaube gezogen wird, bleibt rot, die Miederverschnürung blau und auch die prachtvollen, mit Lochstickerei verzierten Tücher sorgen dafür, daß das Gesamtbild nicht allzu ernst wird. Indessen wird Schwarz von nun an als Unterton in der Tracht häufiger. Die neuen hochgeschlossenen schwarzen Jacken, welche die Mädchen



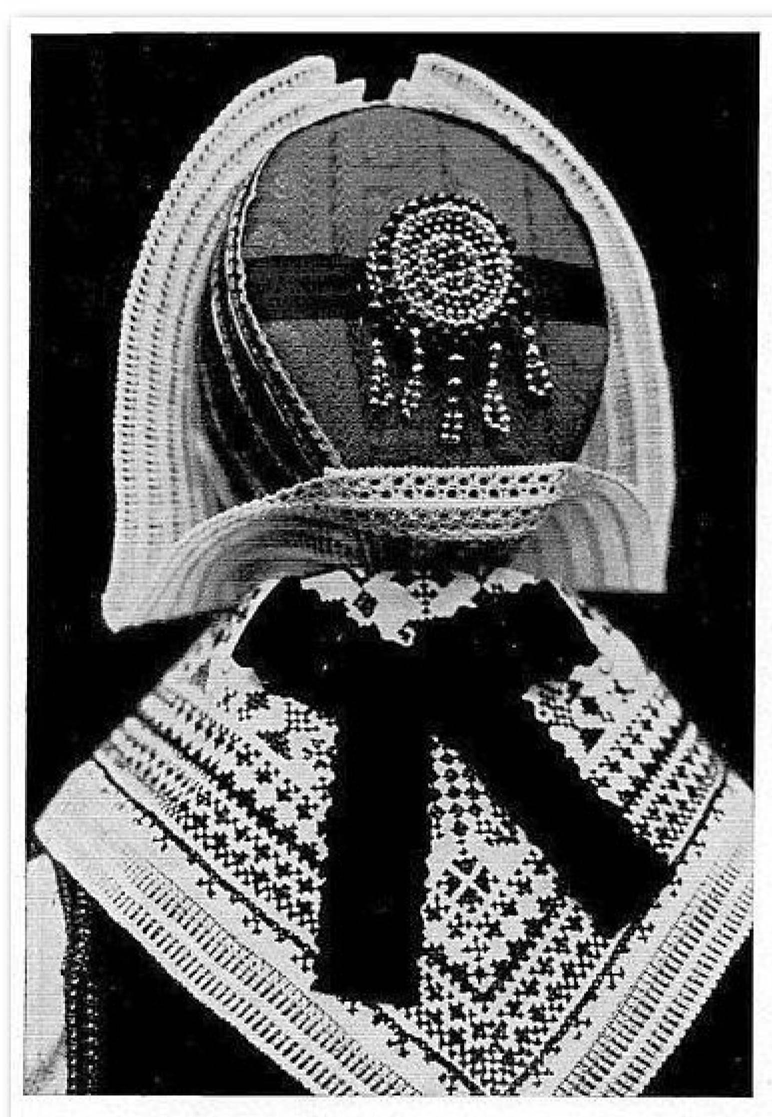
Wendische Bäuerinnen aus Schleife in Trauertracht. Zum Zeichen der tiefsten Trauer hüllen sich die Frauen des Schleifer Kirchspiels in große weiße Leinentücher ein.

am ersten Feiertag des Oster-, Pfingst- und Weihnachtsfestes tragen, sind allerdings schon als Verfallserscheinung zu werten; die ältere, weit ausgeschnittene Jacke, die die Brustverschnürung sehen ließ, wirkt viel freundlicher. Fast schwarz, mit wenigen wirkungsvollen weißen Stellen, ist die Brauttracht; farbig ist an ihr nur die Brautkrone.

Die Trauertracht gleicht in der Grundform der älteren Kirchentracht an hohen Festtagen: Rock, Schürze, Jacke, Miederverschnürung und Schuhe sind schwarz, weiß der Pelzbesatz der Jacke, Strümpfe, Schultertuch, Haube und vor allem das große Trauertuch, das die ganze Gestalt einhüllt und nur das Gesicht sehen läßt. Es wird nur zum Gottesdienst selbst angelegt; die Frauen, die in tiefer Trauer zur Kirche schreiten, tragen es unter dem Arm und legen es erst unter dem überdachten Holztor des Kirchhofes mit gegenseitiger Hilfe an, und ebenso gleich nach Schluß des Gottesdienstes wieder ab, ehe sie den Kirchhof verlassen. Nach vierwöchentlicher Trauerzeit tritt an seine Stelle ein kürzeres Tuch, das auf der Schulter aufliegt, den Kopf freiläßt und auch nicht so weit herunterfällt. Der Eindruck, der von diesen weiß verhüllten Gestalten ausgeht, ist feierlich, fast unheimlich. – Man hat dieses Weiß als „slawische Trauerfarbe" erklären wollen. Aber wir sahen schon in den vorhergehenden Abschnitten, daß Weiß als Trauerfarbe auch in einer Geesttracht vorherrscht, in einer Gegend, die ganz gewiß niemand als slawisch an-



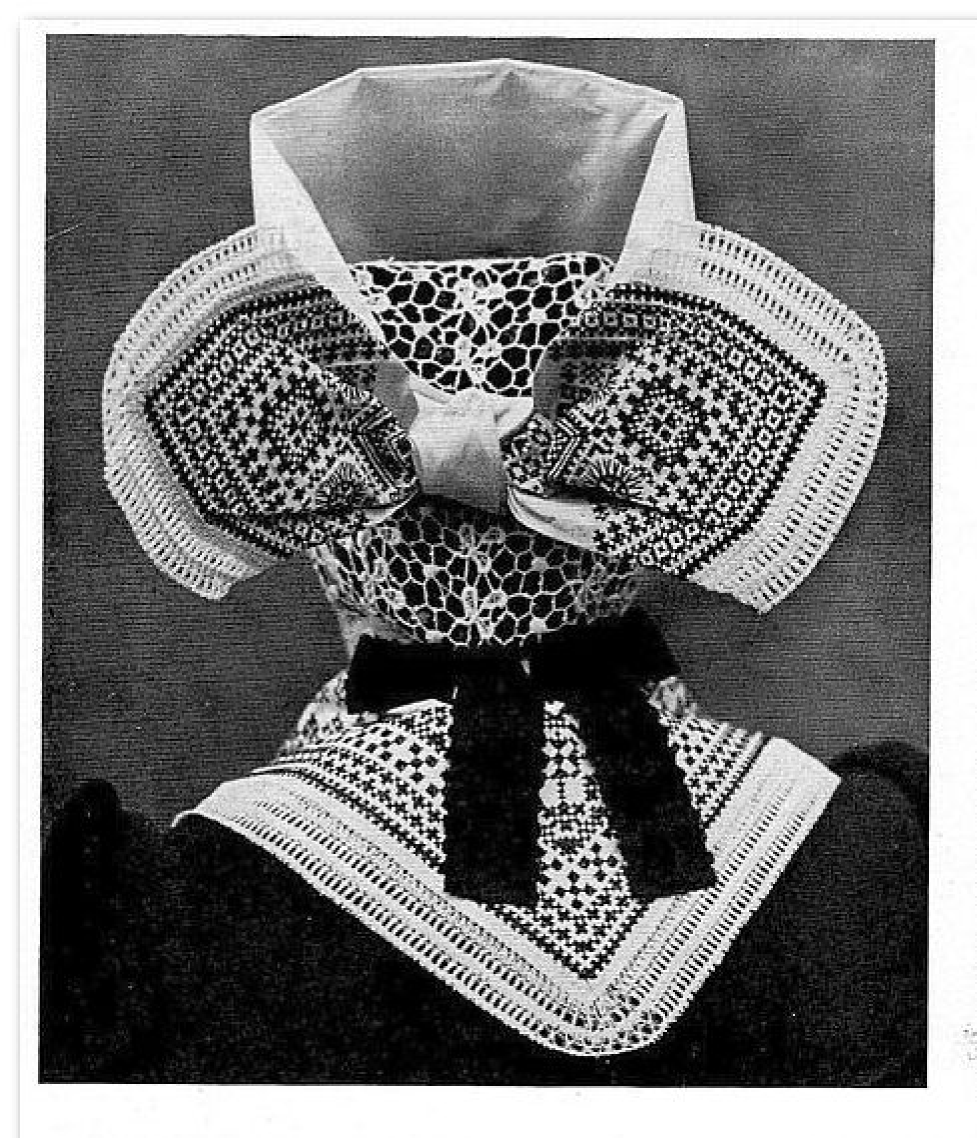
Ledige wendische Patin aus Schleife und Kinder in Sonntagstracht. Die Miederverschnürung ist kornblumenblau, das Schultertuch in schwarzer Kreuzstickerei. Die Hauben der Kinder sind statt rot weiß, weil kürzlich im Dorf ein kleines Kind gestorben ist.



Rückansicht des Kopfputzes einer ledigen wendischen Patin aus Schleife. Die haubenartige Kopfbedeckung ist auf das festgenähte Haar aus vielen Bändern zusammengesteckt, um welche dann eine weiße Spitze gelegt wird. Dazu der bunte „Patenkranz" aus bunten Glasperlen.

sprechen wird, und daß es in älteren Trachten niemals ganz fehlt. Die schwarze Trauerkleidung ohne eine Spur von Weiß, wie sie heute in der Stadt üblich ist, ist entstanden aus der falschen Vorstellung, eine Farbe sei am wirksamsten, wenn sie allein alles beherrsche. Aber Schwarz wird erst wirklich schwarz durch den Gegensatz zu Weiß, und umgekehrt, und jedes Zeitalter mit unverdorbenem Farbenempfinden war sich dessen bewußt. So gehören zum Talar der Pfarrer und Richter nach altem Brauch die Bäffchen, nicht zur Unterbrechung und Belebung, sondern im Gegenteil als Mittel, die tiefe Dunkelheit des Stoffes erst recht zur Geltung zu bringen. Auch die wendische Trauerfarbe ist wohl einfach so zu erklären; sie ist nicht weiß, sondern weiß und schwarz. Weiß ist das Ungefärbte, also das Einfachere, und in allen alten und primitiven Trachten das Natürliche: der Verzicht auf die Farbe, im wirklichen Sinn; und da die wendischen Trachten zu den ältesten in Deutschland zählen, ist es ganz begreiflich, daß Weiß noch eine große Rolle spielt. Die Form des Trauertuches leitet sich vielleicht von einer Klosterfrauentracht ab, wenn sie nicht gleicher Herkunft ist, wie das westdeutsche Trauermäntelchen, das in Hessen noch lebendig ist.

Was die Farbe über die Geschichte der Schleifer Tracht aussagt, das wird durch die Form bestätigt. Rock, Schürze, Mieder, Hemd und Haube kehren in vielen deutschen Trachten wieder, genau bis in die Einzelheiten des Schnittes und der Maßverhältnisse, und weisen auf das gleiche Schicksal hin. Auch die Bezeichnungen sind zum Teil deutsch. Eine Selbstverständlichkeit ist die Sonderentwicklung der Schmuckform. Ein Brauch, den die anderen wendischen Trachten mit der Schleifer Tracht gemeinsam haben, ist die Überhöhung der Haube durch ein gewundenes steifes Leinentuch, entsprechend dem Trauerflor der Schwälmer Trauertracht in Hessen. So legen die Konfirmandinnen und Brautjung-



Der Kopfputz einer wendischen Brautjungfer aus Schleife. Über der roten Haube wird eine weiße Haube aus Klöppelspitze getragen. Auf diese beiden Hauben wird die „Lapka" (Lappen) gesetzt, ein steif gestärktes Leinentuch, dessen Enden genau so wie das Schultertuch zierliche schwarze Kreuzstichstickerei aufweisen.

fern um die Haube ein gesticktes weißes Tuch, dessen streng und klar gemusterte Ecken wie zwei Flügel abstehen. Es wird „Lapka" (Lappen) genannt, wodurch sich schon die deutsche Herkunft verrät. Die wendische Sprache hat kein eigenes Wort hierfür. – Eine reine Schmuckform ist die Regenrolle geworden, ursprünglich ein Tuch, das bei Regen über den Kopf gezogen wurde, heute eine zusammengenähte Leinwandrolle ohne praktischen Zweck, ein Paradestück, das zu jedem feierlichen Aufzug gehört. – Das Gesicht der Braut, und ebenso der Patin, wird eingerahmt durch einen weißen Spitzensaum, der von vorn gesehen wie eine handbreit abstehende Haube aussieht; er ist tatsächlich die letzte Erinnerung an eine mittelalterliche Haube, die „Krüseler" genannt wurde und die uns von vielen Grabsteinen von 1380–1400 bekannt ist. Doch ist diese Spitze heute wie der ganze Hochzeitskopfschmuck mit Nadeln zusammengesteckt. Das Herrichten der Braut erfordert große Geschicklichkeit. Die Haare werden mit einigen Strähnen Flachs zu straff sitzenden Zöpfen geflochten, fest mit Band umwickelt, im Kreis auf den Kopf aufgelegt und auf dem Kopfhaar aufgenäht. Darüber wird ein fester Boden aus Pappe und Papier gelegt, das Ganze mit bunten Bändern umwickelt und festgesteckt. Zum Schluß kommt das Krönlein aus silbernen, blauen und grünen Glasperlen darauf, und an dem Krönlein wird

ein Rautenzweig angebracht. Die mühsame Arbeit des Aufsteckens nimmt mindestens eine Stunde in Anspruch. Sie macht auf den ersten Blick den Eindruck einer landschaftlichen Eigenbrötelei, ist uns aber ganz ähnlich aus den meisten deutschen Trachten bekannt. Es ist ein Brauch, der uraltes deutsches oder mitteleuropäisches Gemeingut sein muß, denn es ist ausgeschlossen, daß er sich in so vielen Gegenden Deutschlands unabhängig voneinander gebildet haben sollte. Wollen wir ein gemeinschaftliches städtisches Vorbild suchen, so müssen wir mindestens bis ins 16. Jahrhundert zurückgehen. Die Entstehungszeit des Brauches geht aber wohl in Zeiten zurück, aus denen wir keine Zeugnisse mehr haben.

Eine so formklare Tracht kann nicht entstehen ohne ein reges und lebendiges Gemeinschaftsleben. Nur einige Bräuche können hier erwähnt werden. Stirbt ein Kind im Ort, so kleidet man alle Kinder des Dorfes, die dem gleichen Jahrgang angehören, vier Wochen lang in Trauer. Das ist eine schöne Sitte, eine Erziehung zum kameradschaftlichen Denken



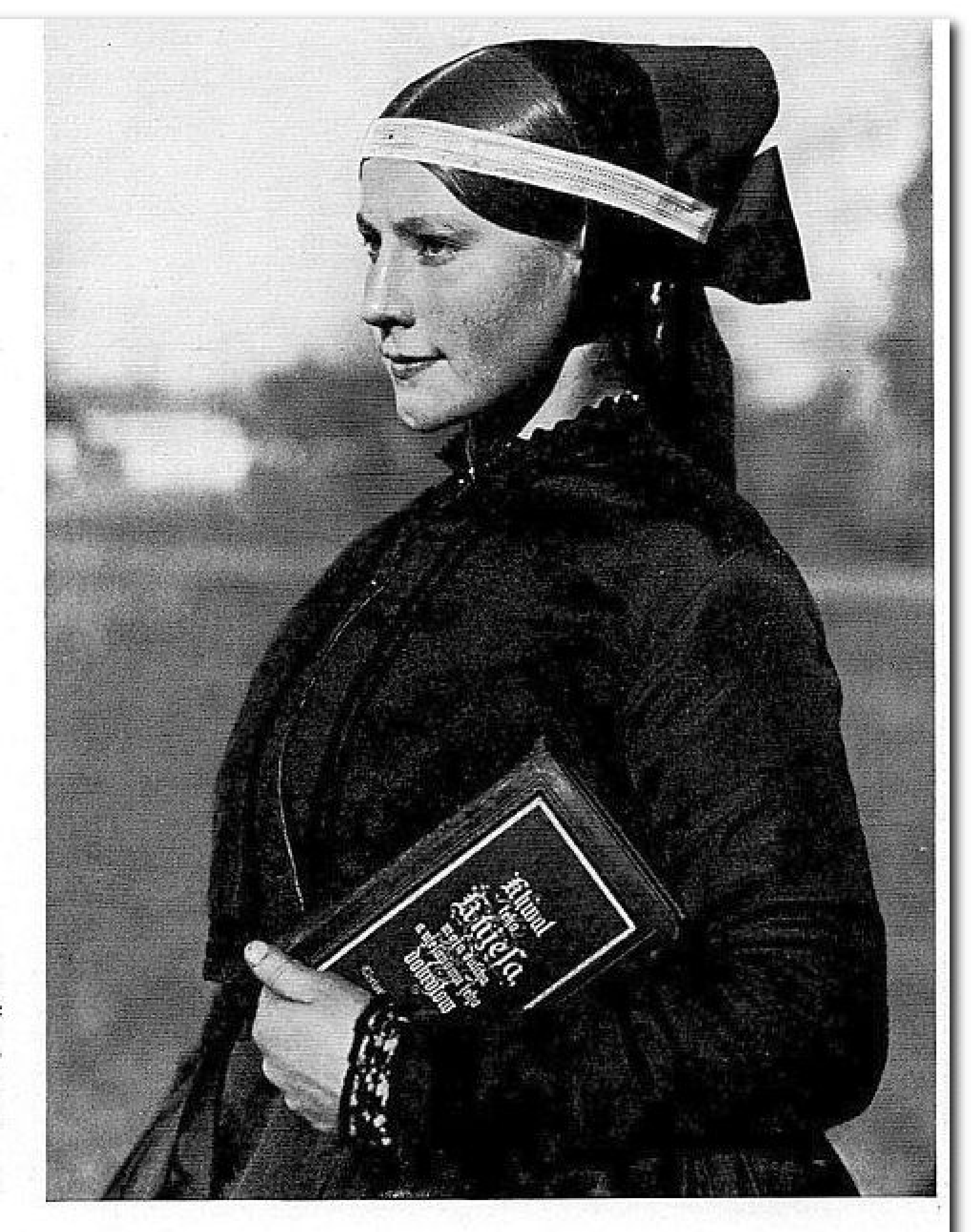
Wendische Bäuerin aus Schleife mit ihren Kindern in Werktagstracht beim Bemalen der Ostereier.

von frühester Jugend auf. Sind die Mädchen älter, so wird der Kameradschaftsgeist vor allem gepflegt in der Singgemeinschaft. In der Osternacht gehen die Mädchen von Haus zu Haus, vor jedem einstimmig drei geistliche Lieder singend, die ganze Nacht hindurch; das Geld, das ihnen reichlich gespendet wird, verteilt die Vorsängerin unter allen. Am Osternachmittag versammeln sie sich noch einmal im Viereck der Singebank vor der Kirche zum gemeinsamen Gesang, und dann verteilen sie an die anwesenden Burschen Ostereier.

Die wendischen Ostereier, die so bunt sind wie Blumen! Hier ist die Malvorschrift: Ein wenig farbiges Wachs wird in einem Löffel über einer Kerze dauernd heiß und flüssig



Kleines wendisches Bauernkind aus Bergen bei Hoyerswerda in Festtracht, mit feinen Handstickereien an der weißen Spitzenhaube und buntgemusterter Schürze über dem knallroten Röckchen.



Wendisches Bauernmädchen aus Nardt bei Hoyerswerda in kirchlicher Festtracht, ganz in Schwarz bis auf das weiße Stirnband und einer kleinen grünen Schleife an der Kappe.

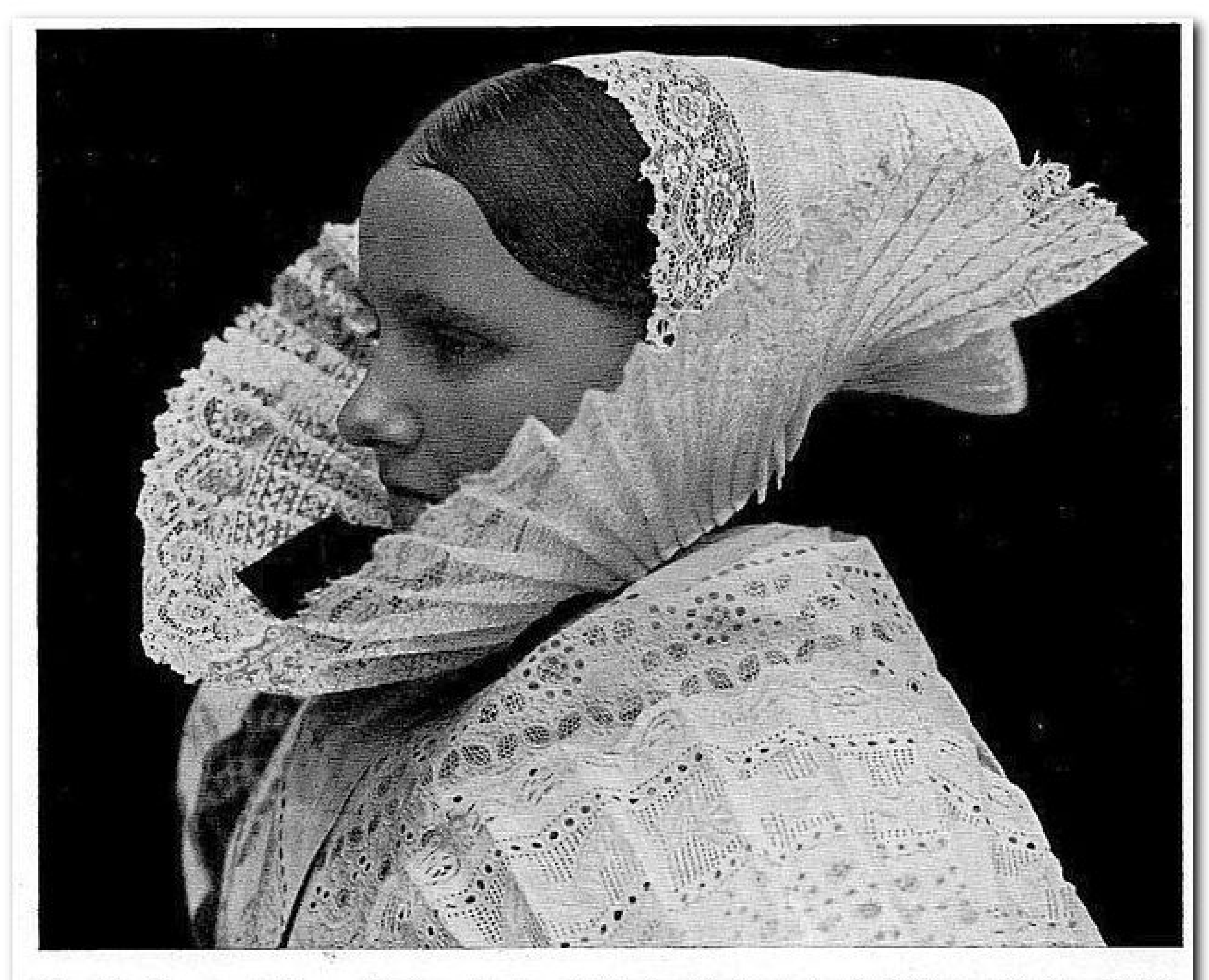
gehalten; den Löffelstiel biegt man senkrecht nach unten und steckt ihn in eine Kartoffel, so daß er aufrecht steht. Mit dem flüssigen Wachs werden die Muster freihändig auf das weiße Ei aufgezeichnet, und zwar mit dem runden Kopf einer Stecknadel, die mit der Spitze in ein Hölzchen getrieben ist, oder mit einem Federkiel. Die Eier müssen frisch gekocht und noch warm sein, sonst haftet das Wachs nicht; aber auch nicht mehr zu heiß, sonst zerfließt das Wachs auf der Fläche. Dann werden die Eier in die Farbe gelegt. Die mit Wachs überzogenen Stellen nehmen die Farbe nicht an und heben sich, nachdem die Eier mit einem heißen Tuch abgerieben sind, weiß von dem farbigen Grund ab. – Ein anderes Verfahren besteht darin, daß man die Eier erst bunt färbt und die Muster mit Scheidewasser aufzeichnet, das die Farbe wieder wegfrißt; so macht man es auch in anderen Gegenden Deutschlands.

Die Hoyerswerdaer Tracht, die westlich an das Schleifer Trachtengebiet angrenzt



Wendische „Brautdienerin" aus Neustadt a. d. Spree. Bei dieser Abart der Hoyerswerdaer Wendentracht trägt die Brautjungfer einen doppelten Kranz über der weißen Haube.

und in etwa 20 bis 30 Dörfern getragen wird, ist schwerer, derber, kräftiger als diese. In der Form ist sie nicht so ausgewogen, uneinheitlicher, aber noch abwechselungsreicher, und überbietet sie durch ihre lebenslustige Farbenpracht. Die gewöhnliche Werktagskleidung ist allerdings recht unscheinbar geworden. Die Sonntagstracht besteht aus einem roten Rock – nicht nur für Kinder, sondern auch für größere Mädchen und für Frauen –, schwarzem Mieder, von dem man jedoch kaum etwas sieht, vorwiegend blau, grün und violett gemusterter Schürze, blauen Strümpfen, Oberhemd mit umgeschlagenem handgearbeitetem Saum und buntbedrucktem Halstuch mit Fransen. Besonders hübsch und lustig sind in der Sonntagstracht die ganz kleinen Mädchen, die mit ihren neuen, steif abstehenden, auf Wachstum berechneten Röcken aussehen wie bunte Brummkreisel. Die Haube, die dicht auf dem Kopf aufliegt, ist ähnlich der Schleifer Konfirmationshaube durch einen Aufsatz nach hinten verlängert und endigt in einer Schleife. An Festtagen besteht sie aus wei-



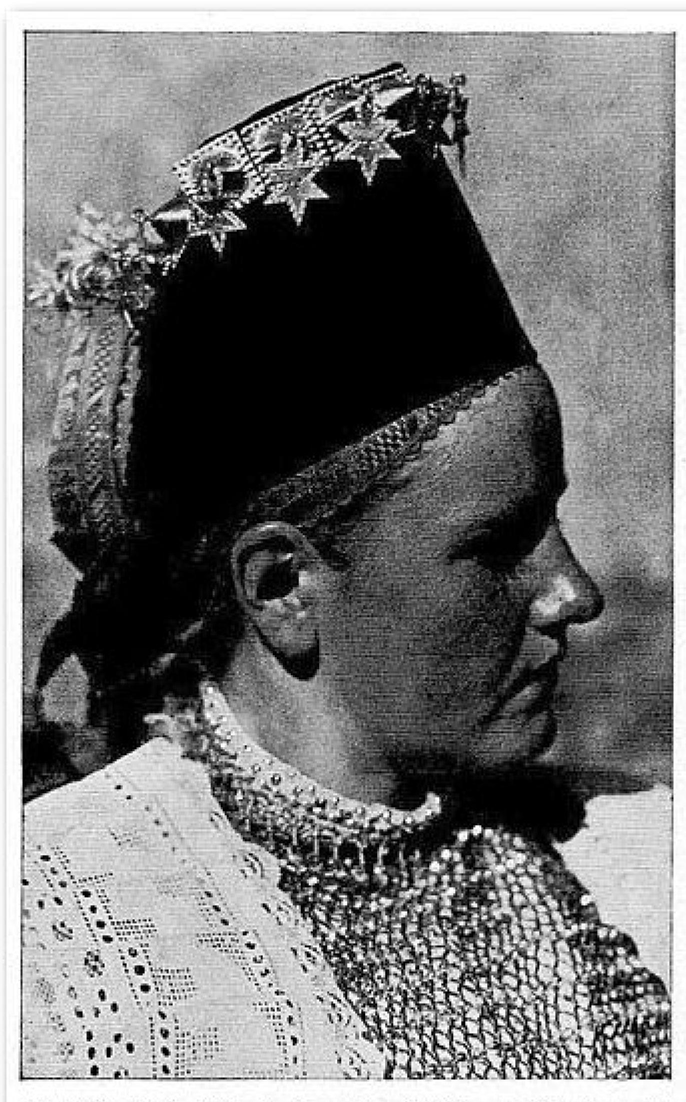
Wendische Braut aus Bergen bei Hoyerswerda, wie sie eine Woche vor der Hochzeit zum Abendmahl geht. Der hochgestellte Radkragen, die weiße Spitzenhaube, sowie der umgeschlagene Oberärmel und das Schultertuch sind feinste Weißstickerei.

ßem gemustertem Tüll. Die Haare darunter sind in der Mitte gescheitelt, mit Wasser gekämmt und in gleichmäßigem Bogen ganz straff angelegt. Die größeren Mädchen tragen schon einen Schmuck aus Glasperlen auf der Brust. In der Hochzeits- und Patentracht ist dieser Glasschmuck so groß, daß er die Brust in ganzer Breite bedeckt und vom Hals bis zum Gürtel reicht. Er bildet ein dichtes Gehänge von rechteckiger Form aus gelben, grünen und roten Glasperlen, die oft so groß sind wie Kirschen; auch blaue und silberne Perlen sind darunter, aber nur wenige. Die Muster der Perlgehänge sind streng regelmäßig aufgebaut, niemals sind zwei Gehänge genau gleich, aber die Überlieferung ist so fest, daß zwischen einem heute angefertigten und einem 30 Jahre alten Stück kein Unterschied besteht. Dieses Perlgehänge ist etwas ganz Eigenartiges und gewissermaßen das Wahrzeichen der Hoyerswerdaer Tracht.

Entsprechend dem Brustschmuck ist die ganze Kleidung zur Hochzeit und Kindtaufe üppiger. Ärmel, Halstuch, Kragen, Schürze, Haube und alles was aus weißer Leinwand besteht, ist mit der prächtigsten Handarbeit geziert. Das Oberhemd hat sehr weite gestärkte Ärmelbesätze, die nach oben aufgeschlagen sind und wie eine Muschel sich über die Schulter




Wendische Brautjungfern aus Bluno im Kreise Hoyerswerda. Nur in zwei bis drei Dörfern tragen hier die Brautjungfern den kegelförmigen Kopfputz, der aus rotem Band mit Nadeln zusammengesteckt ist und an der Spitze ein Flittersträußchen trägt.



Protestantische Wendenbraut aus Bergen bei Hoyerswerda mit der „Borta", der wendischen Brauthaube aus schwarzem Samt. Der obere Rand ist mit beweglichen goldenen Sternchen besetzt.



Die „Borta" einer katholischen Wendenbraut aus Radibor. Der obere Teil der offenen Samthaube ist mit einem Kranz aus Myrte und Flittern bedeckt, während der Sternenkranz am hinteren Teil der Haube angebracht ist.

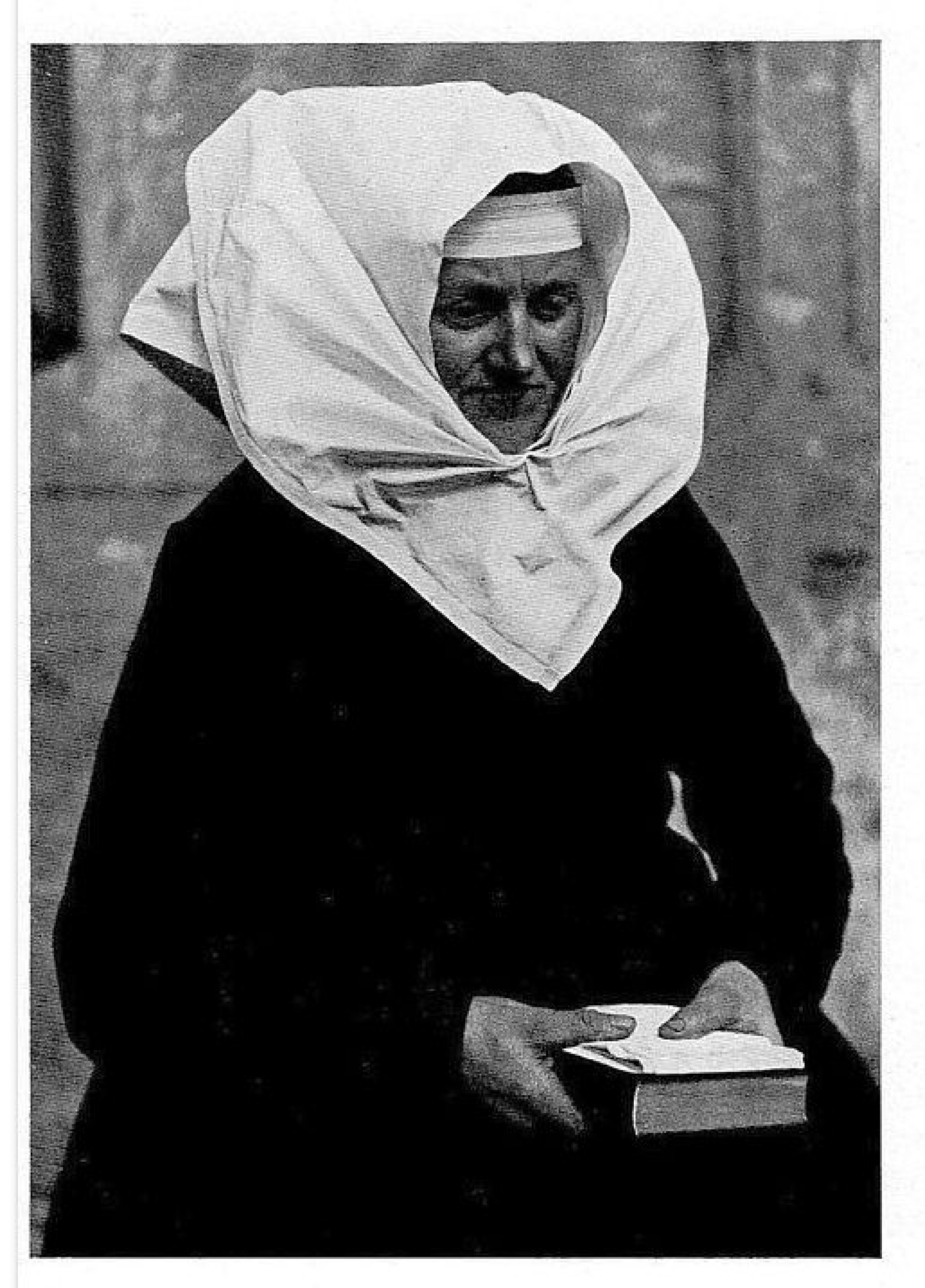
wölben. Ebenso erinnert der Spitzenkragen, den die Braut vor der Hochzeit einmalig zum Abendmahl trägt, an eine große Muschel. Den Unterarm bedecken grün-violette Halbärmel, die an das Unterhemd angesteckt sind. Der Kopfschmuck der Patinnen und Brautjungfern ist nicht im ganzen Gebiet der Hoyerswerdaer Tracht gleich, er wechselt etwas nach den Kirchspielen; die Bilder machen eine genaue Beschreibung unnötig. Der nach hinten kegelförmig zulaufende Kopfputz des Kirchspiels Bluno ist wie der von Schleife aus Bändern gebunden und mit Nadeln gesteckt.

Die Brauttracht ist im ganzen etwas schlichter, sie beschränkt sich auf Schwarz, Grün und Weiß, und das Brustgehänge ist ein zartes Netz, in das kleine Perlen eingeflochten sind. Auf dem Kopf trägt die Braut die „Borta", einen röhrenförmigen Aufsatz aus schwarzem Samt, oben und hinten offen, oben mit glitzernden Sternen und hinten mit Bändern geschmückt. In ähnlicher Form, nur etwas höher und anders verziert, findet

sich die Borta auch in der Tracht der katholischen Wenden. Ihr Verbreitungsgebiet in Deutschland war früher sehr groß, heute ist sie noch in Siebenbürgen bekannt, sogar unter dem gleichen Namen.

Das weiße Kopftuch der Trauertracht, das das Gesicht einrahmt und im Dreieck unter dem Kinn auf die Brust fällt, ist dem Trauertuch der Frauen auf spätmittelalterlichen Totengedächtnisbildern sehr ähnlich. Zur Halbtrauer wird nur ein weißes Stirnband über der schwarzen Haube getragen.

Die Trachten der protestantischen Dörfer südlich des Schleifer Kirchspiels, vor allem die bekannte Tracht aus Klitten, sind fast erloschen, schwache Reste bestehen noch im Kirchspiel Nochten.



Wendische Bäuerin aus Bergen (Hoyerswerdaer Wendentracht) in tiefster Trauer mit weißem steifgestärktem Trauertuch.



Wendische Brautjungfer aus Dörgenhausen (Katholische Wendentracht). Unter dem eigenartigen Perlennetz trägt sie einen Münzenschmuck von 28, meist sehr alten Reichstalern. Die Haube und die große Schleife sind zartrosa, während die kleinere darunter grün ist.

Es ist eine ganz allgemeine Erscheinung, daß Festtags- und Werktagstrachten stark voneinander abweichen; in den katholischen Dörfern der Wendei ist der Unterschied aber schon so groß, daß man eigentlich von zwei Trachten reden müßte. Die Festtrachten sind noch recht streng in Form und Farbe, allerdings nicht mehr in dem Maße, wie die der protestantischen Wenden. Sehr feierlich und würdevoll wirkt die Tracht der Züchtfrauen, die die Braut begleiten. Schwarz und Weiß sind gut gegeneinander ausgewogen und nur die Stickerei der Kinnbänder und der mächtigen Schleifen, die vor dem Leib gebunden werden, und ein schmaler roter Streifen an der Haube bringen etwas Farbe hinein. Die Kleidung der Züchtfrauen ist bei Verheirateten und Unverheirateten gleich, bis auf die kleinen gestärkten Spitzen, das Zeichen der Frauenwürde, die an der Schläfe unter den Haubenrand geklemmt sind. Die Tracht von Braut und Patin ist lebhafter; sie tragen auf der Brust ein Gehänge aus Silbermünzen, darüber ein Perlennetz und einen Perlen-

halskragen. Die Braut trägt die Borta wie die protestantische Braut aus Hoyerswerda, mit dem Unterschied, daß der Sternenkranz hinten und obenauf ein Kranz von künstlichen Blumen sitzt.

In die Tracht der Festtage, mehr noch in die gewöhnliche Sonntagstracht dringen allmählich Farbtöne ein, denen wir bisher in der Wendei noch nicht begegnet sind: Rosa, Gelb, Blaßgrün und ein milchiges Blau. Es sind Farben des späten 19. Jahrhunderts. Sie gehören nicht in die alte Farbordnung und wirken deshalb fremd. Sparsam angewendet können sie ab und zu noch gut aussehen; aber sobald sie das Übergewicht erlangen, ist es mit der Schönheit der Tracht vorbei.

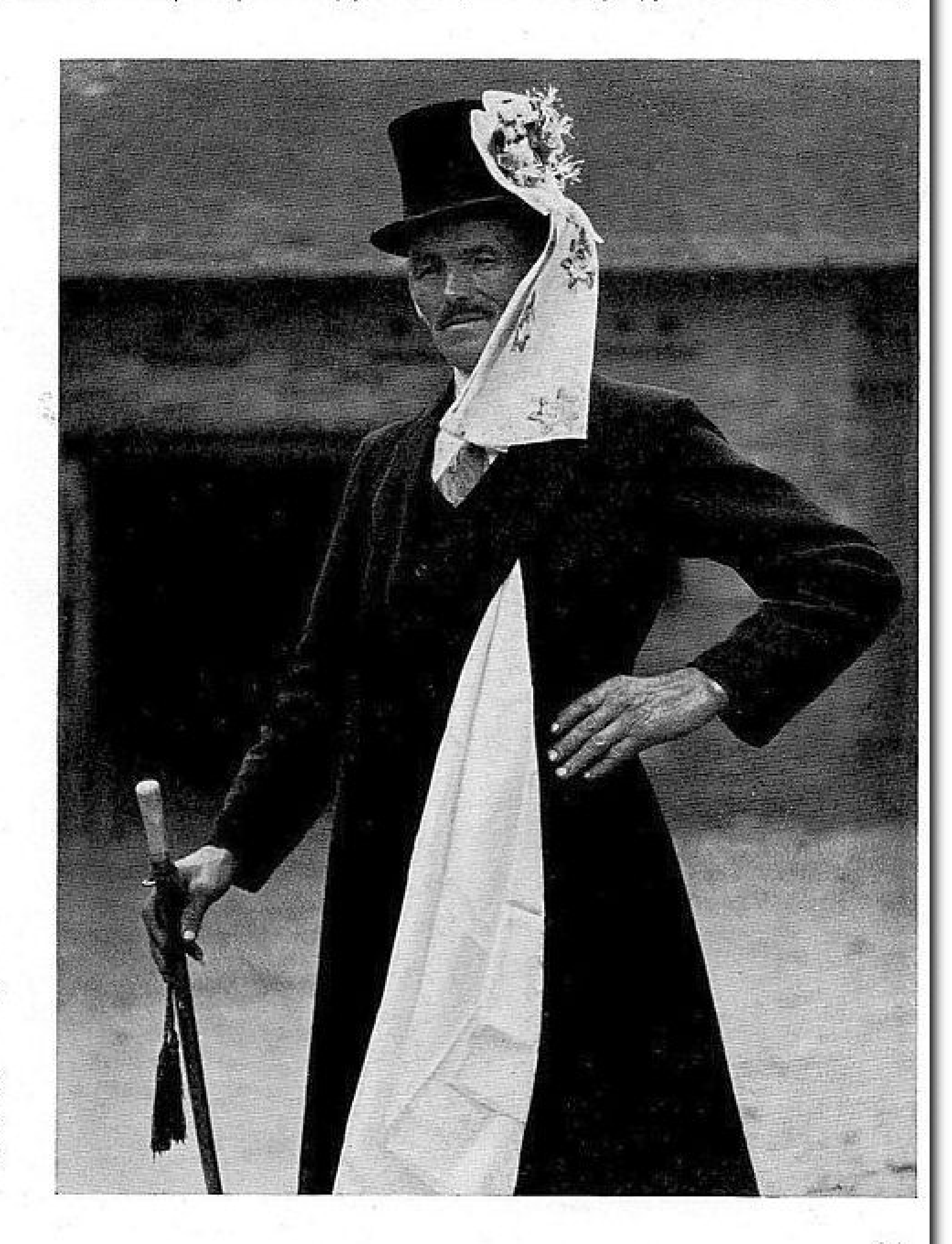
Die Werktagstracht und die gewöhnliche Sonntagstracht werden in ihrem Aussehen



Katholische „Züchtfrauen" (Brautbeschützerinnen) aus Radibor bei Bautzen, mit der hochstehenden schwarzen Tüllspitze an der Bänderhaube.

bestimmt durch eine lange Jacke, die der Mode der neunziger Jahre ohne Änderung entnommen ist und zu dem älteren Bestand gar nicht paßt. Sie hängt formlos um den Oberkörper herum und liegt unterhalb der Hüfte prall an; darunter quellen die derben Falten des Rockes hervor. Über dem Kopf liegt ein gesteiftes weißes Tuch, das offenbar einer Nonnentracht nachgebildet ist, und auch zur Trauer in Verbindung mit einem weißen Schleier getragen wird; gewöhnlich liegt aber locker ein schwarzes oder farbiges Tuch darüber, dessen Falten den Übergang vom Hals zu den Schultern völlig verdecken. So ist von der Körperform kaum etwas zu sehen, und da zudem der Rock bis auf die Knöchel herunterhängt, so wirkt die ganze Kleidung plump, nachlässig, lieblos und ungesund. Irgendwelche eigenen Formgedanken sind in ihr nicht mehr vorhanden, Stoffe und Besätze werden fertig gekauft. Man kann darum dieser verkommenen Tracht nur bald ein Ende wünschen.

Die wendischen Männertrachten sind verschwunden, nur der Hochzeitsbitter trägt nach



Wendischer Hochzeitsbitter aus Wittichenau (Katholisches Gebiet). Zur vollkommen städtischen Kleidung trägt er noch bunte Seidenbänder an Rock und Zylinder.

Wendische Hochzeitstafel in der Niederlausitz. Rechts und links vom Brautpaar sitzen die Brautjungfern, mit buntem Flitterkranz auf ihrer Haube, während der Kranz der Braut aus zarter künstlicher Myrthe ist. Braut und Bräutigam essen von einem Teller und trinken aus einem Glas.

Bei einer Spreewälder Dorfputzmacherin. Am Sonnabend kommen die Bäuerinnen mit ihren frischgewaschenen Tüchern und lassen sich für 25 Pfennige mit Pappeinlage und unendlich vielen Stecknadeln ihre eigenartigen, weltbekannten Hauben aufstecken.

alter Sitte auf der linken Seite seines altmodischen Gehrocks ein weißes seidenes Tuch und am Zylinder ein buntbesticktes Tuch mit einem Kränzchen von künstlichen Blumen. Der Hochzeitsbitter spielt in der Wendei noch eine wichtige Rolle; er muß lustig, redegewandt und jeder Schwierigkeit gewachsen sein, denn er hat nicht nur die Gäste zu laden, den Brautzug zur Kirche anzuführen und die Festrede zu halten, sondern er ist auch für die Saalmiete, für die Getränke, für eine allen angenehme Tischordnung, kurz für die ganze Stimmung verantwortlich. Für seine Mühe erhält er eine ansehnliche Geldsumme, doch hat er so viel Unkosten, daß der Verdienst nicht groß ist; das Amt ist eigentlich noch immer ein Ehrenamt, wie es ursprünglich war.

Die bekannteste Wendentracht ist die des Spreewaldes; die Spreewälderinnen gingen häufig als Ammen und Kindermädchen in die Stadt, und andererseits ist der Spreewald als Ausflugsgebiet von Berlin aus leicht zu erreichen und wird wegen seiner landschaft-



Spreewälderin aus Leipe kehrt vom Einkauf aus Lübbenau zurück. Der Rock ist rot, die übrige Tracht von den zartesten Farben, wie hellblau und rosa.



Rückansicht des Brautschmuckes einer Spreewaldbraut aus Burg. Zu dem hochgestellten Radkragen fällt in wundervoller Harmonie ein kostbares weißes Spitzentuch über die Schultern.

lichen Schönheit viel besucht. Wer im Sommer in Burg, im Hauptort des Spreewaldes, in das Gewimmel der Fremden und den Lärm der Ausflugslokale gerät, dem fällt es schwer, zu glauben, daß hier eine echte Volkskultur überhaupt noch bestehen kann. Freilich sind die Grenzen verwischt, die Tracht gehört heute zum Geschäft; trotzdem ist sie im Grunde noch unverdorben. Denn der Fremdenverkehr beschränkt sich glücklicherweise doch auf wenige Hauptorte, und auf die Feiertage und Schönwettertage. Hinter den geschlossenen Ortschaften beginnt bald die Einsamkeit der versteckten, weitverstreuten Einzelhöfe, die meist nur zu Schiff durch das Gewirr der Spreekanäle zu erreichen sind. In der kalten Jahreszeit liegt das Land monatelang ganz verlassen da.

Das Kennzeichen der Spreewaldtracht ist die große Haube, die aus Tüchern gesteckt und durch Pappeinlagen versteift wird, und die heute meist ein gutes Stück breiter ist als die Schulter, so daß die Tracht im ganzen sehr massig wirkt. Die Haube ist ihrer Entstehung nach ziemlich neu und erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts zu ihrer jetzigen Größe an-



Wendische Braut aus Burg im Spreewald mit dem engplissierten und gestärkten weißen Radkragen, dem prachtvollen Hochzeitsschmuck der Spreewaldbräute.

gewachsen. Auch ist ihr Umfang in den einzelnen Kirchspielen des Spreewaldes nicht überall gleich; es gibt etwa 15 verschiedene Haubenformen. Das Aufstecken ist Sache der Dorfputzmacherin, die für 25 Pfennig die frisch gewaschenen Haubentücher wieder in die richtige Form bringt. Der weit ausladenden Haube entspricht ein weiter, glokkenförmiger Faltenrock mit breitem Besatz; weit und großgemustert ist auch die Schürze und überhaupt alles an der Tracht. Die Farben sind durchaus modern, zart, oft ein wenig süßlich: Himbeerrosa, Himmelblau, Blaßgrün und Schwefelgelb, wie es auch die katholischen Wenden lieben. Doch ist der Gesamteindruck der Tracht festlich und schön durch die Ausgewogenheit der großen Formen und durch die gediegene Handarbeit, die trotz moderner Anilinfarben noch immer charaktervolle und mit sicherem Gefühl verteilte Stickerei.

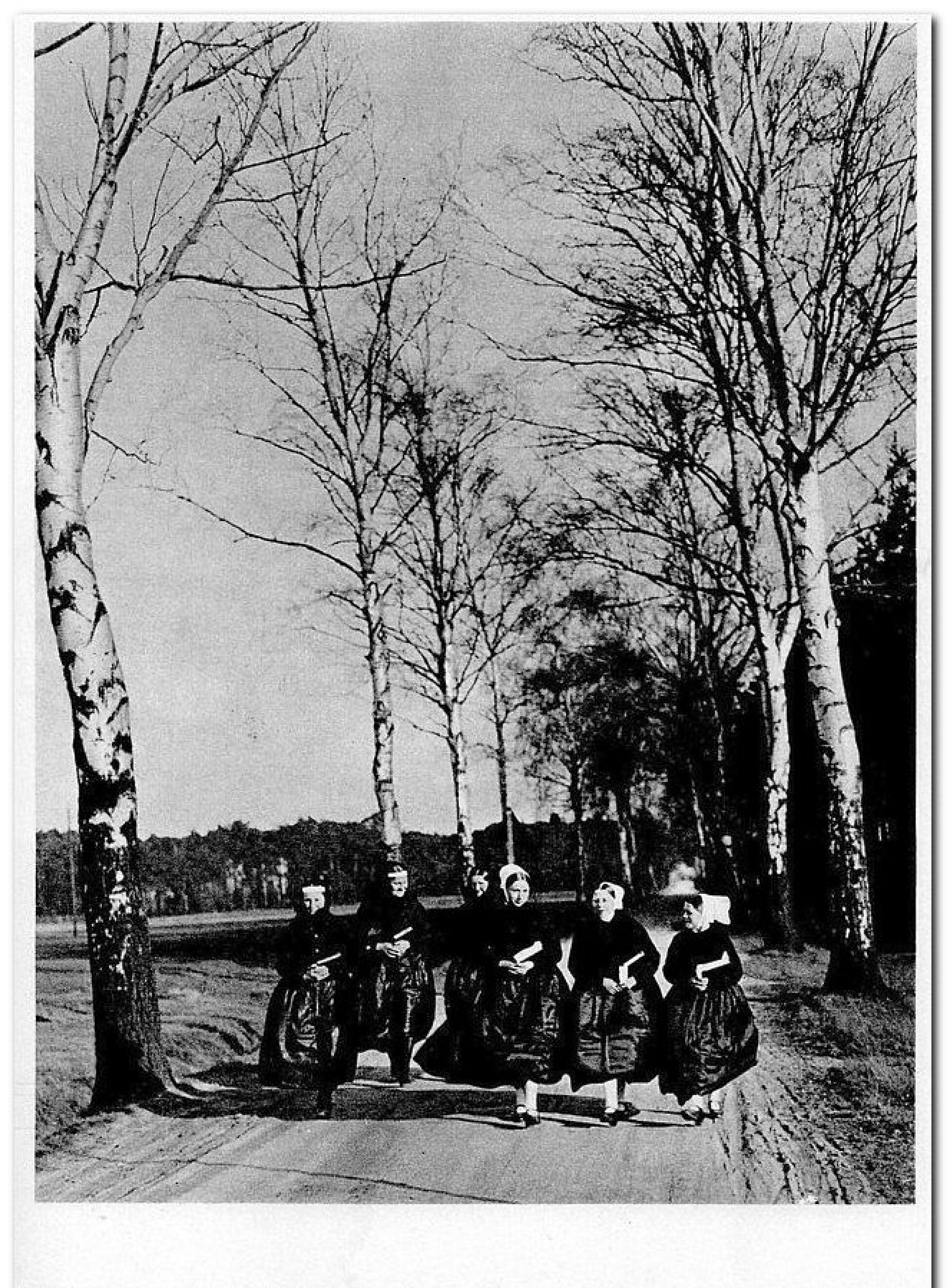
Neben dieser allgemeinen Sonntagstracht bestehen noch die langsam absterbenden

Hochzeits- und Patentrachten, die in der Farbe sich strenger an die alten Regeln halten und in den Einzelformen viel altertümlicher sind. Der weiße, scheibenförmige Spitzenkragen ist leicht als der Mühlsteinkragen des 17. Jahrhunderts zu erkennen, in bäuerlicher Übersteigerung; in der städtischen Mode hat er diese Größe nie erreicht. Von hinten besonders sieht er aus wie ein prächtiges Pfauenrad. So merkwürdig er als einzelnes Trachtenstück ist, so ist doch die Erscheinung noch merkwürdiger, daß gerade zu der Zeit, da er anfängt zu verschwinden, die Haube gleichsam als Ersatz entsprechend zu wachsen beginnt, und der Gesamtumriß der Tracht ungefähr derselbe bleibt; bezeichnend für das bäuerliche Beharrungsvermögen.

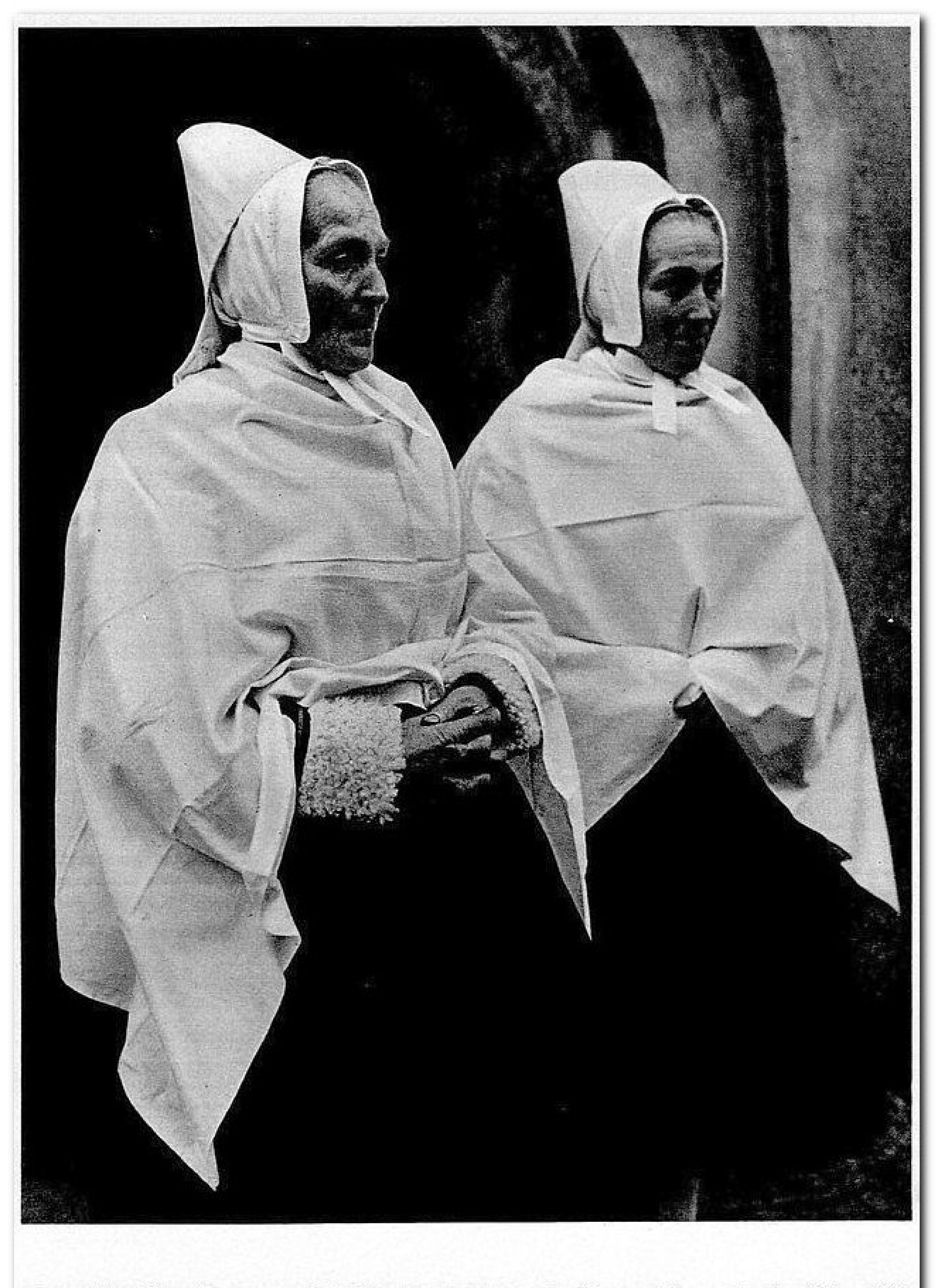
Die Spreewaldtracht hält sich auch in Dörfern, die inzwischen deutschsprachig geworden sind, während die Oberlausitzer Trachten meist mit der wendischen Sprache verschwinden. Die Übergangszeit von einer Sprache zur anderen ist für den Bestand der Tracht am gefährlichsten, denn die Einheitlichkeit der Gemeinde leidet natürlich durch den Sprachwechsel, besonders wenn nach Sprachen getrennter Gottesdienst abgehalten wird. So kommen zum Beispiel in Schleife zum wendischen Kirchgang alle Frauen in Tracht, zum deutschen nicht; „sich deutsch kleiden" ist dort gleichbedeutend mit „die Tracht ablegen". Solange diese Anschauung herrscht, sind die Aussichten für das Weiterbestehen der Tracht in der Oberlausitz nicht sehr günstig, selbst dort, wo sie heute noch von Schulkindern getragen wird.



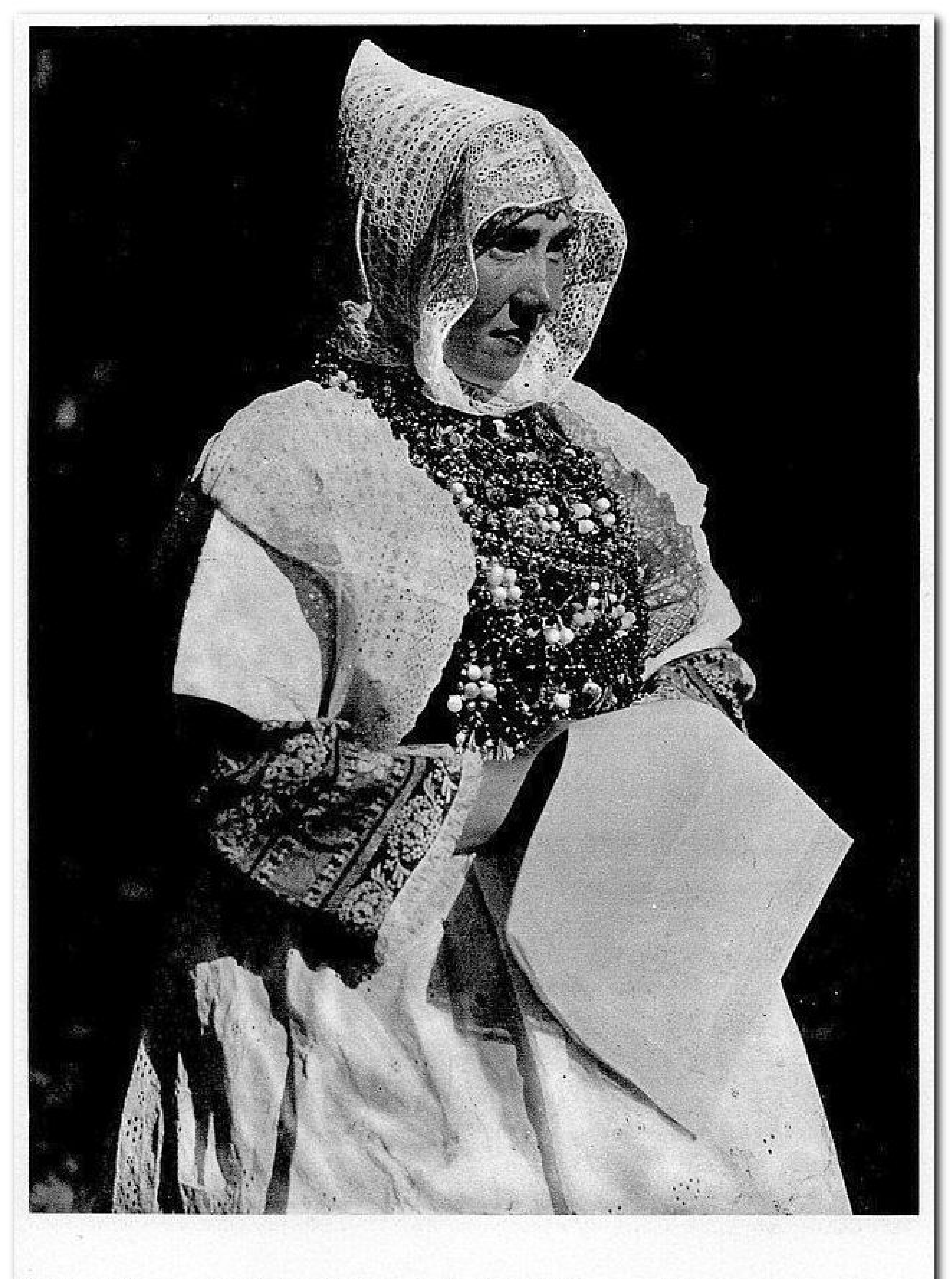
Spreewälderinnen aus Burg beim Abendmahl in der Dorfkirche. Die Abendmahlstracht besteht ganz aus schwarzer Seide.



Hoyerswerdaer Wendentracht. Konfirmandinnen aus Bergen mit ihren Müttern auf dem Wege zur Konfirmation.



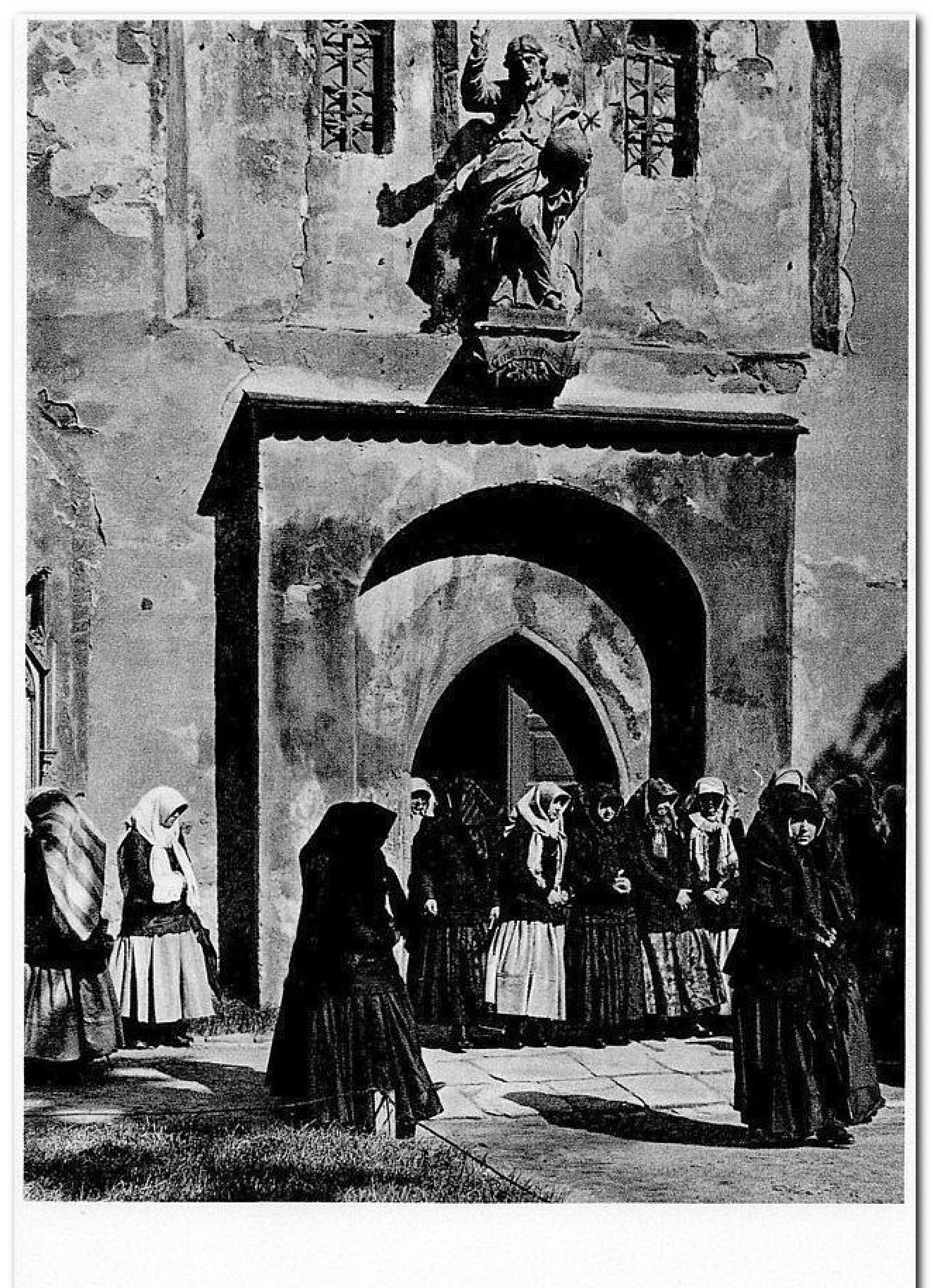
Wendische Bäuerinnen aus Schleife in Halbtrauertracht, welche nach vierwöchentlicher Volltrauer angelegt wird. Die weiße Haube mit der steifen Kappe darüber wird bei Volltrauer vom Trauertuch verdeckt.



Frau aus Bergen als Patin. Hals und Brust sind bis zum Gürtel von einem bunten Glasperlengehänge bedeckt, oberhalb des Ellenbogens wird der weite grün und violett-farbene Unterärmel angesteckt.



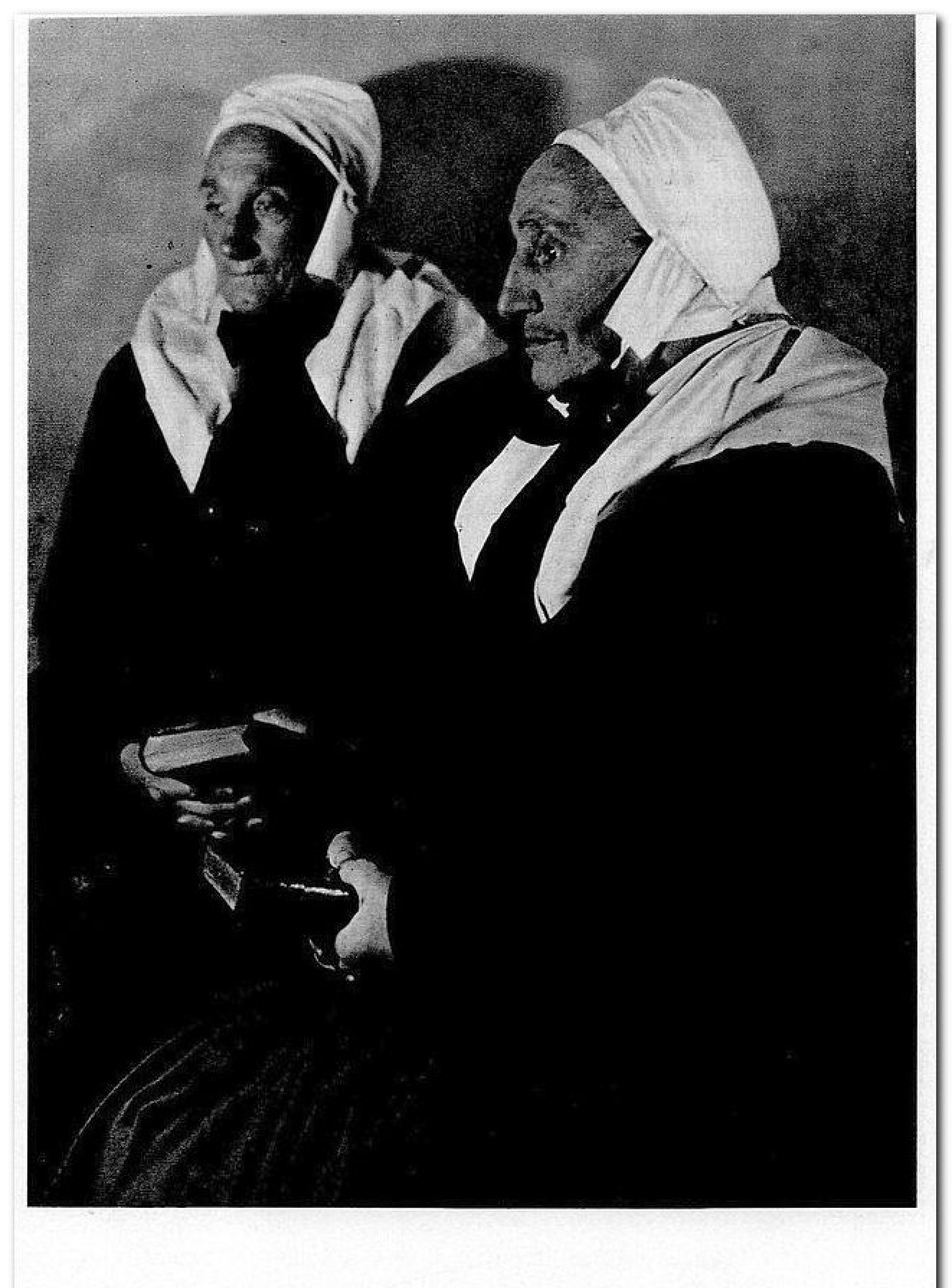
Wendische Familie aus Klein-Zeisig bei Hoyerswerda in Trauertracht. Unter der schwarzen Haube, die durch ein Kopftuch verdeckt ist, wird ein weißes Stirnband getragen.



Katholische Wendentracht. Kirchgang in Wittichenau.



Wendische Bauernmädchen aus Heinersbrück in der Niederlausitz in Tanztracht. Die Farben sind kräftig und fast sämtliche Stickereien in Handarbeit ausgeführt.



Bäuerinnen aus Heinersbrück in der Niederlausitz in Abendmahlstracht. Zu den gestärkten Hauben werden weiße Schultertücher getragen, sonst ist die Tracht schwarz.



Wendische Spinnstube in Bergen im Hoyerswerdaer Kirchspiel. Das Haar der Mädchen ist stets straff gescheitelt, die kleine Haube wird auch zur Arbeit getragen.

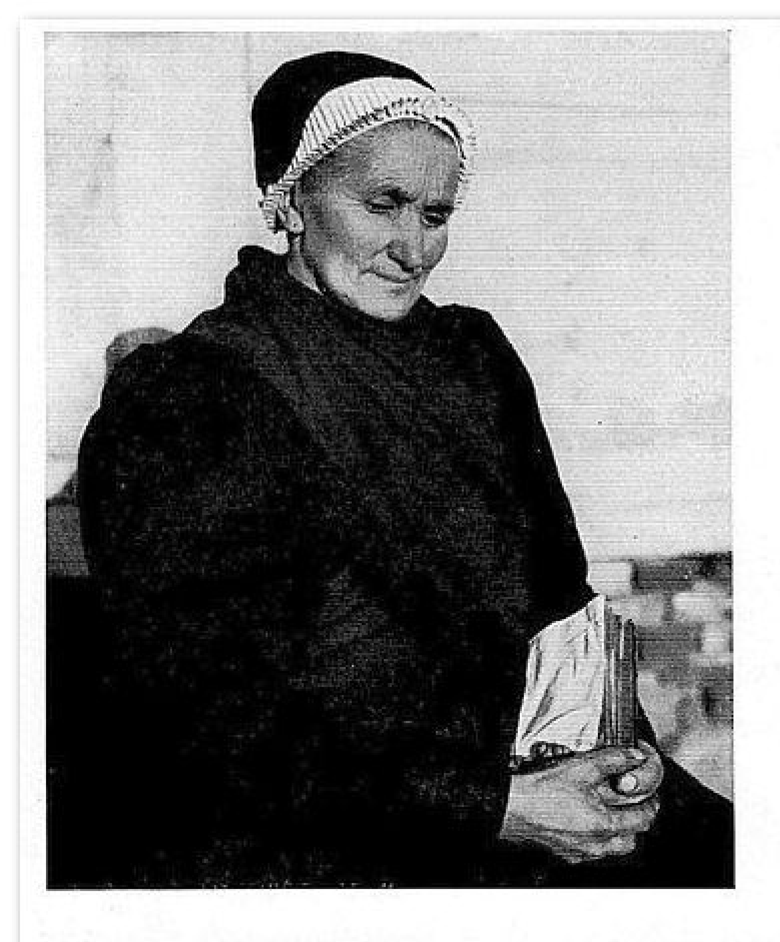


„Kränzeldame“ aus Großdammer in der Grenzmark mit ihrem farbenprächtigen Kopfputz.

## Ostmark

Die deutschen Grenzlande im Osten sind nicht ganz so arm an Trachten, wie man gewöhnlich annimmt. Freilich sind es meist nur Trachtreste, die auf wenige Dörfer beschränkt sind; nur in der Südostecke des Reiches, in Oberschlesien, haben sie sich recht gut erhalten, auch in der Nähe des Industriegebietes. Noch besser erhalten sind natürlich die Trachten der deutschen Sprachinseln in der Tatra, in Siebenbürgen und teilweise in Ungarn und Südslawien; das ist leicht begreiflich, da das Gefühl der Zusammengehörigkeit unter den stets bedrohten Auslandsdeutschen viel stärker entwickelt ist als unter den Deutschen im sicheren Mutterland.

In der Mark Brandenburg liegt in der Gegend von Frankfurt auf dem Ostufer der Oder ein kleines Trachtengebiet um Aurith und Ziebingen. Die Ziebinger Sonntagstracht wirkt stämmig und bäuerlich gediegen durch die breitschultrige Schoßjacke, den weiten halblangen Faltenrock und die große Schürze, die ebenfalls fast die Weite eines Rockes hat und deren mehr als handbreite Bänder vorn bis zum Rocksaum herabfallen. Doch ist



Märkische Bäuerin aus Aurith an der Oder in Ziebinger Abendmahlstracht. Zu der vollständig schwarzen Tracht trägt sie eine Haube mit weißem engplissiertem Rüschenrand.

Märkische Bauernbraut aus Aurith a. d. Oder mit Brautjungfer und festlich gekleideten Bauernmädchen.



Grenzlandbäuerin aus Großdammer in Trauertracht. Über der zarten weißen Tüllhaube wird ein dunkel gehaltenes, aber farbiges Kopftuch getragen.

die Handarbeit aus der Tracht ziemlich verschwunden, nur die Hemdärmel sind bei festlichen Gelegenheiten mit Stickerei verziert. Die Besätze der Röcke werden fertig gekauft, Strümpfe, Schuhe und Tücher sind städtisch. Sehr schön sind die Brautkronen, aus künstlichen Blumen und Flitterwerk, bunt für die Brautjungfern, für die Braut einfarbig grün. Die Zukunftsaussichten der Tracht sind schlecht. Sie ist schon zu sehr von der Fabrikware abhängig; dazu ist ihr Gebiet recht klein und grenzt überall an trachtenlose Dörfer.

In der südlichen Grenzmark besteht noch eine Tracht in Großdammer, ganz dicht an der neuen Grenze gegen Polen. Die Tracht ist im allgemeinen schlicht. Die Sonntagstracht zeichnet sich durch einen Spitzenkragen und eine kunstvoll plissierte Haube aus, die im Trauerfall durch ein unförmiges Tuch verhüllt wird. An den hohen Festtagen ist die Tracht feierlich und farbenfroh. Die vier „Kränzeldamen", die in der Fronleichnamsprozession das Marienbild tragen, haben hellblaue Schürzen und rote Tücher und einen bunten Blumenkranz auf dem Kopf. Diese schöne Tracht hat mit Ausnahme des kleinen Radkragens und der buntgewirkten Bänder eigentlich kaum etwas Altertümliches an sich, sie wirkt durchaus modern und ist der Kommunionstracht katholischer Stadtkinder recht



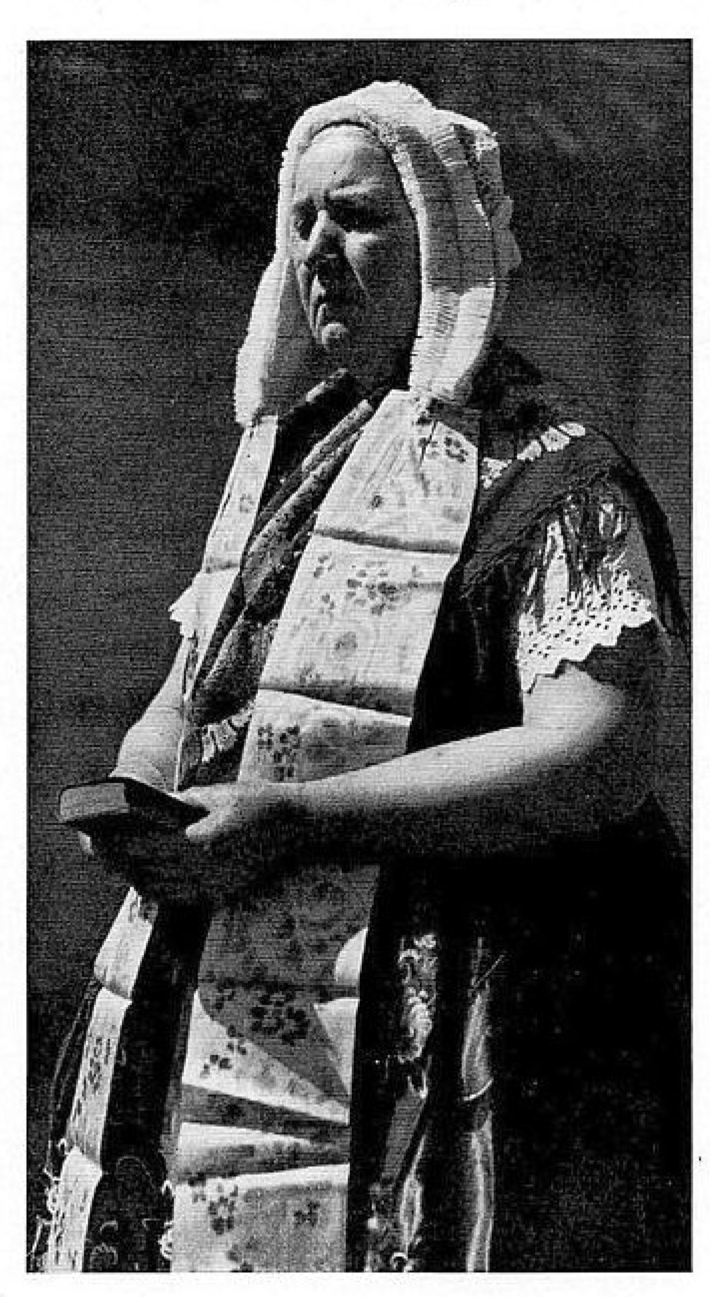
Oberschlesisches Bauernkind aus Schönwald. Auf dem roten Mieder ist durch gelbes und silbernes Band eine Art Verschnürung aufgenäht.

ähnlich. Hell hebt sich die zierliche Tracht der Kränzeldamen ab von der dunklen und schweren Tracht der begleitenden älteren Frauen, von denen eine feierlich mit der Prozessionsfahne dem Marienbild voranschreitet.

In Schlesien haben sich seltsamerweise die Volkstrachten am besten unmittelbar am Rande des Industriegebietes erhalten. Die oberschlesische Landtracht reicht bis in die nächste Nähe von Gleiwitz; auch das Trachtendorf Schönwald liegt nur eine Stunde von der Stadt ab, und das Dorf Roßberg östlich von Beuthen, hart an der polnischen Grenze, beginnt schon Industrievorstadt zu werden. Die Schönwälder Tracht ist von allen die ursprünglichste; sie ist auf den ersten Blick als eine recht alte deutsche Tracht zu erkennen, die ziemlich frei ist von fremden Einflüssen und in ihren Formen mehr süddeutsch als ostdeutsch erscheint. Schönwald ist tatsächlich eine sehr alte deutsche Siedlung, die schon im 13. Jahrhundert nachweisbar ist und inmitten der polnischen Umgebung stets ihre deutsche Sprache behalten hat. Man schätzt die Zahl der Frauen und Mädchen, die noch Tracht tragen, auf 2000; alle in dem einen großen Dorf, denn weiter reicht ihr Verbreitungsgebiet nicht. Alle Sonderformen bestehen noch reinlich nebeneinander. Die Grundform besteht aus einem Mieder mit sehr kurzer Taille, Bandeinfassung und gelbem Litzenbesatz, der wie eine Verschnürung aussieht und offenbar auch an Stelle einer früheren Verschnü-

rung getreten ist, einem langen, schweren, eng eingelesenen Faltenrock und einem Hemd mit kurzen bauschigen Ärmeln und Bruststickerei. Die Haare sind in der Mitte glatt gescheitelt und hinten zu einem vierteiligen Zopf geflochten, in den unten ein Band eingeknüpft ist. Schuhwerk und Strümpfe sind modern. Zu dieser einfachen Kleidung trägt man eine kurze hochgeschlossene Jacke, deren unterer Teil mit einem schwarzen Samtstreifen besetzt ist, der aussieht wie ein zweihandbreiter Gürtel. Kommunionskinder und Marienbildmädchen tragen dazu eine weiße Schürze mit roten Bändern und einen Myrthenkranz, der nach dem Umgang an einer langen Schnur in den Brunnenschacht gehängt wird, damit er sich bis zum nächsten Gebrauch frisch erhält. Zur Hochzeit wird von der Braut und der Brautfrau eine andere Jacke getragen, die so kurz ist, daß ihre Taille auf die Schulterblätter zu liegen kommt und die Schoßfalten schon da enden, wo von Natur eigentlich der Einschnitt sitzt. Diese Jacke ist rot eingefaßt, wie auch der Rocksaum der Braut am Hochzeitstage. Die schwarzrotgemusterte Haube der „Brautfrau" ist mit rotem Band und am Rand mit weißem Pelz besetzt. Der Flitterkranz der Braut ist grün, für die Brautjungfern ist er bunt.

Soweit ist die Tracht altertümlich, einheitlich und im Charakter deutsch; in der Farbe einfach, dunkel, ernst, selbst die Brauttracht ist schlicht und erinnert mehr an protestantischen Brauch als an katholischen. Völlig fremd aber, aus einer jüngeren Zeit und aus einem anderen Gedankenkreis, ist das Kopftuch. Es ist polnisch und verändert das Bild der Tracht in einer Weise, daß sie kaum wiederzuerkennen ist. An sich ist das Kopftuch sehr schön in der Ausführung, es ist das Trachtenstück, auf das am meisten Handarbeit und Fleiß gewandt wird. Die Muster werden aus freier Hand gestickt, in



Bäuerin aus Ostroppa in Oberschlesien in sommerlicher Kirchentracht. Die eigenartigen weißen Rüschenhauben sind von Dorf zu Dorf verschieden, soweit sie bei älteren Frauen noch erhalten sind.

unendlicher Mannigfaltigkeit; nicht zwei Muster sind einander gleich. Es ist schade, daß diese Bereicherung der Tracht erkauft wird durch die Verkümmerung des Gesamtbildes. Wird zu dem Kopftuch noch die langschößige Jacke mit Keulenärmeln vom Ende des 19. Jahrhunderts getragen, so ist von der alten Tracht überhaupt nichts mehr zu sehen.

Schönwald ist das reichste Trachtendorf der Gegend; die allgemeine oberschlesische Landtracht ringsum ist schon viel stärker im Verfall. Sie hat bereits die häßliche, sackartige Keulenärmeljacke angenommen, die unweigerlich die Tracht zerstört, überall wo sie in Deutschland auftaucht, weil sie sich mit keiner alten klaren Form verträgt. Doch haben sich in Richtersdorf und Ostroppa eigenartige Rüschenhauben erhalten, die das Gesicht einrahmen; die Richtersdorfer Haube, deren rückwärtiger Teil wie ein Kragen über die Schulter fällt, wirkt noch ganz mittelalterlich. Diese Hauben werden aber nur noch von den älteren Frauen aufgesetzt.

In Roßberg bei Beuthen besteht sogar noch eine Männertracht, die allerdings nur noch von wenigen getragen wird, und zwar nur zur Prozession oder anderen besonderen Veranstaltungen. Sie ist wie die meisten der jetzt verschwundenen deutschen Männertrachten entstanden aus der Uniform der Zeit Friedrichs des Großen. Blaue Schoßjacke mit blanken Knöpfen, meist vernähten Knopflöchern, die nur zum Schmuck da sind, und dreizipfligen



Oberschlesische Bauernmädchen aus Schönwald auf dem Kirchgang. Röcke und Jacken sind schwarz, die einzige helle Farbe ist die Stickerei am Kopftuch. Die Haare hängen in einem dicken viersträhnigen Zopf herab.



Schönwälder Stickerin aus Oberschlesien in Werktagstracht bei der Arbeit. Die wundervollen Rankenmuster an den Kopftüchern werden ohne Vorzeichnung freihändig gestickt.

Taschenklappen; Weste von genau dem gleichen Schnitt, nur ohne Ärmel; Hemd mit gesticktem Kragen; Kniehosen; nur die Kanonenstiefel sind entweder der modernen Uniform abgesehen oder einer polnischen Tracht entnommen. Auch die Pelzmütze ist östlicher Herkunft, wenn sie auch in Deutschland allgemein verbreitet war; es ist eine umgebildete Husarenmütze.

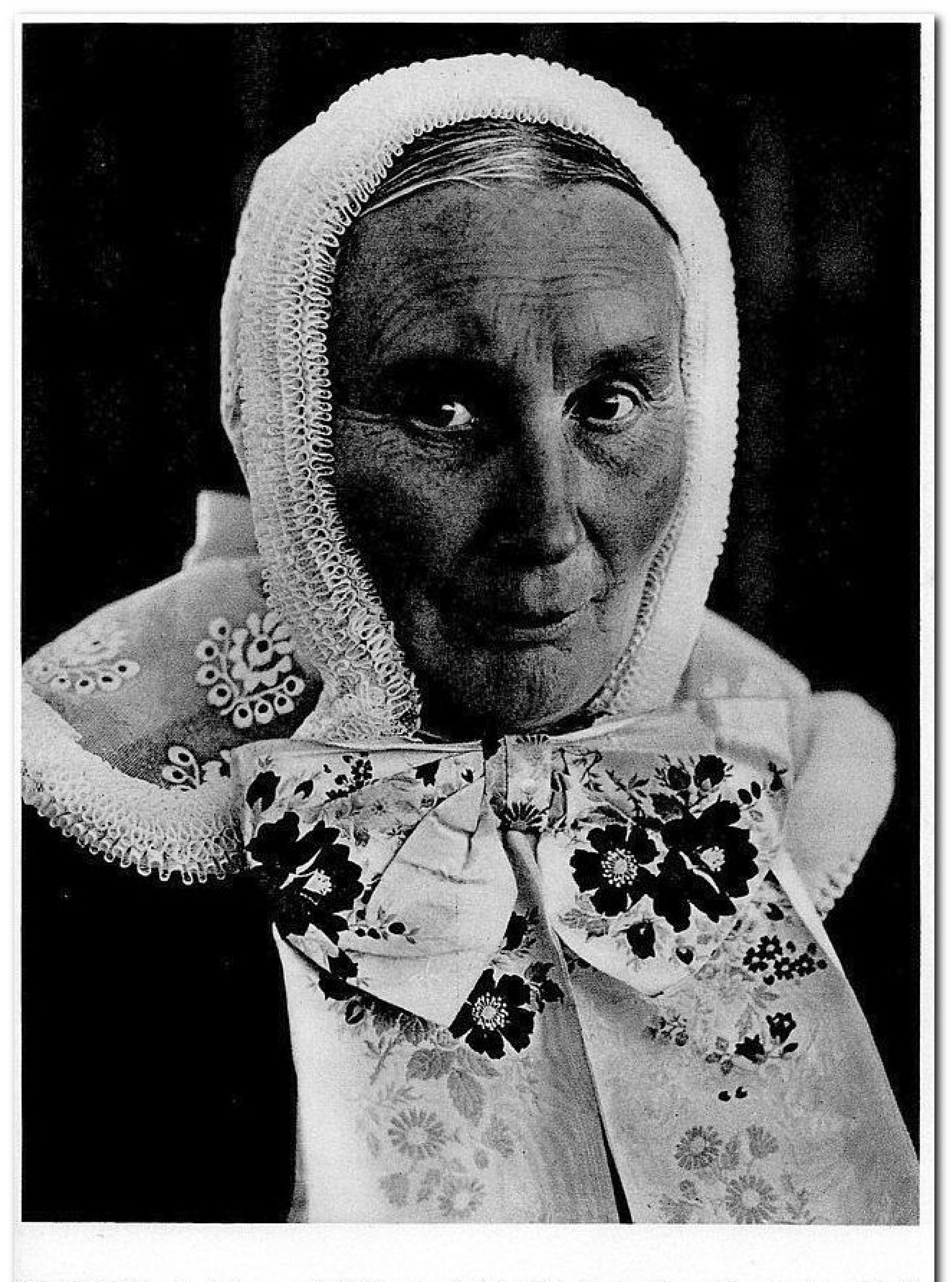
Die Festtracht der Roßberger Frauen steht den Trachten der Dörfer um Gleiwitz im Geschmack sehr nahe. Sie liebt wie diese die hellen großblumigen Schürzen, die meist von schwerer gelber Seide sind, und die bunten, steif und breit über den Leib herabfallenden Haubenbänder. Die Sackjacke hat ebenfalls Eingang gefunden, jedoch offenbar schon früher, in der kleineren und gefälligeren Form, die glatt herabfällt und dem sogenannten Zuavenjäckchen ähnlich ist. Die Haube stellt eine Sonderform dar, die es nur in Roßberg gibt; sie ist kegelförmig mit breitem Spitzenbesatz und sieht aus wie ein breitrandiger, lappiger Hut. Im Gesamtumriß ist die vollständige Festtracht glockenförmig von der Schulter bis zum Rocksaum, ohne Einschnitt; dagegen lebt in der Prozessionstracht der

kleinen Mädchen noch die ältere Trachtenform mit sichtbarem Mieder und Halbärmeln weiter. Als besonderen Schmuck haben die Prozessionsmädchen einen Radkragen, der aus vielen bunten Bändern zusammengesetzt ist, und als Kopfputz einen bebänderten Myrthenkranz.

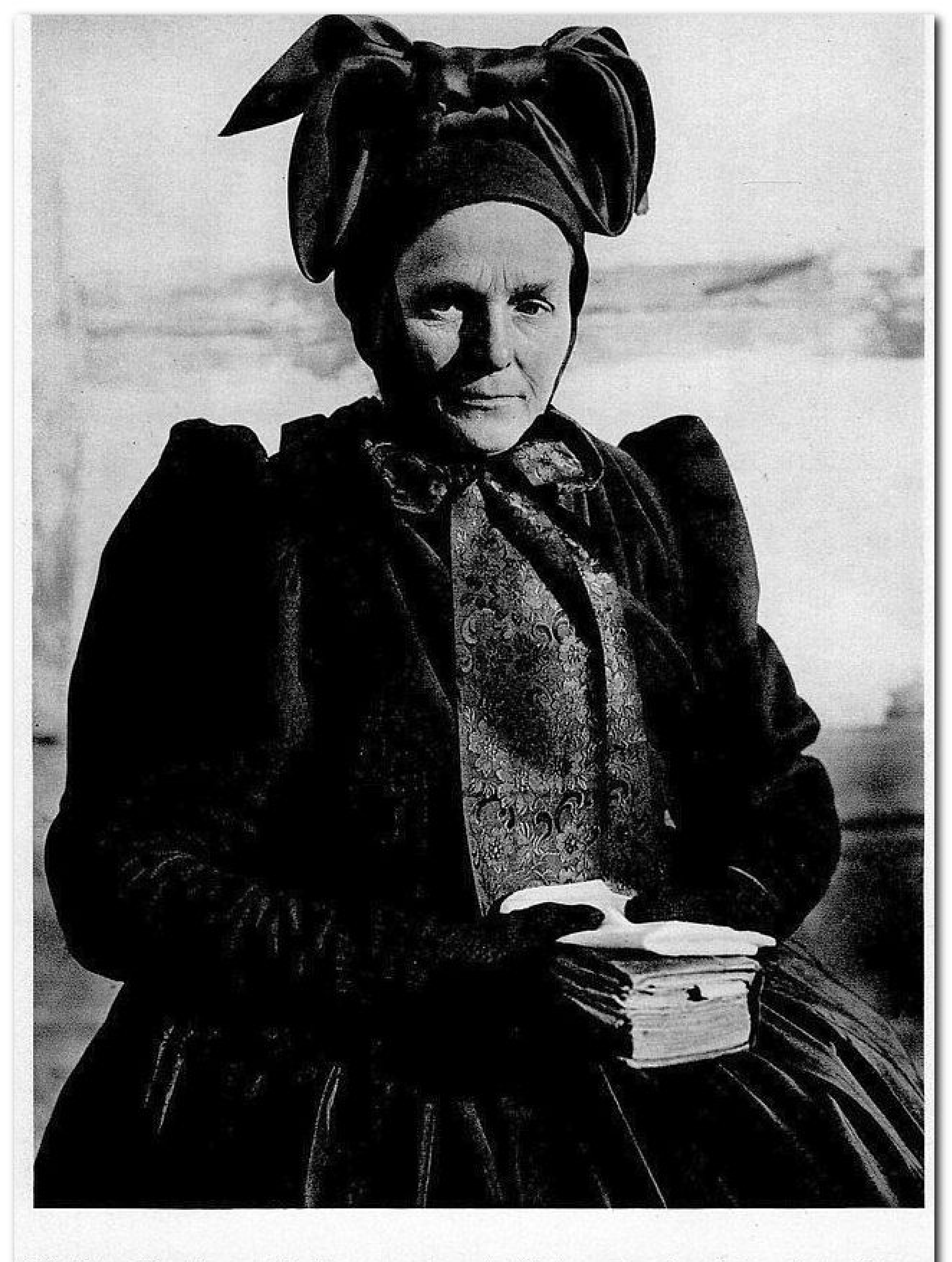
Von den oberschlesischen Trachten scheint nur die Schönwälder Tracht noch größere Lebenskraft zu besitzen. Die anderen sind durch städtische Erzeugnisse so überwuchert, daß die Handarbeit kein Betätigungsfeld mehr hat. Vor allem verderben die gemusterten Seidenstoffe den Geschmack und unterbinden den Trieb zu eigenem Schaffen.



Schönwälder Braut aus Oberschlesien mit Brautfrau und Brautjungfern. Der Kranz der Braut ist grün, die der Brautjunfern sind dagegen bunt. Die kurze Jacke und der Rock von Braut und Brautjungfern sind mit breiten Seidenstreifen rot und grün abgesetzt.



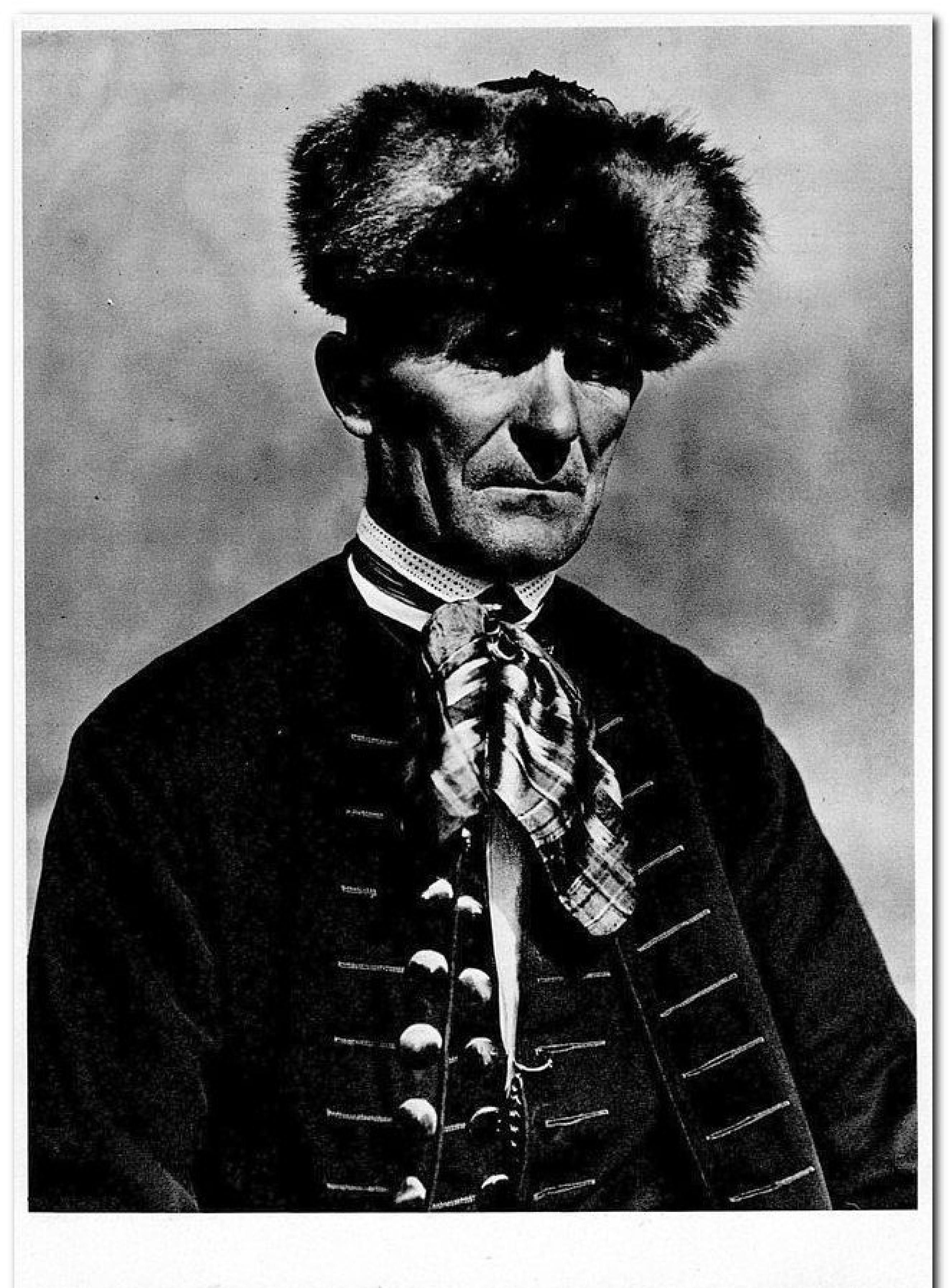
Oberschlesische Landfrau aus Richtersdorf bei Gleiwitz in Prozessionstracht. Weiße Rüschenhaube mit Schulterkragen. Die bunte Schleife unter dem Kinn ist aus schwerster blumendurchwirkter Seide, deren breite Enden glatt bis zu den Knieen herabhängen.



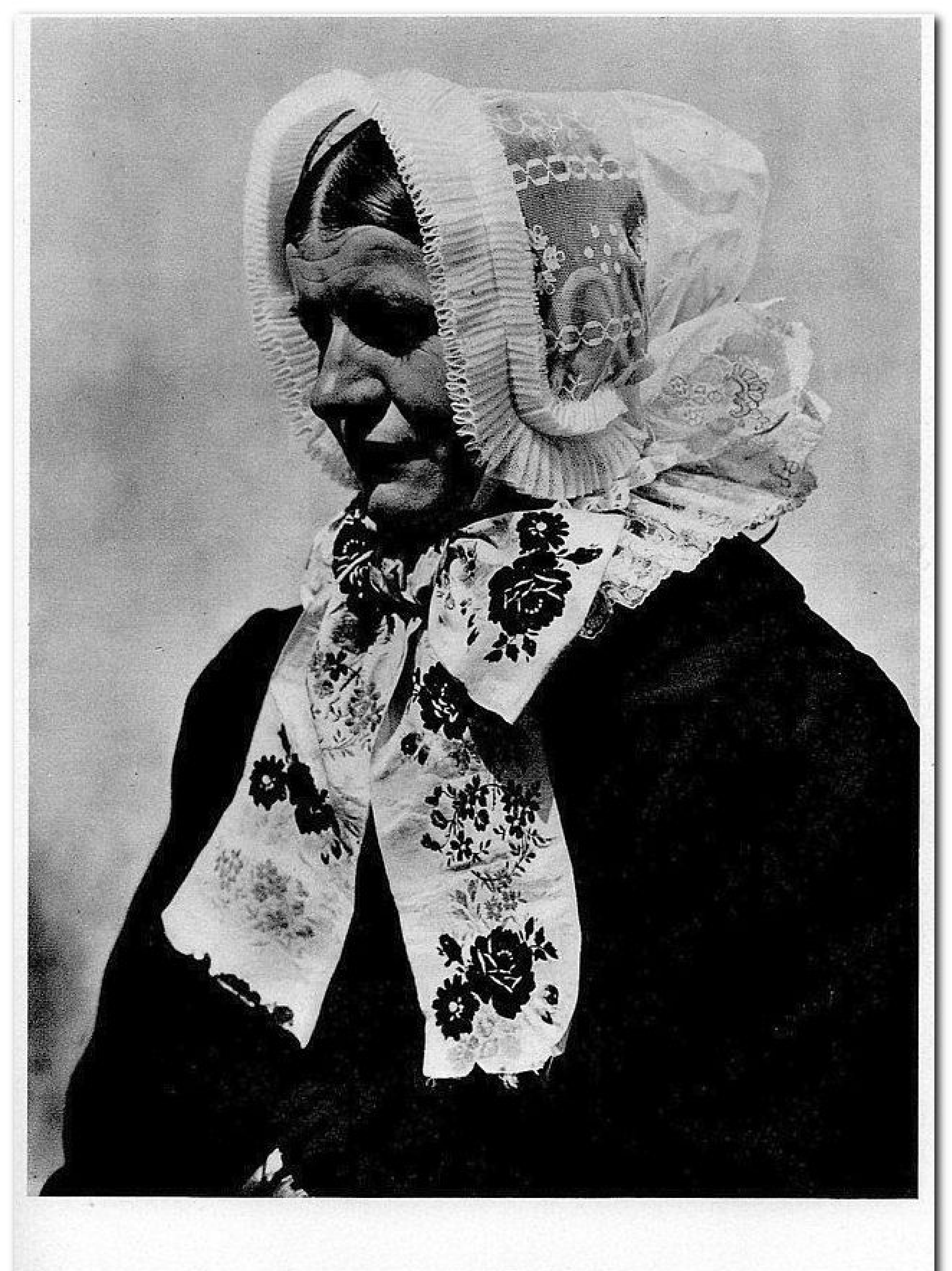
Märkische Bäuerin aus Aurith an der Oder in Kirchgangstracht mit dem heute seltenen aus einem Tuch haubenartig gebundenen „Kopflappen", der jetzt allgemein durch das Kopftuch verdrängt ist.



Roßberger Bäuerinnen aus Oberschlesien in Festtracht. Von den steifen weißen Hauben mit dem handgearbeiteten Spitzenrand fallen breite Bänder herab, die wie die Schürzen aus schwerer geblümter Seide in den grellsten Farben sind.



Oberschlesische Männertracht aus Roßberg in Beuthen. Sie wird nur noch wenig getragen. Schnitt und Farben weisen auf die Herkunft von friederizianischen Uniformen hin.



Grenzlandbäuerin aus Großdammer in der weißen Tüllhaube, welche durch Stickereien und eine breite Rüsche verziert ist. Sie wird zum Kirchgang und zur Prozession getragen.



Grenzlandbäuerin aus Groß Dammer als Fahnenträgerin in der Fronleichnamsprozession.



Kränzeldamen aus Groß Dammer in der Grenzmark tragen das Marienbild in der Fronleichnamsprozession. Weiße Kleider, bunte Flitterkränze, rote Schultertücher und hellblaue Schürzen.



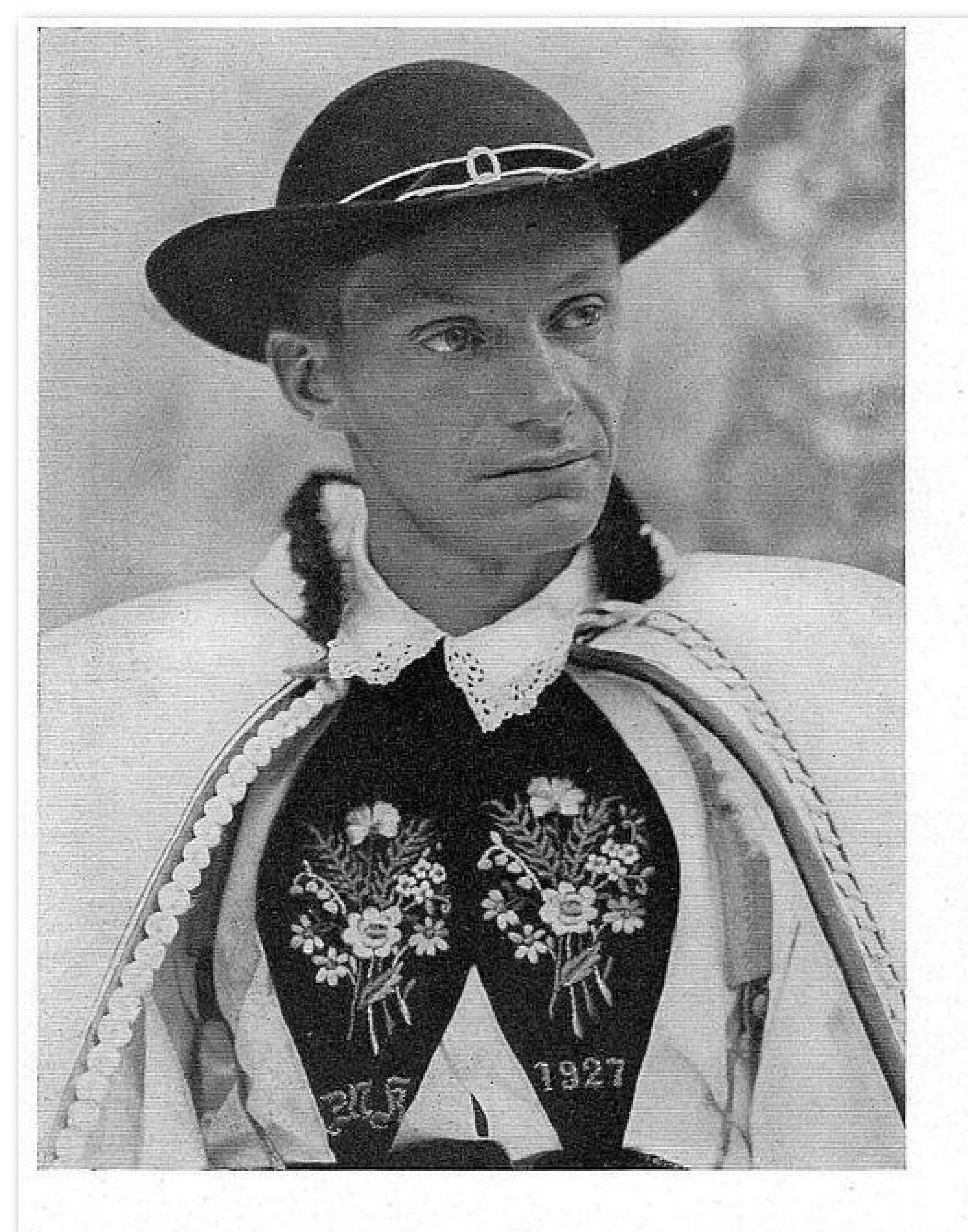
Roßberger Bauernkinder aus Oberschlesien als „Kränzeldamen" in einer Prozession. Die Krone zu dem Kopfputz aus gesteckten bunten Bändern ist aus echter Myrthe.



Siebenbürgisch-sächsische Bäuerinnen aus Stolzenburg beim Gottesdienst in der Dorfkirche. Sie tragen den winterlichen Kirchenpelz, den „Kürschen", mit dem hochgestellten brettartigen Kragen. „Kürschen" oder „Kürsen" ist die alte deutsche Bezeichnung für Pelzwerk; daher hat das Gewerbe der Kürschner seinen Namen.

# Siebenbürgen

Die südostdeutschen Volksgruppen, die außerhalb des geschlossenen deutschen Siedlungsgebietes in ungezählten kleinen und größeren Sprachinseln verstreut zwischen fremden Völkern wohnen, leben in stetigem hartem Kampf um den Bestand ihres völkischen Daseins. Sie können sich nur behaupten durch festen Zusammenschluß, durch Pflege des Gemeinschaftslebens in jeder Form; Kirche und Schule, Sitte und Tracht stehen unter dem gleichen Zwang. Wo das völkische Bewußtsein wach ist, da wird auch die Tracht aus Gedanken der Selbstbehauptung heraus gepflegt; noch mehr als im deutschen Binnenland wird sie Sinnbild der Zusammengehörigkeit, und in einem viel ernsteren Sinn, weil Wohl und Wehe des einzelnen wie der Gesamtheit von dem Verantwortungsgefühl aller gegen alle unmittelbar abhängen. Wer die Tracht aufgibt, der löst sich sichtbar aus der Gemeinschaft und schwächt und schädigt sich und die anderen. Es gibt keine deutsche Volksgruppe, die sich der Notwendigkeit des Zusammenhaltens, der gegenseitigen Verpflichtung und Verantwortlichkeit so bewußt ist und über ihre eigenen Kräfte und Schwächen so klar Bescheid weiß wie die Siebenbürger Sachsen; und es ist daher ganz natürlich, daß die siebenbür-



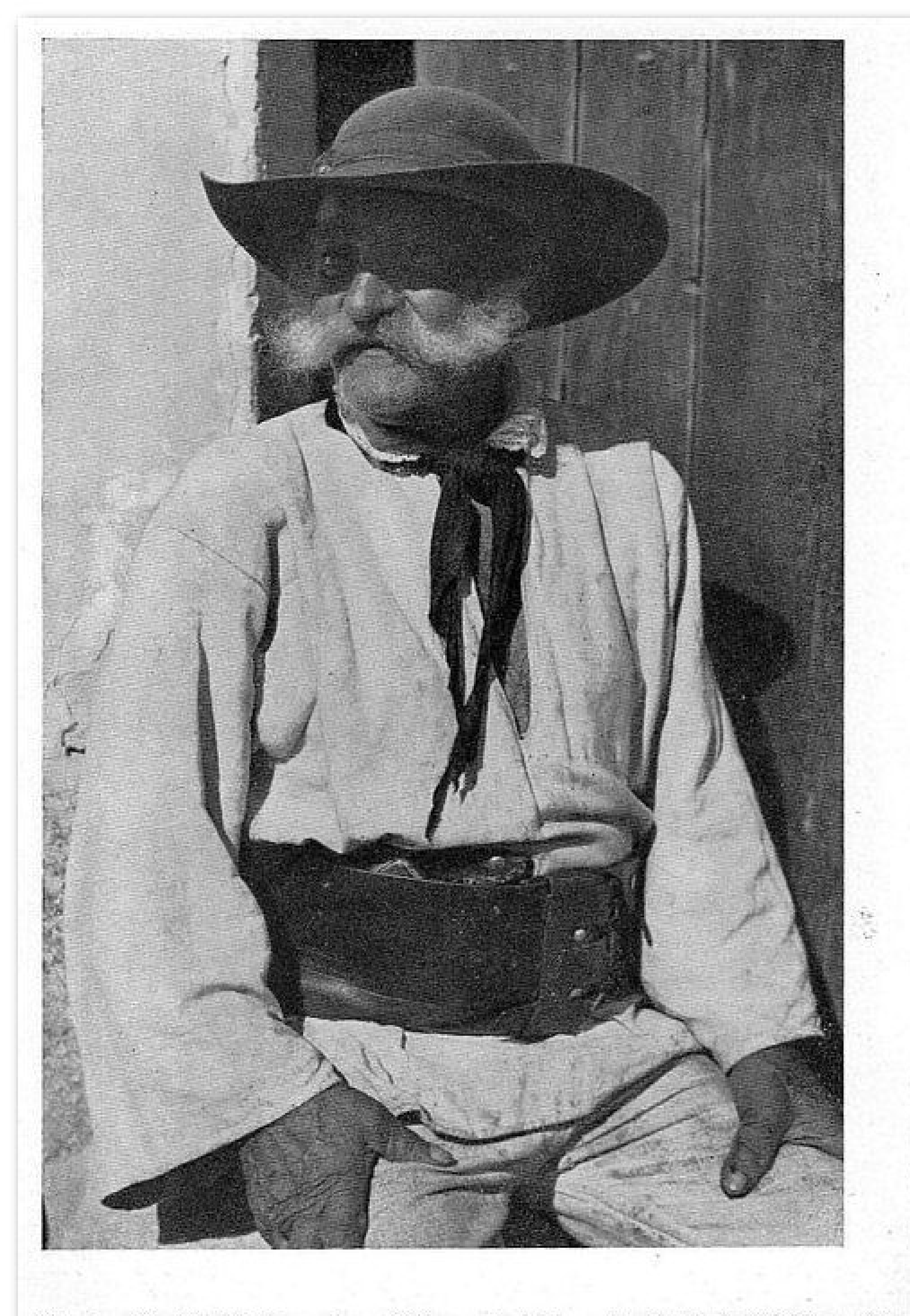

Siebenbürgisch-sächsischer Bauernbursche aus Michelsberg bei Hermannstadt. Der weiße Kirchenpelz ist im Sommer nur lose umgehängt. Das samtene Halstuch ist reich bestickt.

gisch-sächsische Tracht eine Vollendung erreicht hat, wie sie wenigen europäischen Trachten beschieden war. Das ist nicht so zu verstehen, als ob die Siebenbürger Sachsen ängstlich bemüht gewesen wären, sich von den umwohnenden Völkern äußerlich zu unterscheiden und sie an Pracht und Reichtum zu überbieten. Das war niemals nötig. Im Gegenteil floß zu allen Zeiten das deutsche Kulturgut, das teils aus den deutschen Städten auf die Dörfer wanderte, teils aus dem Bauerntum selbst emporsproß, unaufhörlich weiter zu den umwohnenden Ungarn und Rumänen. Diese haben deshalb vieles mit den Deutschen gemeinsam, ja, manches besitzen sie noch, was den Deutschen inzwischen verlorengegangen ist, ähnlich wie die Wenden in der Lausitz; und andererseits ist auch manche ungarische und rumänische Eigenart von den Deutschen angenommen worden. Der Unterschied zwischen den Völkern ist trotzdem immer da, und wenn er verwischt ist, bildet er sich stets von neuem. Denn der Deutsche, als der Vielseitigste, der Schöpferische und Gebende, bleibt immer der reichste, soviel er auch gibt.



Siebenbürgisch-sächsische Bäuerin aus Deutschweißkirch bei Reps im Kürschen und der mittelalterlichen Schleierung. In Deutschweißkirch haben sich die ältesten deutschen Trachtenformen erhalten.

Seit nahezu 800 Jahren sitzen die deutschen Siedler in Siebenbürgen. Die Schicksale des Landes während dieser Zeit spiegeln sich noch heute in der Tracht wieder. Altgermanisch ist der Schmuck, den die Siedler aus ihrer moselfränkischen Heimat mitgebracht haben: das „Heftel", die große runde, mit Glasflüssen und Steinen besetzte Brustspange, die uns aus den Frankengräbern der Völkerwanderungszeit wohlbekannt ist, und die „Bockelnadeln" (Schleiernadeln), die mit dem Brustschmuck in der Technik vollkommen übereinstimmen; altgermanisch ihrem Wesen nach sind auch die Gürtelbeschläge, trotz ihrer später abgewandelten Form. Mittelalterlich sind die Stickereien auf Brustlatz, Pelz und Leibchen, nur oberflächlich dem Geschmack der Barockzeit angeglichen. Spätmittelalterlich, aus der Zeit kurz vor der Reformation, ist alles, was prächtig und großartig ist an der siebenbürgisch-sächsischen Tracht: das bauschige hundertfältige Hemd, der breite Frauenschleier, der schwer fallende, mächtige und kostbare Kirchenpelz, der um jede Frau einen freien



Siebenbürgisch-sächsischer Bauer aus Klein Bistritz im Nösner Gau. Hemd und Hose sind aus selbstgewebtem Leinen.

Raum schafft. Die Tracht erzählt uns viel von dieser Zeit selbstbewußten deutschen Bürger- und Bauernstolzes. Dann kam die zweihundertjährige Türkenherrschaft, die den Siebenbürger Sachsen unendlichen Schaden getan hat, aber auf ihre geistige Haltung ganz ohne Einfluß blieb. In ihre Tracht sind nur wenige türkische Schmuckmotive eingedrungen, und nicht in dieser Zeit, sondern später erst, auf dem Umweg über die ungarische Männertracht. Die Frauentracht ist unberührt geblieben. Seit dem 18. Jahrhundert hat die Tracht natürlich viele modische Formen angenommen, das Gesamtbild wird aber noch immer bestimmt durch die Reformationszeit. Der ungarische Einfluß beschränkt sich auf die Männertracht; der rumänische Geschmack macht sich geltend in handbewebten Stoffen und einzelnen fertig gelieferten Kleidungsstücken.

Das siebenbürgisch-sächsische Mädchen trägt zum Kirchgang den „Borten", eine zylinderförmige Kopfbedeckung aus schwarzem Samt, ohne Boden, die verheiratete Frau das „Gebockeltsel", den Schleier. Die Vorstellung, daß der Frau ein anderer Kopfputz gebühre als dem Mädchen, ist uralt und im ganzen deutschen Volk gleichmäßig verbreitet; der Frau kommt Schleier und Haube zu, dem Mädchen der Kranz. Auch da, wo jede Tracht längst spurlos verschwunden und auch der Brauch vergessen ist, wird es keiner verheirateten Bäuerin einfallen, einen Kranz aufzusetzen, auch nicht spaßeshalber; sie hätte das Gefühl, etwas Ungehöriges zu tun. „Unter die Haube kommen" sagen wir heute als Redensart, ohne uns noch etwas darunter vorzustellen; aber „verliert ein Mägdlein ihren Kranz, den findt sie nimmer wieder" — den sinnbildlichen Gehalt dieser Volksliedstrophe braucht man einem natürlich empfindenden Menschen nicht zu erklären, er versteht sich von selbst. In Siebenbürgen jedoch ist nicht nur die Vorstellung, sondern auch der Brauch noch



Siebenbürgisch-sächsische Bauernmädchen aus Treppen im Nösner Gau im Winterpelz. Auf dem Kopf tragen sie den „Borten", einen schwarzen Samtzylinder, der oben offen ist, das Abzeichen der ehrbaren Jungfrau. Der Pelzmantel ist überaus reich bestickt und mit bunten Seidenquasten besetzt. Der leuchtend blaue Rock wird von einer Spitzenschürze verdeckt.



„Gebockelte" (geschleierte) siebenbürgisch-sächsische Bäuerin aus Klein-Scheuern bei Hermannstadt. Mit halbedelsteinverzierten, silbernen „Bockelnadeln" ist der zarte Schleier auf bunten Bändern festgesteckt. Der vornehmste Schmuck ist das „Heftel", der halbedelsteinbesetzte Brustschmuck und der ebenso verzierte Spangengürtel.



„Blau gebockelte" siebenbürgisch-sächsische Bäuerin aus Rode im Weinland. Die farbigen Bänder schimmern durch den zarten blauen Tüllschleier. Auf dem buntbestickten Brustpelz angesteckt das „Heftel".

lebendig. Der „Borten", das Abzeichen der Jungfrau, ist seiner Grundform nach einfach ein verbreitertes Kopfband. Er ist nichts anderes als die Lausitzer „Borta", deren Entstehung aus einem Band noch besser zu erkennen ist; ähnliche Formen, die aber schon seit längerer Zeit ausgestorben sind, kennen wir aus Niederbayern, Nordfriesland, Sachsen-Altenburg und der Schweiz, also aus dem ganzen deutschen Kulturgebiet. In Siebenbürgen ist der Borten noch allgemeines Trachtenstück; aber doch in den einzelnen Landschaften in der Form abweichend. Noch unterschiedlicher ist die „Bockelung", der Schleierschmuck der verheirateten Frau, der in manchen Dörfern die Schwere und Formstrenge eines altdeutschen Gebändes hat, in anderen als entzückend leichtes Gewebe um Hals und Schulter fließt.

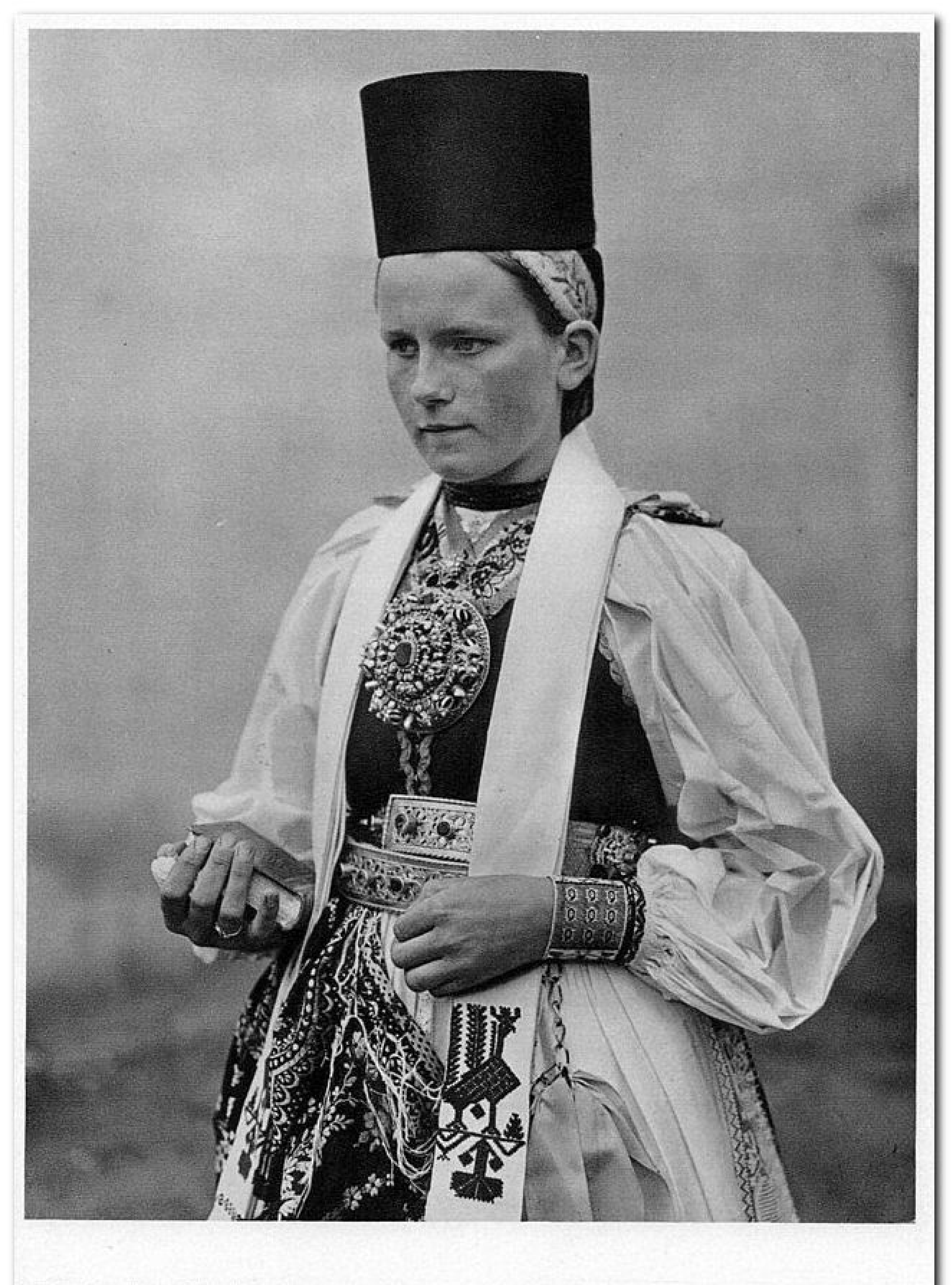
Auch sonst ist die siebenbürgisch-sächsische Tracht nicht einheitlich. Sie ist in den einzelnen Gauen, in der Hermannstädter Gegend, in der Landschaft am Kockelfluß, im Burzenland



Siebenbürgisch-sächsische Bauernkinder aus Klein Scheuern bei Hermannstadt. Die Häubchen sind aus geblümten Stoff mit Bänderrüschen.

bei Kronstadt und im Nösner Gau im Norden verschieden, und in den Gauen oft von Ort zu Ort. In der Nähe der Städte ist sie am Erlöschen. Aber die unangenehmen Übergangsformen zur städtischen Mode hat sie nirgends, sie wahrt stets Haltung und Geschmack, ist sauber und vornehm. Das macht die Handarbeit, die dem geringsten Stück Adel verleiht.

Die Siebenbürger Sachsen, die durch die rumänische Agrarreform um einen großen Teil ihres Bodenbesitzes gebracht sind, haben heute schwere Opfer zu bringen, um die deutschen Schulen zu halten, ihren kostbarsten Besitz. Daher wird auch der Reichtum der Tracht zu einer Belastung, denn es fällt heute nicht leicht, aufgebrauchte Trachtenstücke zu ersetzen. Aber die aufgestickten Jahreszahlen aus jüngster Zeit beweisen, daß das Sachsenvolk die Tracht als wertvolle Hilfe im Kampf um seine völkische Eigenart betrachtet und zu ihrer Erhaltung alles tut, was in seinen Kräften steht.



Siebenbürgisch-sächsische Braut aus Stolzenburg. Die Stickerei auf dem schmalen, um den Hals gelegten Leinentuch ist rote Kreuzstichstickerei. Von dem kostbaren Metallgürtel hängt ein buntes Seidentuch lose herab.



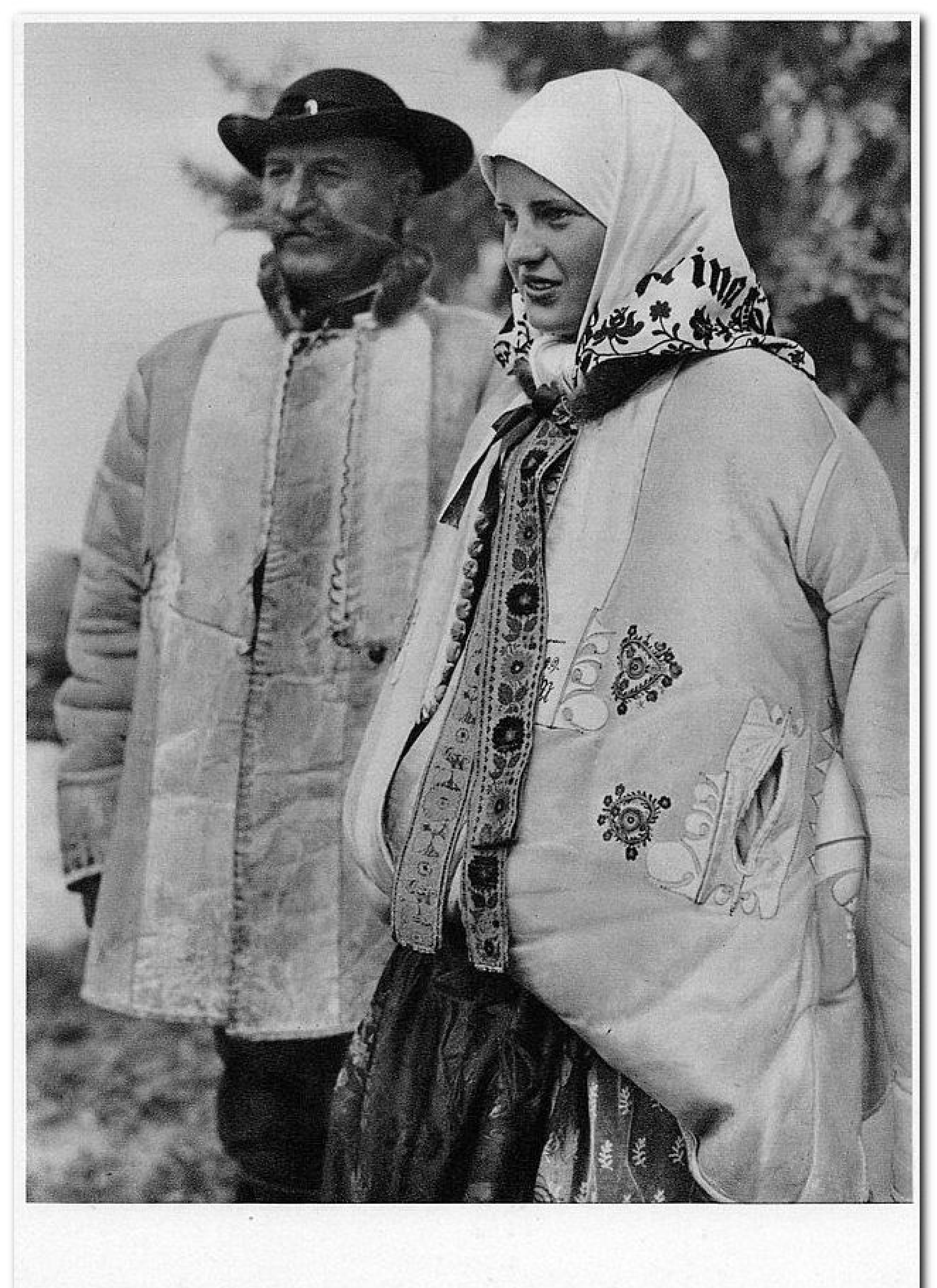
Siebenbürgisch-sächsische Bäuerinnen aus Lechnitz im Nösner Gau in Festtracht. Über dem Rücken hängt das schwarze krause „Kirchenmäntelchen", welches von einem handgestickten hauchdünnen Tüllschleier überdeckt wird.



Junge siebenbürgisch-sächsische Frau aus Lechnitz im Nösner Gau. Der zarte weiße Schleier ist mit kostbaren „Bockelnadeln" festgesteckt.



Siebenbürgisch-sächsisches Bauernkind aus Rode im Weinland. Zu dem schleierartig gebundenen Kopftuch trägt es das mit Halbedelsteinen besetzte silberne „Heftel", die einstige „Rundfibel".



Siebenbürgisch=sächsischer Bauer aus Urwegen im Unterwald mit seiner Tochter im winterlichen Kirchenpelz.



Deutsche Bäuerinnen aus der Zips in Niederländer Tracht im Winterpelz auf dem Kirchgang. Die Verzierungen auf dem Mantel sind Lederbesätze.



Deutsches Bauernmädchen aus Klein-Lomnitz in der Zips als Kränzeljungfer. Von dem kleinen Flitterkränzchen hängen lange bunte Bänder herab.



Deutsche Bauernmädchen aus Klein-Lomnitz in der Zips in der „Rockenstube". Der Spinnrocken wird noch in der alten Form durch Heraufsetzen festgehalten.



Schwäbische Brautjungfern aus Nagy-Arpad bei Fünfkirchen in Südungarn. Der rote, weite Rock wird von einer großen weißen Schürze bedeckt. Auf dem Kopf tragen sie einen Kranz von künstlichen Blumen.

# Südungarn und Zips

Während die „Sachsen" Siebenbürgens von altersher als geschlossene Nation auftraten, fühlten und handelten, haben die „Schwaben" im Banat und in Südungarn es niemals zu so ausgeprägtem Volksbewußtsein gebracht und damit auch nicht zu einer zielbewußten Volkstumspflege. Erst in jüngster Zeit beginnen sie sich zu sammeln, doch sind die deutschen Siedlungsgebiete heute aufgeteilt unter Rumänien, Ungarn und Südslawien, so daß eine engere Verbindung nicht mehr möglich ist. Es ist daher viel von der alten deutschen Volkskultur verlorengegangen; was noch besteht, hat sich mehr zufällig erhalten, ohne größeren Zusammenhang. Die weit verstreuten Kolonien haben sich auf



Deutsche Bäuerin aus Nagy-Arpad bei Fünfkirchen in Südungarn in Werktagstracht auf dem Rückweg vom Markt. In der großen Kanne auf dem Rücken hat sie Milch in die Stadt gebracht.

eigene Faust durchschlagen müssen. Ein vereinzeltes Dorf dieser Art ist Nagy-Arpad bei Fünfkirchen, eine 200 Jahre alte Siedlung Schwarzwälder Bauern; die Werktagstracht dieses Dorfes ist zwar ziemlich verschwunden, aber die farbenfrohe Hochzeitstracht mit den abstehenden Röcken und der Flitterkrone bietet noch immer ein uns wohlbekanntes deutsches Bild.

Am Fuß der Hohen Tatra liegen als Brücke zwischen Schlesien und Siebenbürgen die deutschen Städte und Dörfer der Zips, umgeben von slowakischem, polnischem und ruthenischem Volksgebiet. Die Trachten der verschiedenen Völker sind alle sehr abwechslungsreich und sehr fröhlich in der Farbe; gemeinsam haben sie die Neigung zur Üppigkeit und unverdorbenem Prunk. Besonders in den reichen Festtrachten der Deutschen und Slowaken lebt eine unbekümmerte Freude am Stoff, wie in Deutschland in der Zeit der

Reformation, vor den großen Glaubenskriegen. Man denkt an die Pludertracht der alten Landsknechte; tatsächlich stammt auch die Zipser Tracht in wesentlichen Teilen aus der gleichen Zeit wie diese. Die Gemeinsamkeit der deutschen und slowakischen Trachten erklärt sich oft genug dadurch, daß ehemals deutsche Dörfer im Laufe der Zeit slowakisch geworden sind, die deutsche Tracht aber beibehalten haben. Auch gibt es nur wenige Gemeinden, die rein deutsch sind; in den meisten ist die Bevölkerung gemischt. – Wie in Siebenbürgen trägt man zum Kirchgang einen weißen Pelz mit farbigen Verzierungen, die aber nicht gestickt, sondern aus buntem Leder ausgeschnitten und aufgenäht sind. Auch die Frauen tragen Schaftstiefel, Sonntags wie Werktags. Sehr schön und klar in der Form ist der Kopfschmuck der Braut: er besteht aus einem Glasperlenkranz, über den ein zopfartig geflochtener Bügel sich wölbt, in dem breite Nadeln mit Glasknöpfen stecken; obenauf sitzt ein kleines Flitterkrönlein.



Jungverheiratete deutsche Bäuerin aus Maltern im Zipser Niederland. Zu Festlichkeiten tragen die jungen Frauen einen sehr großen Schleier aus handgewebtem Leinen, der mit Spitzen und reicher Handstickerei verziert ist.

Innerhalb der Tschechoslowakei, zu der die Zips heute politisch gehört, ist sie das besterhaltene Trachtengebiet; es gibt außer ihr nur zwei deutsche Sprachinseln, in denen auch die Kinder noch Tracht tragen, die von Kremnitz und Wieschau. Die deutschen Trachten der Iglauer Sprachinsel und die westböhmische Tracht zwischen Pfraumberg und Pilsen sind im Rückgang, und die einst berühmte Egerländer Tracht lebt nur noch als Vereinstracht weiter; aus dem wirklichen Gebrauch ist sie verschwunden.



Deutsche Braut aus Maltern im Zipser Niederland. Als Kopfputz trägt sie den „Borten", einen perlenbesetzten bunten Kranz, der auf einem gewölbten Bogen einen Flitterstrauß und eingesteckte Bockelnadeln trägt. Die Schleifenpracht ist vornehmlich hellblau und rosa.

# Franken und Schwaben

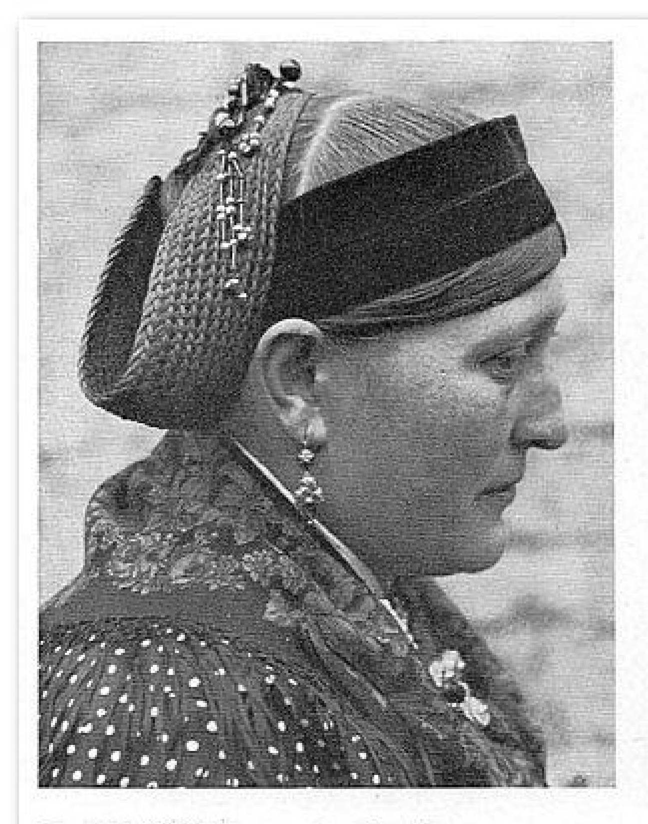
Von den drei fränkischen Kreisen sind Ober- und Unterfranken heute noch ziemlich reich an Trachten, während Mittelfranken so gut wie gar nichts mehr hat. Das unterfränkische Trachtengebiet erstreckt sich mit mehreren Unterbrechungen vom Ochsenfurter Gau im Süden östlich an Würzburg vorbei bis über Schweinfurt hinaus; das oberfränkische nimmt den südlichen Teil des Bistums Bamberg ein. Diese beiden Trachtengebiete sind katholisch. Das protestantische Franken ist zwar nicht völlig trachtenlos, aber die Reste, die man hier und da noch sieht, sind so ausdruckslos, daß ihr Verschwinden nicht aufzuhalten und auch nicht zu bedauern ist. Schade ist es allein um die Tracht des Bayreuther Landes; dort war noch um die Jahrhundertwende in den Dörfern um Mistelgau eine der ältesten und schönsten Männertrachten lebendig, die es überhaupt in Deutschland gab. Nur in einigen Gebirgsgegenden ist die Armut der Grund für den Untergang der fränkischen Trachten, und auch das Aufkommen der mittelfränkischen Industrie in Nürnberg und Fürth ist nur zum Teil daran schuld, denn auch recht wohlhabende und abgelegene Gegenden Frankens sind trachtenlos. Vielmehr hat das ganze protestantische Frankenland sich um 1830–40 entschlossen der Stadtmode zugewandt; einige der damals übernommenen städtischen Formen sind zwar auf dem Land wieder von neuem zur Tracht erstarrt, sind aber doch nicht mehr so recht festgewurzelt und heute wieder verschwunden. Die alten geistlichen Gebiete, die Bistümer Würzburg und Bamberg, machten diese Bewegung nicht mit und haben einen Teil ihrer Trachten deshalb bis heute erhalten.

Das unterfränkische Trachtengebiet, dessen größte Ausdehnung von der Tauber bis nach Kissingen annähernd 70 km beträgt, ist heute schon stark zerfallen. Nach alten Bildern war die Tracht im ganzen Bistum Würzburg am Anfang des 19. Jahrhunderts einheitlicher als heute, es haben sich aber mit der Zeit zwei abweichende Trachtenformen gebildet. Im nördlichen Teil, rings um Schweinfurt, ist die Tracht einfach geworden, hält sich aber gerade darum als halbstädtische Übergangsform in weitem Umkreis. Schweinfurt selbst mit einigen ritterschaftlichen und reichsfreien Dörfern ist protestantisch und trachtenlos. Die Tracht im Süden, im Ochsenfurter Gau und in mehreren früher würzburgischen Dörfern jenseits der badischen Grenze ist noch immer sehr reich, in ihrer ganzen



Fränkische Bäuerinnen aus Ettleben im Schweinfurter Gau in Festtracht. Die Haube wird nur noch zu Hochzeiten oder Taufen getragen, sonst nur ein bunt geblümtes Kopftuch.

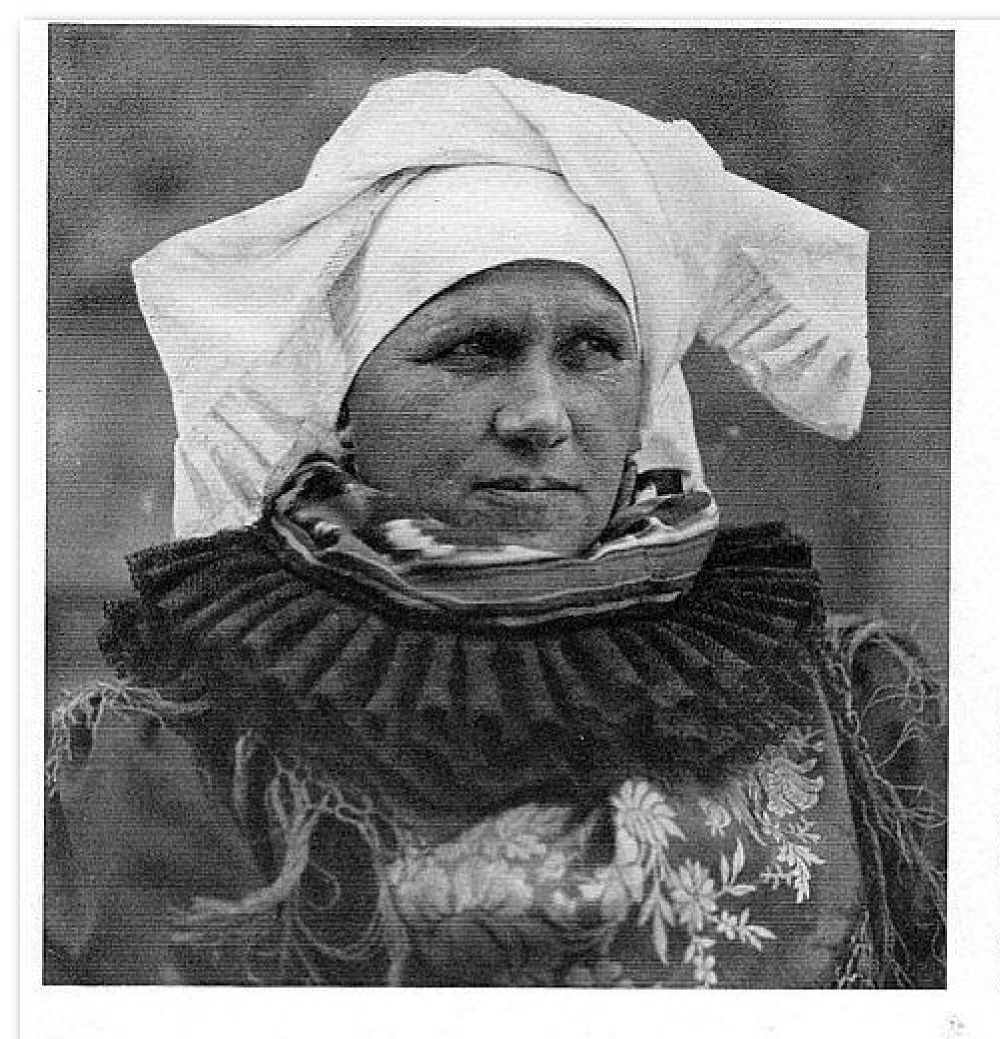
Erscheinung höchst eigenartig, mit keiner zu vergleichen, die wir bisher sahen. Ihre Farben sind prunkvoll, dunkel schillernd, gemischt aus Rot und Blau, Violett und Grün, darauf Gold- und Silberlitzen und blitzende Ketten; Seidendamast, Samt und Brokat sind die beliebtesten Stoffe, sie geben einen unbestimmten wechselnden Glanz. Man sieht solche Farben und Stoffe am häufigsten in katholischen Kirchen. Und tatsächlich hat die Kirche den farbigen Eindruck der Tracht bestimmt; wie die meisten nord- und mitteldeutschen Trachten ihr Gepräge durch die Reformation erhalten haben, so die unterfränkische Tracht durch die Gegenreformation. Auch einige Eigentümlichkeiten des Schnittes bestätigen das. Besonders stark erinnern die gesteiften hohen Ärmelansätze, zusammen mit dem panzerartigen Glitzerbandbesatz auf Brust und Ärmeln, an die engbrüstige und überladene Mode um 1600. Rock, Hemd und Leibchen haben die übliche Form, doch noch sehr streng. Die Strümpfe sind weiß, gemustert, im Winter aus langhaariger Angorawolle, so daß sie aussehen wie Pelze. Die weit ausgeschnittenen Stöckelschuhe verschwinden rasch, das Schuhwerk ist heute schon fast immer städtisch. Die Schürze aus geblümter





Das Auffälligste an der Tracht aus dem Ochsenfurter Gau ist die eigenartige Haarfrisur. Aus zwölf bis fünfzehn Haarsträhnen werden zwei breite Zopfbänder geflochten, die schleifenartig über den Hinterkopf gelegt werden.

Bauernmädchen aus dem Ochsenfurter Gau in Sonntagstracht, die Seidenplüschjacke mit Silber- und Goldflitterbesatz reich verziert, über dem eingesteckten Brusttuch der kostbare Goldschmuck.



Oberfränkische Bäuerin aus Effeltrich in Festtracht in weißem Kopftuch mit echten Klöppelspitzen und schöner Weißstickerei. Auf den Schultern ruht ein Radkragen aus schwarzer Spitze.

Seide oder leichter Wolle trägt einen Bandbesatz in Form eines großen M. Das Eigenartigste ist die Haartracht: die Haare werden in der Mitte gescheitelt, in je 8 bis 9 dreisträhnige Zöpfe geflochten, die zu zwei flachen, oft handbreiten Zöpfen zusammengesteckt und wie steife Bänder hochgeschlagen werden. Die hohe fränkische Bänderhaube, die früher zur Festtracht stets getragen wurde und als spitzer Kegel zwischen den spitz hochgezogenen Ärmelansätzen der Tracht eigentlich erst den richtigen Umriß gibt, stirbt leider mehr und mehr ab.

So reich die Tracht ist, so hat sie doch so gut wie gar keine Sonderformen für verschiedene Gelegenheiten. Die Braut trägt natürlich Strauß und Brautkrone; sonst unterscheidet sich ihre Kleidung in nichts von der Festtracht. Alle Unterschiede bestehen nur darin, daß Stoff und Schmuck mehr oder weniger kostbar sind. Die Trauertracht beschränkt sich auf Schwarz und Silber – statt Weiß –: es ist eigentümlich, daß das Glitzerzeug nicht einmal aus diesem Anlaß unterdrückt wird.

Die Tracht, die heute noch in voller Blüte zu stehen scheint, geht schnell ihrem Ende entgegen. Nicht nur, weil sie neben der Schaumburgischen Tracht zweifellos die teuerste in Deutschland ist; sie ist auch wenig praktisch und wird deshalb von den Jüngeren ganz abgelehnt. Selbst die alten Trachtenstücke, die noch vorhanden sind, werden oft nicht mehr getragen. Sie gehört zu den stark ausgeprägten Trachten, die über einen bestimmten

Punkt hinaus keiner Weiterbildung mehr fähig sind. Alle Erhaltungsversuche erscheinen daher aussichtslos.

Die oberfränkische Tracht südlich von Bamberg bezeichnet man gewöhnlich als Effeltricher Tracht; Effeltrich ist ein stattliches Dorf zwischen Forchheim und Erlangen, fast schon ein kleiner Marktflecken, Mittelpunkt einer fruchtbaren Gartenlandschaft, die das Kerngebiet der Tracht bildet. Das Trachtengebiet hat nur gegen Süden eine klare Grenze, die hier mit der Konfessionsgrenze zusammenfällt; nach den anderen Seiten ist die Ausdehnung der Tracht noch nicht festgestellt und nur schwer bestimmbar, weil die Tracht zu stark mit städtischen Moden vermengt ist.

In ihrer älteren Form, die man am besten noch bei der Arbeit oder an höheren Festtagen sieht, ist die Effeltricher Tracht kräftig, einfach und bäuerlich schwer. Die Farbe ist teilweise durch die katholische Kirche beeinflußt, aber nicht zu ihrem Vorteil, denn es ist nichts Ganzes daraus entstanden, wie im Ochsenfurter Gau; eine Tracht von derartig schillernder Buntheit folgerichtig aufzubauen, dazu ist der Oberfranke wohl zu schwerfällig. So geht die Entwicklung über Ansätze nicht hinaus. Es sind nur die alten, reinen, sicher noch mittelalterlichen Farben gebrochen worden: an Stelle von leuchtendem Hochrot ist ein trübes Weinrot getreten, das Grün ist dunkel geworden, Mischfarben sind entstanden. Die ältesten kaum noch getragenen Jacken sind schwarz, mit schlichtem roten oder grünen Besatz und weiß gefüttert. Diese vier Farben, Schwarz, Rot, Grün und Weiß, haben offenbar



Oberfränkische Prozessionstracht aus Effeltrich. Die Mädchen haben prachtvolle Goldkronen auf, die Frauen eigenartig gesteckte weiße Kopftücher.

den farbigen Grundbestand der Tracht gebildet, so daß zwischen ihr und den benachbarten protestantischen Trachten bis ins 18. Jahrhundert wahrscheinlich kein Farbunterschied bestand. Selbst Blau gehört nicht zu den alten Farben und selbstverständlich sind sämtliche Mischfarben jünger.

Die Tracht erscheint im Umriß ungewöhnlich breit. Sie beschönigt die Derbknochigkeit des Menschenschlages durchaus nicht, sondern nimmt sie als naturgegebene Grundlage hin; darauf beruht ihr ehrlicher derber Charakter. Der schwere Faltenrock und die zwei bis drei Unterröcke liegen auf dicken Hüftkissen; der Hals ist durch ein Seidentuch mit Spitzenbesatz so eingehüllt, daß der Kopf gleich auf den Schultern zu sitzen scheint; die seitlich weit abstehenden Zipfel des weißen Kopftuches geben dem Kopf ein breites und niedriges Aussehen. So macht schon die einzelne Bäuerin in ihrem Sonntagsstaat einen standfesten Eindruck; doch erst im Gesamtbild der Kirchgängerinnen kommt die Massigkeit der Tracht ganz zur Geltung.

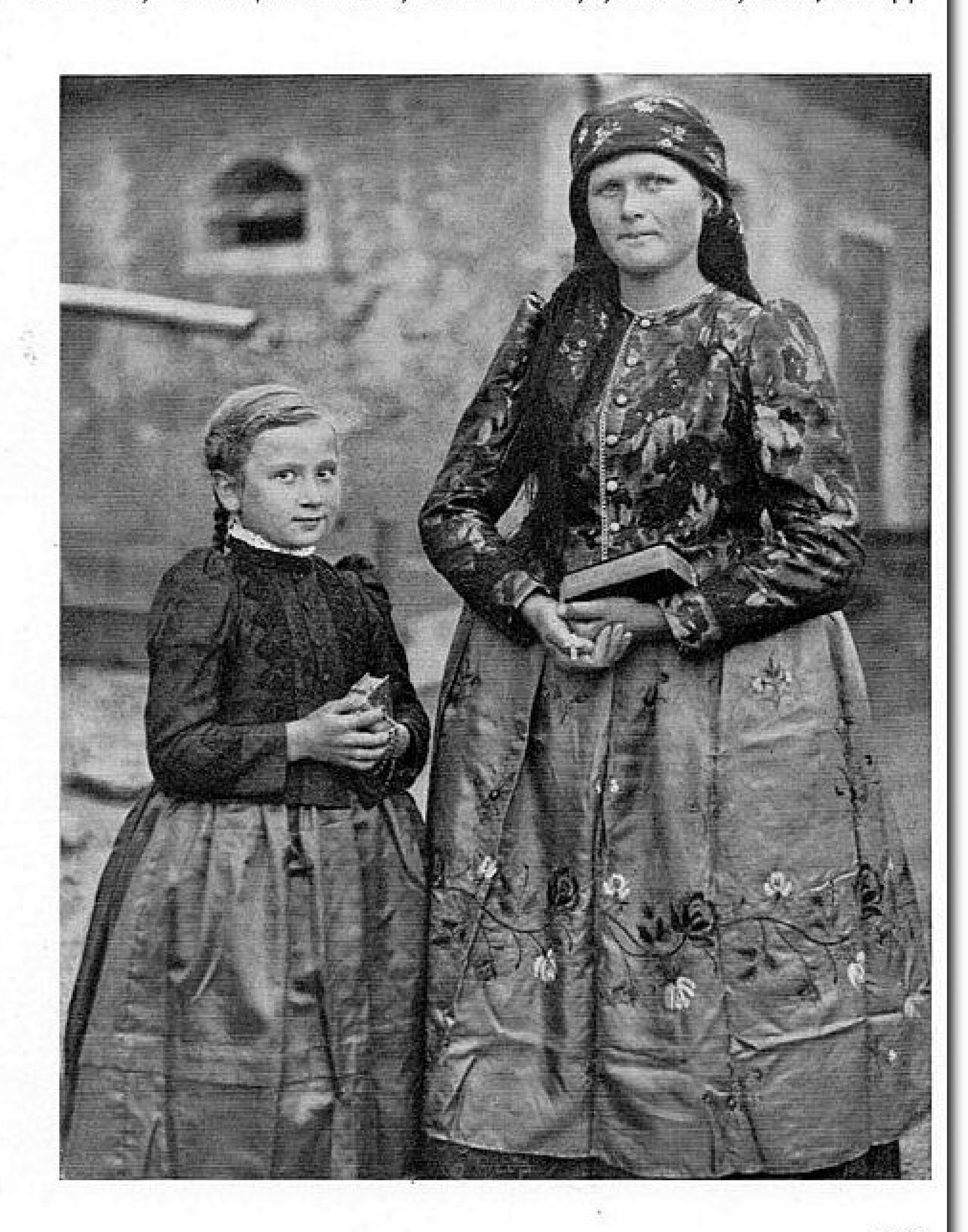
Schmuck besitzt die Tracht wenig, von den gekauften Tüchern und Schürzenbändern abgesehen. Der schwarze Spitzenbesatz des Halstuches, den man auf den ersten Blick für einen Radkragen halten möchte, ist sicher an Stelle eines solchen getreten. Prachtvoll, groß und sicher sind die Weißstickereien der alten Kopftücher, die ohne Vorzeichnung freihändig gearbeitet sind. Es sind noch einige alte Frauen da, die diese Kunst beherrschen, aber sie haben keine Gelegenheit mehr, sie auszuüben; die weißen Tücher werden mit der Zeit durch die buntgeblümte Fabrikware verdrängt. Es ist bezeichnend, daß selbst die älteren Frauen die fertig gekauften Spitzen höher achten als die Handarbeit. Bescheidene, aber ansprechende bunte Stickerei befindet sich auf den schwarzen Miedern und den älteren Schürzen. Die mächtige Goldflitterkrone, die von Braut und Brautjungfern zur Hochzeit und außerdem nur noch von wenigen Mädchen zur Fronleichnamsprozession getragen wird, gehört zu den schönsten in Deutschland, da sie nicht im 19. Jahrhundert verwildert ist wie so viele andere, sondern ihre klare Form und Gliederung behalten hat. Die Goldkronen werden als Erbstücke hoch in Ehren gehalten, werden aber trotzdem immer weniger. Ihre Instandsetzung oder gar Neuanschaffung ist sehr teuer, auch lebt in der ganzen Gegend nur noch ein einziger Goldkronenmacher.

In den letzten 30 Jahren hat die Tracht eine merkwürdige Umwandlung erfahren. Um 1900 kam eine hochgeschlossene Sackjacke mit kleinen Schinkenärmeln in Gebrauch, locker sitzend, hinten mit halblangen Schößen; am Sonntag ist sie von glänzender Seide, großblumig gemustert, meist einfarbig, aber in den grellsten und süßlichsten Tönen, die man sich denken kann, und wird zusammen mit einer entsprechenden Schürze unbedenklich zu den ältesten Trachtenstücken getragen. Nur an hohen Festtagen behauptet sich die alte Tracht allein. Man kann jedoch dieser neuen Kleidung, die unserem Form- und Farbempfinden einfach ins Gesicht schlägt, den Charakter einer Tracht nicht absprechen; denn wenn sie auch ursprünglich nur der Abklatsch einer unschönen Stadtmode war, so hat sie sich doch auf echt bäuerliche Art selbständig in dieser Richtung weiter entwickelt bis zur letzten Übersteigerung.

Von Trachtenvereinen wird heute der Versuch gemacht, verschwundene fränkische Trachten wiederzuerwecken. Die Ergebnisse sind bis jetzt unerfreulich und werden es auch weiterhin bleiben. Denn die mittel- und oberfränkischen Trachten, die man zum Vorbild nimmt, sind spät entstanden und hatten durchweg kein langes Leben, ihre „Bodenständigkeit" ist also höchst fragwürdiger Natur. Sie sind mit Recht abgestorben, und man sollte sie ruhen lassen.

Eine der wenigen Gegenden Deutschlands, in denen noch Männertrachten im Gebrauch sind, ist das Ries, das fruchtbare, tellerflache Talbecken rings um die alte freie Reichsstadt Nördlingen, am Nordostabfall der Schwäbischen Alb. Seit 1804 gehört die kleine Landschaft politisch zu Bayern, früher war sie mit Ausnahme des reichsstädtischen Gebietes im Besitz der Grafen von Oettingen. Die Bewohner sind größtenteils protestantisch.

Man sieht die Riesbauern häufig auf dem Nördlinger Markt. Sie passen gut zu dieser trotzigen Stadt, aus deren kühl abweisenden Wehrbauten noch heute ein harter, kampf-



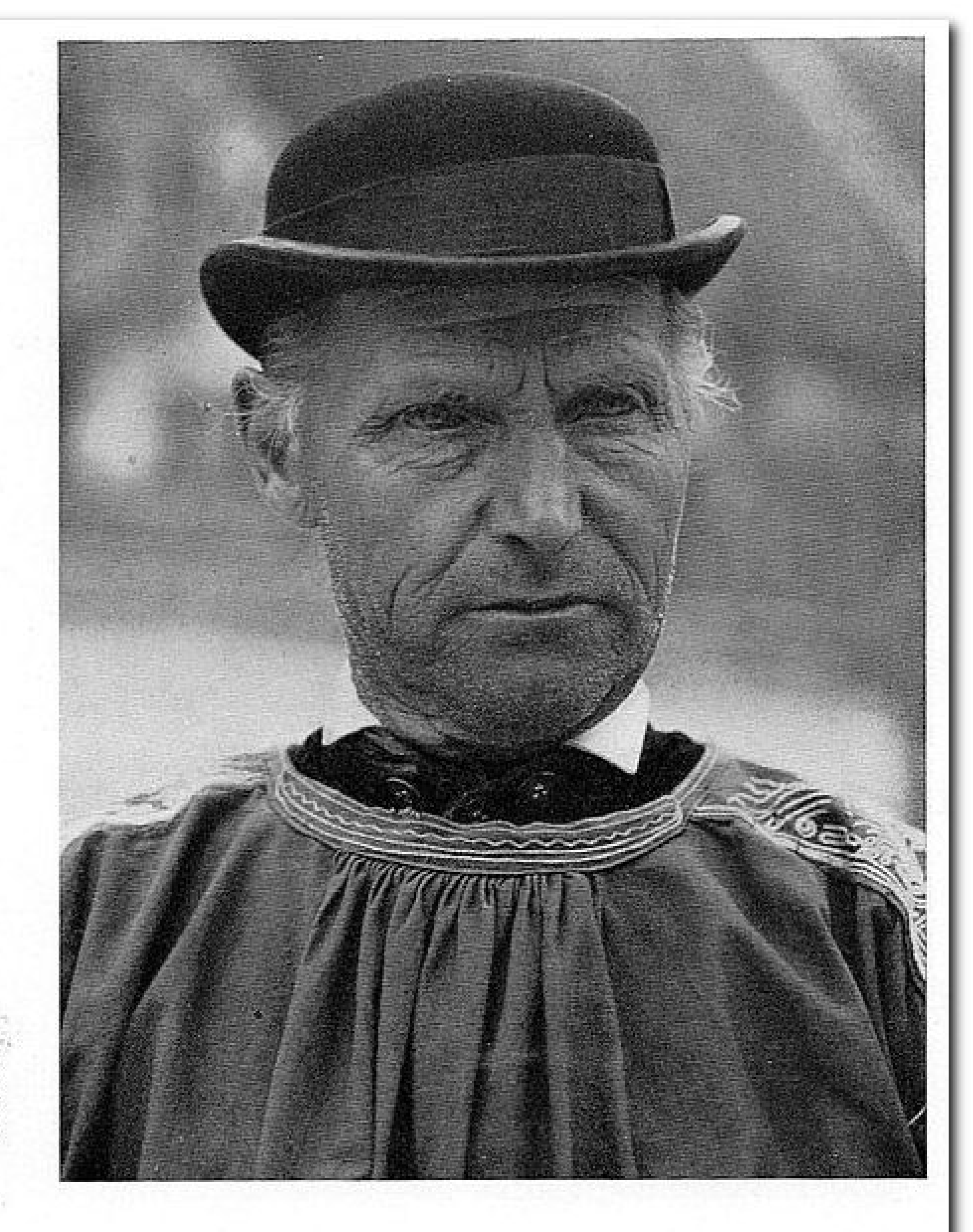
Oberfränkische Bauernmädchen aus Effeltrich in einfacher Kirchentracht. Die enganliegende Jacke ist aus geblümter Seide, die Seidenschürze ist bunt bestickt.



Katholische Bäuerin aus Maihingen im Ries mit der Bändelkappe, die heute noch (1934) an besonderen Kirchenfesten zu einem schwarzen, schon städtischen Kleid und einer Trachtenschürze getragen wird.

bereiter Geist spricht; ein gleich entschlossener, fest auf Vorteil und Abwehr gerichteter Wille steht in den Gesichtern der Bauern geschrieben, die groß, breitschultrig und selbstbewußt, gleichsam einen leeren Raum um sich verbreitend, durch die Straßen gehen. Die gewöhnliche Marktkleidung ist der blaue, weiß bestickte Kittel, der über die kurze Jacke gezogen wird, schwarze halblange Lederhosen und hohe Stulpstiefel aus sehr schmiegsamem Leder. Der Gegensatz dieser engen Stiefel, die dem Bein anliegen wie Strümpfe, zu dem massigen, breitfallenden und weitärmeligen Kittel läßt die Gestalten noch wuchtiger und größer erscheinen. Wenn er über Land geht, trägt der Bauer einen niedrigen steifen Filzhut; im Dorf eine flache Mütze, eine Art Barett, von der seitlich eine flachgeflochtene Troddel aus gedrehten Schnüren herabhängt. Das Gesicht ist rasiert.

Die bequemen blauen Kittel werden gern zur Arbeit getragen. Sie sind heute fertig im Laden zu kaufen, im alten Schnitt und aus guter kräftiger Leinwand. Nur die Schulter-



Schwäbischer Bauer aus Forheim im Ries in besticktem blauem Leinenkittel und flachem Filzhut.

verzierung ist gänzlich entartet, die gute Handarbeit ist verdrängt durch eine formlose und lieblose Maschinenstickerei.

In manchen Dörfern versehen während des Sonntagsgottesdienstes zwei Bauern mit Hellebarden den Wachdienst. Es ist ihnen ernst damit, mag auch der Wert dieser Waffen gering scheinen, und auch der Wachdienst kaum mehr nötig sein. Der Brauch ist sehr alt, vielleicht ist er in der schlimmen Zeit des Dreißigjährigen Krieges entstanden oder noch früher; und sicher haben auch die umliegenden Bauernschaften in gleicher Weise für Ruhe und Ordnung gesorgt. Aber die Rieser Bauern sind die einzigen, die sich dieses alte Waffenrecht erhalten und bis heute den Spieß noch nicht in die Ecke gestellt haben.

Die Männertracht besteht nur in den protestantischen Dörfern im Ries und auf den Randhöhen des Härtfeldes. Die Frauentracht ist unscheinbar. Die weibliche Handarbeit und Handfertigkeit ist verschwunden; damit hängt natürlich auch der Verfall der Schulter-



Schwäbische Bäuerin aus Laichingen in der Rauhen Alb mit der hier üblichen ganz kleinen Spitzehaube.

stickerei auf den Männerkitteln zusammen. Auch in den katholischen Ortschaften ist die Frauentracht größtenteils städtisch, nur an hohen Feiertagen wird eine Haube mit mächtigen Flügelbändern getragen.

Reste von Männertrachten finden sich noch über die ganze Schwäbische Alb verstreut; die flache Mütze mit Troddel von ähnlicher Form wie im Ries, der Kittel aber mit roter Stickerei. Man trägt zwar dazu bereits lange Hosen, so daß die Tracht im ganzen einen modernen Eindruck macht; doch wirkt sie noch breit und behaglich.

Die Tracht des Dorfes Betzingen im Oberamt Reutlingen hat schon seit 100 Jahren einen guten Ruf. Sie ist aber nicht auf diesen Ort beschränkt, sondern erstreckt sich, mit kleinen Abweichungen, auch über die Nachbarschaft; unsere Bilder sind aus Wankheim. Es ist eine ausgesprochen altdeutsche Tracht von klarer Form und wohltuenden Maßverhältnissen; sie hat ihresgleichen nur noch in den alten hessischen Trachten des Hinterlandes und in der Schleifer Tracht in der Lausitz. Die Farben sind einfach und ungebrochen; Weiß und Schwarz bilden den Untergrund, auf dem Rot und Grün und Blau reinlich leuchten. Nach protestantischer Sitte ist die Braut schlicht schwarz gekleidet mit silberweißem Krönlein und Schläfengehänge. Die Brautjungfern sind bunt. Die Männertracht entsprach in der Farbverteilung der Frauentracht genau, so daß die Sonntagstracht ein Bild von seltener Einheitlichkeit bot. Es ist ein Jammer, daß sie verschwunden ist; wenn irgend-

Schwäbische Braut mit Brautjungfern aus Wankheim in Betzinger Tracht.
Die Braut ist völlig schwarz gekleidet bis auf das weiße Schäpel und den Granatschmuck.
Die Schäpel der Brautjungfern sind bunt, die Ohrgehänge rosa.

Schwäbische Albbauern in der Wirtsstube in Laichingen. Sie tragen noch zur langen städtischen Hose den blauen Leinenkittel und die schwarze Troddelkappe.



Schwäbische Bäuerin aus Wankheim (Oberamt Tübingen) in Sonntagstracht. Zu der dunklen Tracht wird die Kugelhaube getragen, von der lange Bänder hinabhängen. Hier in Wankheim und in einigen anderen Dörfern ist die einst so berühmte Betzinger Tracht noch lebendig geblieben.



Rückansicht der Bändelhaube einer schwäbischen katholischen Bäuerin aus Oberndorf (Oberamt Herrenberg). Der Boden der Kappe ist in Goldstickerei ausgeführt.

eine deutsche Tracht verdiente, weiter zu leben – nicht für gelegentliche Trachtenfeste, sondern als lebendiges Volksgut –, so ist es die Betzinger Männertracht.

Schlicht und bescheiden ist die katholische Tracht des Oberamtes Herrenberg. Sie ist in ihrer Form nicht sehr alt, die Haartracht der frei herabhängenden Zöpfe und die Bänderhaube ausgenommen, deren Schmuckformen aus dem 18. Jahrhundert stammen; das Kleid, dessen Ärmel am Oberarm sorgfältig in vielen Reihen eingelegt sind und vom Ellenbogen ab wieder weit werden, entspricht etwa der bürgerlichen Mode von 1840–50. Doch hat die Mode des 19. Jahrhunderts das Ältere nicht verdorben, wie sie es meistens zu tun pflegt, sondern beides ist merkwürdig gut verschmolzen. Das Gesamtbild ist streng geschlossen, von einer Herbheit, die man sonst nur bei protestantischen Trachten findet.



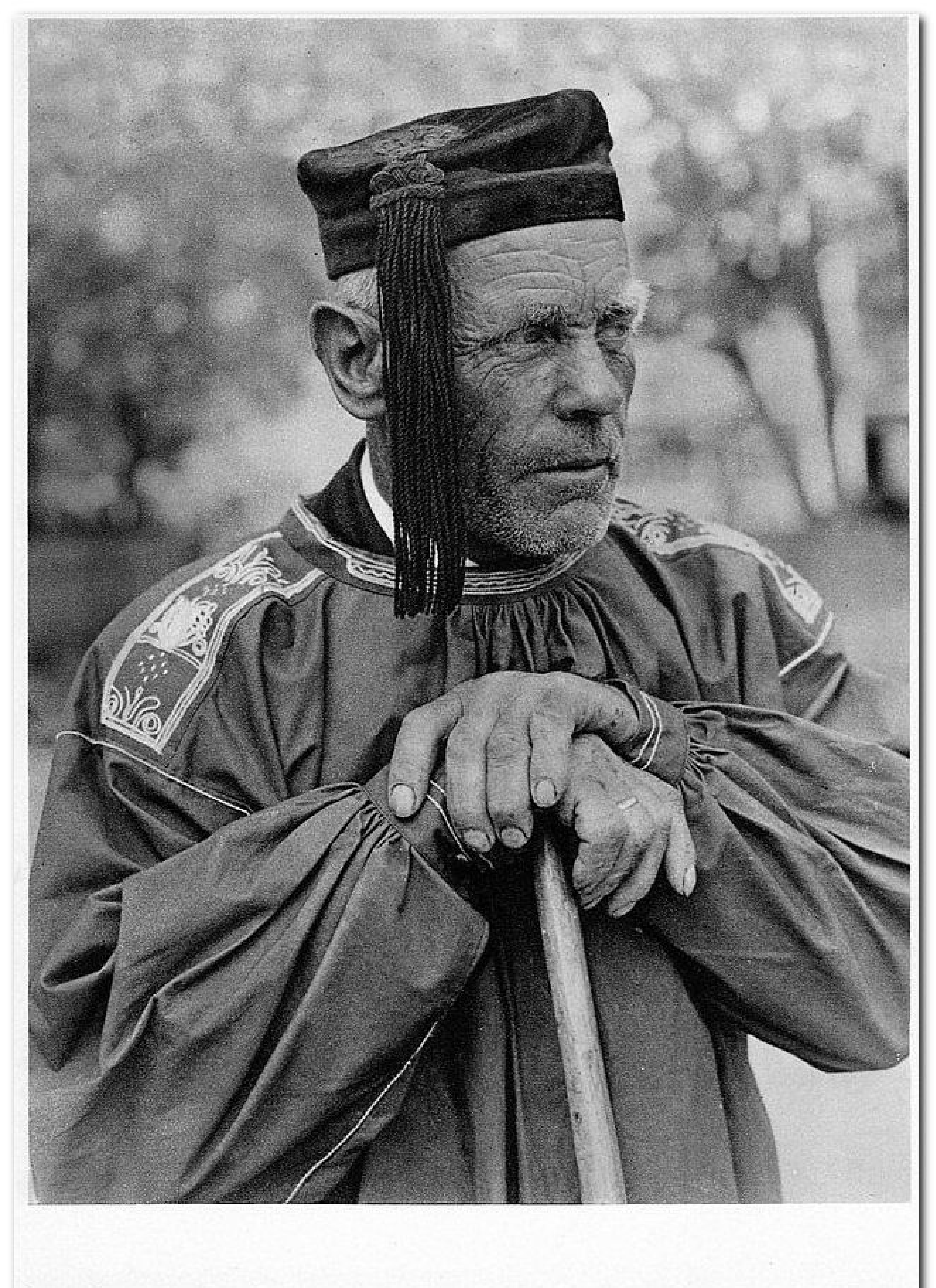
Schwäbische Bauern aus Forheim im Ries auf Kirchwacht. Nach alter Sitte schreiten sie mit Hellebarden durch das Dorf, wenn am Sonntag die Gemeinde in der Kirche ist.



„Höchste Festtracht" aus Gaukönigshofen im Ochsenfurter Gau. Die Jacke ist aus buntem Seidenplüsch, der kräftig-rote plissierte Faltenrock ist mit hellblauen Seidenstreifen besetzt, die bunte Seidenschürze verziert kostbarer Goldbesatz.



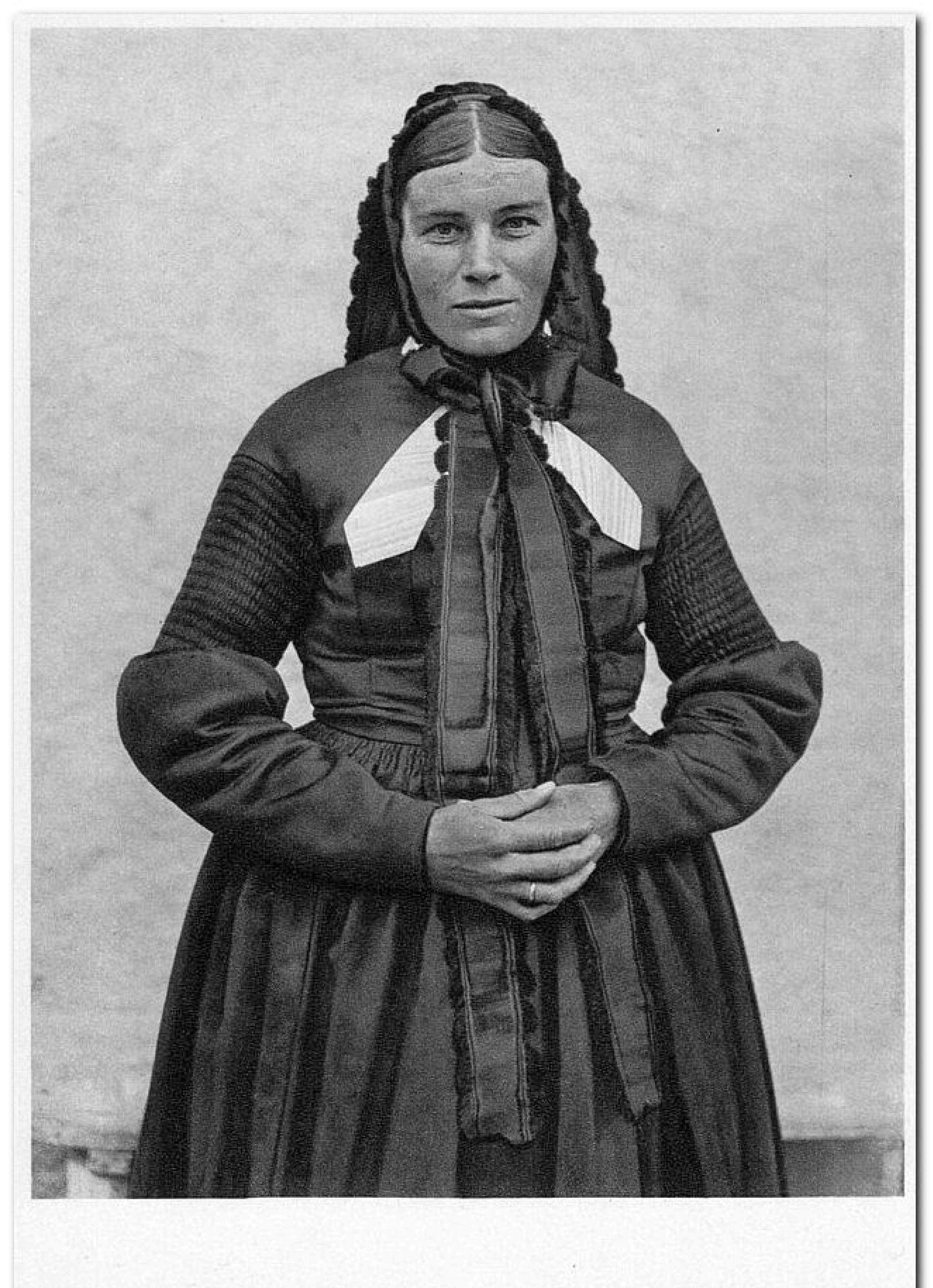
Oberfränkische Brautjungfer aus Effeltrich mit der prachtvollen Goldflitterkrone. Der Kopf ist mit leuchtend roten Moirébändern umwunden, die im Nacken zur Schleife gebunden sind und lang herabfallen.



Schwäbischer Bauer aus Forheim im Ries (Bayern). Die Stickereien auf dem blauen Leinenkittel sind heute allgemein in Maschinenstickerei.



Schwäbische Brautjungfer aus Wankheim in Betzinger Tracht mit buntem Schäpel und handgesticktem „Goller“.



Katholische Bäuerin in Kirchentracht aus dem Oberamt Herrenberg (Württemberg).



Vorarlberger Bäuerin aus dem Montafon mit dem „Mäßle", einer Kopfbedeckung aus schwarzer Schafwolle, welche zur Prozession getragen wird.

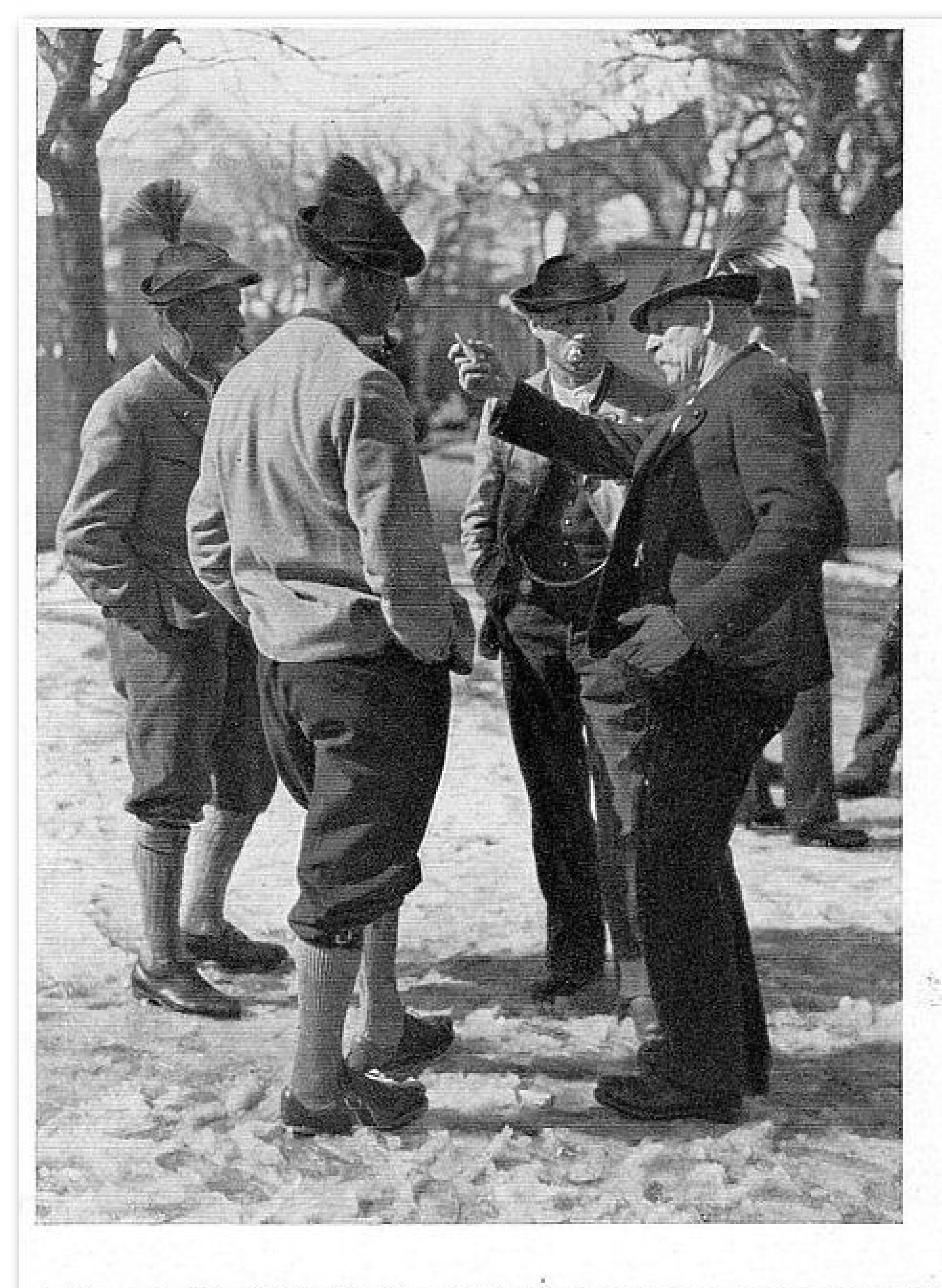


Oberbayrische Bäuerin aus Bayrischzell in Miesbacher Festtracht. Das tiefausgeschnittene schwarze Jäckchen (Schalk) ist mit schwarzen Tüllspitzen verziert. Auf dem Hut die Goldschnur, die nur zu festlichen Gelegenheiten aufgewickelt wird.

# Bayern, Tirol und Vorarlberg

Die oberbayrische Gebirgstracht zu beschreiben, scheint kaum nötig zu sein, denn jedermann kennt sie. Es gibt keine Tracht, die über ihr eigentliches Gebiet hinaus einen solchen Einfluß ausgeübt hat und sich so allgemeiner Beliebtheit erfreut. Der Nord- und Mitteldeutsche, der nie auf den Gedanken käme, in seiner Heimat die Tracht der Bauern nachzuahmen, nimmt sie hier unbefangen an und trägt sie in der Sommerfrische; er nimmt sie auch mit nach Hause, nicht nur als liebe Erinnerung oder als willkommene Faschingsmaskerade, sondern zum wirklichen Gebrauch im Garten und auf Ausflügen. Das Verdienst, die oberbayrische Tracht entdeckt zu haben, gebührt ohne Zweifel den Großstädtern, den Berlinern und noch mehr den Sachsen, die neugierig und vorurteilslos die praktische Überlegenheit dieser Kleidung für Bergwanderungen sofort sahen und anerkannten. Mag auch der Anblick trachttragender Städter nicht immer eine reine Freude sein, so ist es doch als Erfolg anzusehen, daß der oberbayrische Bauer nicht mit jener Mischung aus Neugierde und Mißachtung betrachtet wird, die man dem mitteldeutschen Bauern so oft entgegenbringt, sondern im Gegenteil als Vorbild; für die Erhaltung der Tracht ist das selbstverständlich nicht unwichtig. Außer den einzelnen Reisenden, die auf diese Weise, ohne besondere Absicht, für die Tracht werben, wirken noch eine Reihe von Vereinen planmäßig an ihrer Verbreitung mit. Als der wichtigste ist der Deutsch-österreichische Alpenverein zu nennen, weiter die zahlreichen örtlichen Gebirgstrachten-Erhaltungsvereine, von denen noch zu reden ist.

So sind scheinbar die Gebirgstrachten aufs beste versorgt und in ihrem Bestand gesichert. Dennoch ist es nötig zu fragen, wieweit man in Oberbayern noch von einer wirklichen Bauerntracht reden kann, in dem Sinne, wie wir es in anderen Gegenden Deutschlands tun können. Ganz sicher hat die Tracht viel Urwüchsiges bis auf den heutigen Tag, man spürt noch immer, daß sie natürlich gewachsen ist in stetem Kampf mit Wind und Wetter und mit den Bergen und dem Wald. Das bleibt ihr, auch wenn sie sich noch so stark verändert; alle Entgleisungen und Modetorheiten streifen sich sozusagen beim Klettern von selber ab. Auf der anderen Seite aber ist der gedankliche und handwerkliche Arbeitsanteil des Bauern immer geringer geworden. Die Lodenstoffe werden schon lange



Allgäuer Bauern aus Oberstdorf.

nicht mehr selbst hergestellt, die Stickerei auf Hosen und Hosenträgern ist unpersönliche Serienarbeit; jedes Trachtenstück ist im Laden fertig zu kaufen. Alle praktischen Neuerungen, wie Kletterweste, Hemd mit Schillerkragen usw., deren sich auch der einheimische Bauer, Jäger und Holzarbeiter bedient, gehen von der Stadt aus. Seit der Schneeschuh das Gebirge auch im Winter gangbar gemacht und in zwei Jahrzehnten das wirtschaftliche Gefüge der Alpenländer von Grund auf geändert hat, setzt sich als neue Winterkleidung der norwegische Skianzug durch, der selbstverständlich auch die Grundlage für die Winterkleidung der Gebirgsbauern werden und bleiben wird. Doch mit dieser Feststellung begeben wir uns bereits auf das Gebiet einer allgemeinen Entwicklung, die mit örtlicher Volkstracht nichts mehr zu tun hat.

Aber halten wir uns an das, was die Gebirgsbauerntracht wirklich noch zu eigen und zu Recht besitzt und wodurch sie auch der städtischen Kleidung immer wieder Anregungen

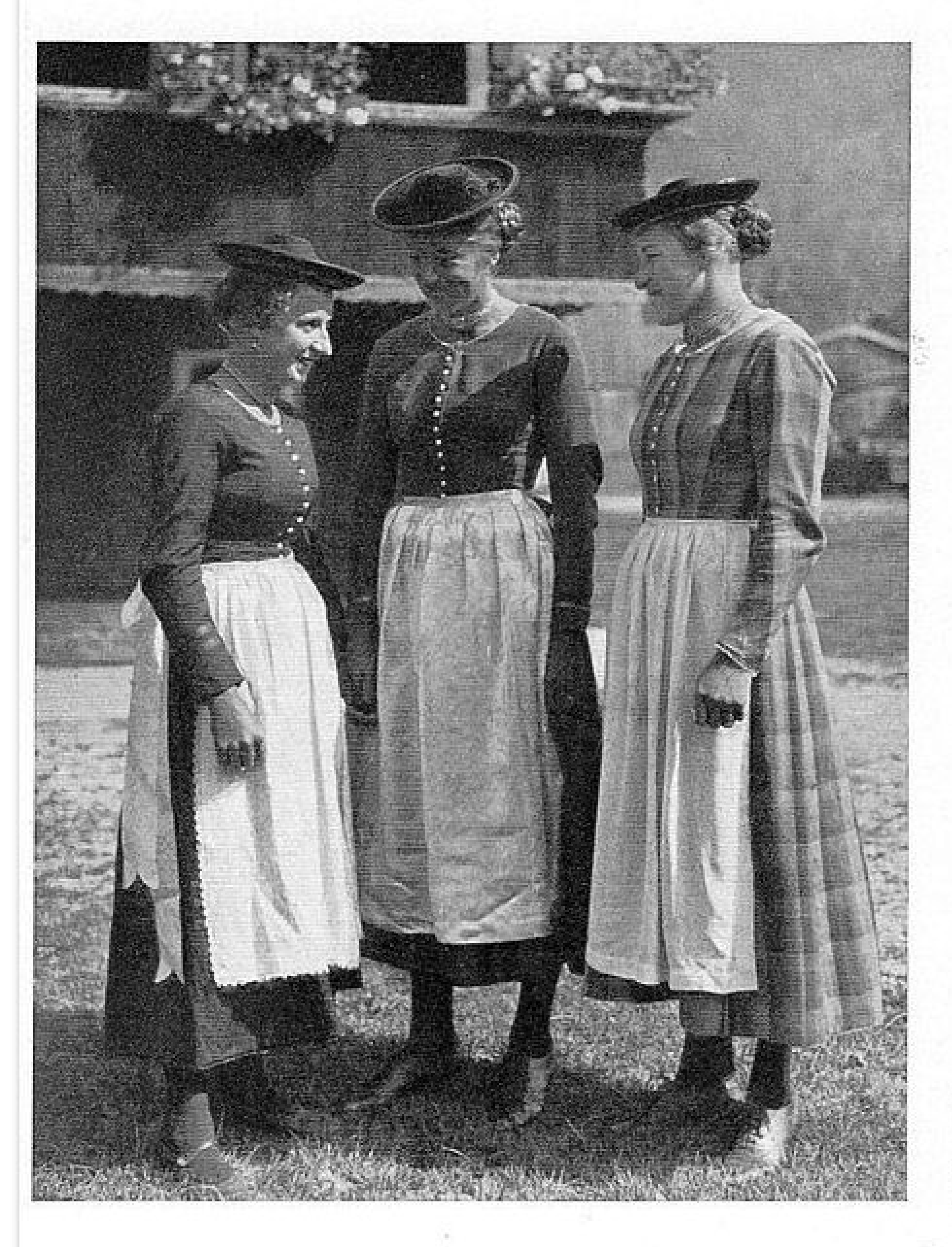


Oberbayrische Mädchen aus Bayrischzell in Miesbacher Festtracht. Das seidene Brusttuch wird in das schwarze Mieder gesteckt, welches mit einem Silbermünzengehänge verschnürt ist.

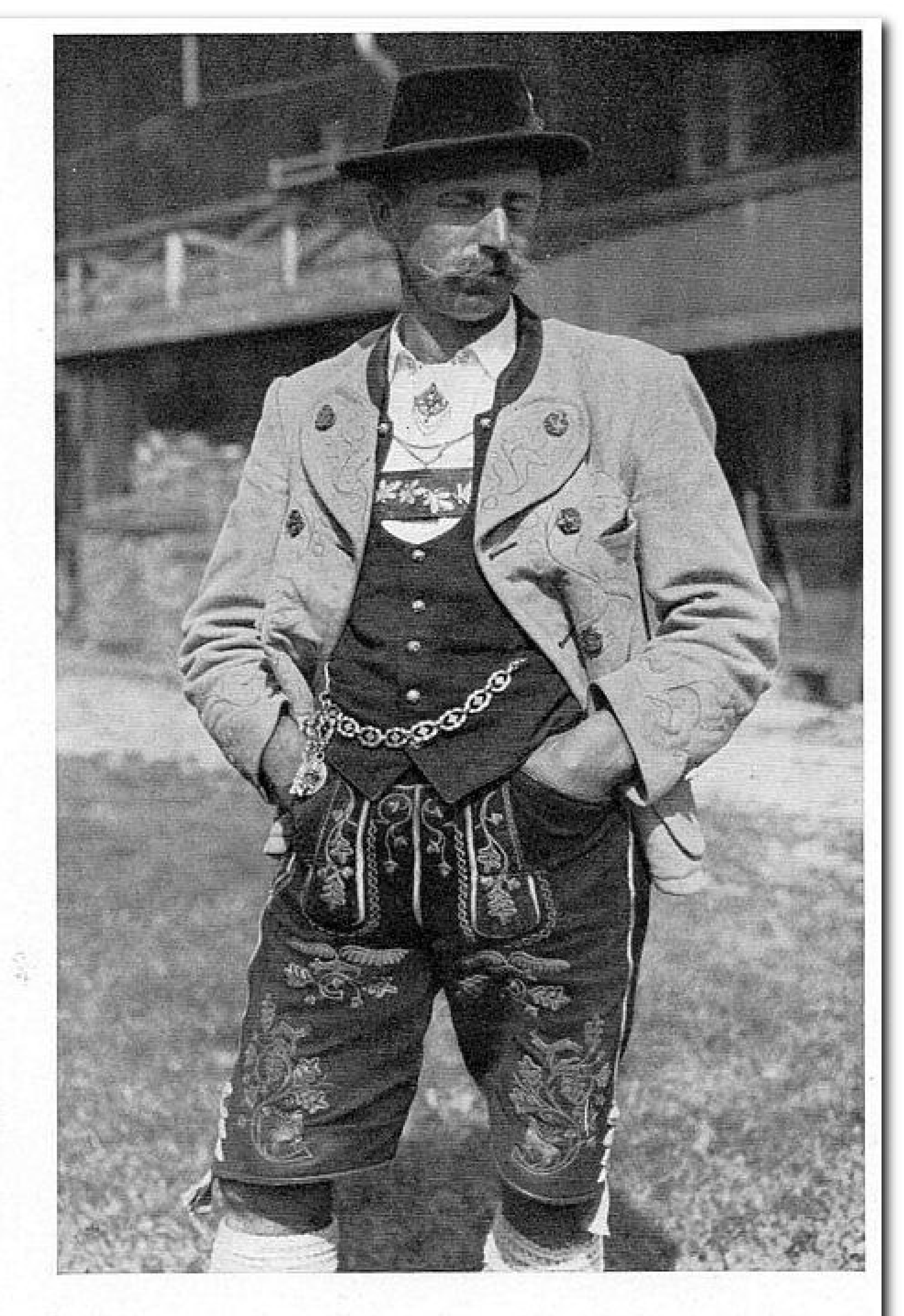
gegeben und neue Kräfte zugeführt hat. Die alpenländischen Trachten – mit Ausnahme der schweizerischen – haben von den Moden des 18. Jahrhunderts wenig angenommen, sie sind meist auf einer älteren Stufe stehengeblieben oder haben gleich den Schritt ins 19. Jahrhundert gemacht. Die Männertracht beschränkt sich in der Farbe fast nur auf das, was die Natur in einfachster Form bietet: auf die Farben des Leders und der ungebleichten Schafwolle in verschiedener Abschattierung und Mischung, also auf alle Stufen zwischen schwarz und weiß, bald mehr ins Graue, bald ins Braune schlagend. Außerdem ist Grün beliebt, die Jägerfarbe, was bei der Jagdleidenschaft des Volkes kein Wunder ist. Rot fehlt heute ganz und war in Bayern auch früher nicht häufig; noch viel seltener war blau. Als Stoff dient außer dem Leder der unverwüstliche Loden, der früher in den Alpenländern überall selbst bereitet wurde, heute allerdings ausschließlich Fabrikware ist; jedoch ist die Lodenindustrie an die Nähe des Gebirges gebunden und sehr stark

von der Tracht abhängig. Noch mehr gilt das für das Schuhwerk. Der Allgäuer „Haferlschuh", der keine bayrische, sondern eine schwäbisch-alemannische Schuhform ist, die früher auch in der Schweiz und im Schwarzwald üblich war, wurde nach dem Krieg für kurze Zeit die große Mode; und da er ebenso praktisch wie formvollendet ist, wird er kaum wieder in Vergessenheit geraten. Die guten Gebirgs- und Skistiefel, die man heute überall zu kaufen bekommt, sind zwar keine alten Trachtenformen, aber sie sind in der besten handwerklichen Überlieferung ausgeführt, die sich gerade im Gebiet der Gebirgstrachten erhalten konnte, während durch den Ansturm der Schuhfabriken das Handwerk im übrigen Deutschland schon so gut wie vernichtet war. Die Kunst, gute Schuhe zu machen, hat sich nach dem Krieg wieder erfreulich verbreitet; doch sitzen nach wie vor die besten Schuster in Bayern und in wenigen nord- und mitteldeutschen Großstädten.

Man kann heute fast von einer einheitlichen bayrischen Tracht reden. Das war nicht immer so. Die „kurze Wichs", für uns das Kennzeichen der oberbayrischen Tracht, war



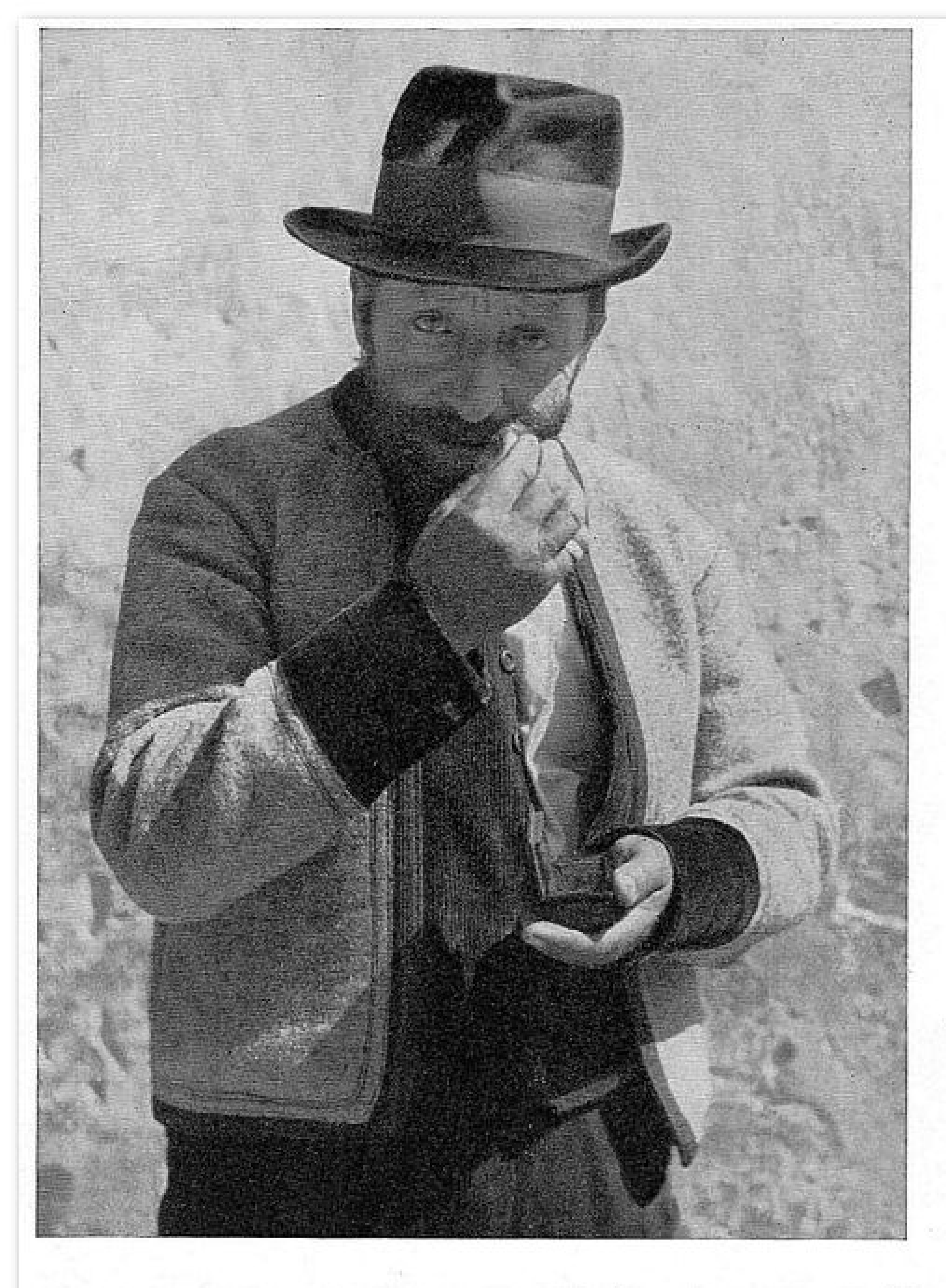
Oberbayrische Bauernmädchen aus Bayrischzell in einfacher Kirchentracht.



Oberbayrischer Bauer aus Bayrischzell in Miesbacher Tracht. Kniefreie Lederhose mit grüner Stickerei, grüne Weste, graue Lodenjoppe mit Hirschhornknöpfen.

um 1800 beschränkt auf die Gegend von Miesbach bis Tegernsee und Bayrischzell. Man trug fast überall die kurz unter dem Knie geschlossene Hose; die kniefreie Miesbacher Hose breitet sich jedoch immer mehr aus. Daneben hält sich noch die knöchelfreie, hellgraue Stoffhose, die sich vom Knie nach unten zu etwas weitet. Ebenso wie die kniefreie Hose setzen sich die kurze Joppe und der kleine Hut durch, die beide nicht alt, aber gute Weiterbildungen älterer Formen sind. Bayern und Tirol waren früher sehr reich an Hutformen; Tirol allein hatte etwa 30 bis 40, Bayern ungefähr ein Dutzend. Männer- und Frauenhüte waren meistens gleich, und diesen Brauch findet man ja im Gebirge heute noch vielfach.

Zu der Verbreitung der Tracht in ihrer neuesten Form haben die Trachtenvereine viel beigetragen. In allen Städten Bayerns, Schwabens und Frankens ist die oberbayrische



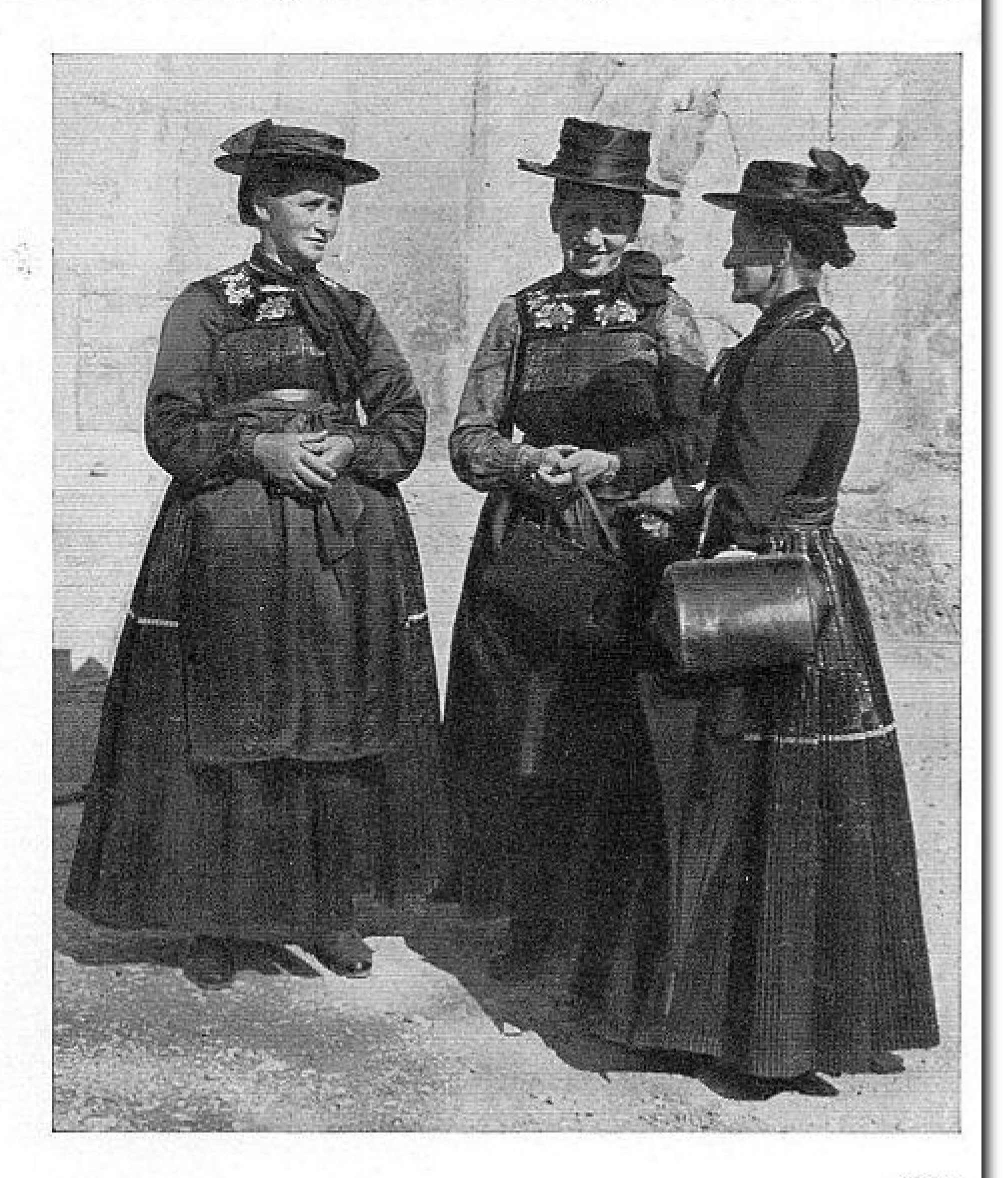
Tiroler Bauer aus Hintertux im Zillertal. Die Jacke ist aus grober Schafwolle gewebt.

Männertracht heute eingebürgert, sie gehört schon so zum Straßenbild, daß sie niemandem auffällt und von niemand beachtet wird. Damit ist die Möglichkeit ihrer weiteren Verbreitung auch auf dem Land gegeben. In einer Stadt wie Nürnberg geht die Zahl derer, die an jedem Sommertag in kurzer Hose und Joppe oder Kletterweste hinaus ins Freie ziehen, in die Zehntausende. Auf diese Weise wird die Tracht auch auf den fränkischen Dörfern bekannt, und setzt sich dort fest. Dagegen wird seit einiger Zeit Widerspruch laut: die Franken sollten ihre bodenständige Tracht tragen und nicht die eingeschleppte oberbayrische. Aber bodenständige Männertrachten gibt es in Franken nicht mehr, und zu verlangen, der Bauer solle eine abgelegte Tracht wieder einführen, an die sich kaum die ältesten Leute erinnern, ist unbillig und ungeschickt. Man kann eine Entwicklung nicht einfach rückgängig machen, und man sollte sich vielmehr freuen, daß überhaupt ein Wille

zu einer vernünftigen Kleidung da ist. Einstweilen ist die kniefreie Hose in Franken ein städtisches Kleidungsstück und noch lange keine Tracht; sie kann es aber werden.

In Tirol ist es um die Männertrachten wesentlich ungünstiger bestellt. Der Tiroler Bauer trägt heute eine sehr schlichte Kleidung, die sich von der städtischen kaum noch unterscheidet; nur die kurze Lodenjoppe ohne Taschen und Knöpfe ist altes Erbteil, und im ganzen ist die Bauernkleidung natürlich derber und wetterfester. Die weitberühmten älteren Trachten sind fast alle zu Vereinstrachten örtlicher Schützengesellschaften und Musikkapellen geworden und haben keinen Rückhalt mehr in einer noch wirklich bestehenden Bauerntracht, wie es in Bayern ist; man sieht ihnen auch meistens auf den ersten Blick an, daß sie unecht sind. Andererseits entstehen auch in Österreich überall, in Salzburg, Steiermark und Kärnten, in Anlehnung an ältere bäuerliche Trachtenstücke neue – städtische – Formen zum Aufenthalt im Gebirge, aus denen mit der Zeit wieder brauchbare wirkliche Trachten sich entwickeln können.

Das bisher Gesagte gilt hauptsächlich für die Männertrachten. Einige der oberbayrischen und Tiroler Frauentrachten sind zwar ebenso bekannt und sind auch von Trachtenvereinen übernommen worden. Aber während die Männertracht in der Form, wie sie jetzt



Bäuerinnen aus Alberschwende im Bregenzer Wald in Sonntagstracht. Der Rock aus schwarzglänzender Leinwand ist in ganz enge Falten gelegt und reicht bis zur Achselhöhle, wo er durch ein kurzes Trägerleibchen gehalten wird.

in der Stadt getragen wird, immerhin noch Kern hat, ist das übliche „Dirndlkostüm" einfach glatt und schmalzig. Auch der Miesbacher Tracht, die sich für den Gebrauch der Städterinnen noch am besten eignet, schleift man alle Ecken und Kanten ab, die sie nun einmal hat und die zu ihr gehören. Gewissenhafte Trachtenvereine achten zwar auf Echtheit ihrer Trachten, doch leider sehen die Städterinnen darin weder echt noch hübsch aus, und wenigstens eins von beidem wäre doch zu wünschen. So wird das Trachtentragen leicht zu einem Märtyrertum, das die Sache nicht wert ist. Die anderen Trachten, die herber sind als die Miesbacher, führen ein minder beachtetes, dafür aber auch unberührteres Dasein.



Brautjungfer aus Riezlern im Kleinen Walsertal (Vorarlberg) mit dem „Kranz", der bunten Schäpelkrone. Der schwarzplissierte Rock und die seidene Schürze reichen bis unter die Arme. Der Samtgürtel ist dicht mit Silberknöpfen besetzt.

Eigenartig sind die wenigen noch erhaltenen Hutformen. In Bayern gibt es neben dem kleinen, runden Miesbacher Hütchen noch den niedrigen breitrandigen Zylinder mit schwerer Goldtroddel, in Tirol den pilzförmigen Zillertaler Hut. Eine größere Mannigfaltigkeit besteht nur noch im Vorarlberg, das im Montafon, im Bregenzer Wald und im Kleinen Walsertal die besterhaltenen Frauentrachten des ganzen Alpengebietes besitzt. Das Vorarlberg ist alemannisch, und seine Trachten haben mit manchen ausgestorbenen Schweizer Trachten, ja sogar mit einigen Schwarzwaldtrachten mehr gemeinsam als mit den bayrischen.

Die Frauentracht des Bregenzer Waldes, die auf den ersten Blick keinen besonderen Eindruck macht, ist eine der merkwürdigsten deutschen Trachten. Der Rock aus schwarzglänzender Leinwand steigt vorn bis über die Brust und hinten bis zur Mitte des Rückens hinauf und ist an einem sehr kurzen Trägerleibchen angenäht. Er ist von oben bis unten gleichmäßig breit geschnitten und oben in etwa 500 winzige Fältchen eingelesen, damit er

am Ansatz eng genug ist. In der Taille wird er durch einen Gürtel zusammengehalten und fällt dann glockenförmig, da sich die Falten von selbst aufsperren. Der Rock wird über die Jacke gezogen, von der nur die Ärmel und der Halsbund sichtbar sind; es sind deshalb auch nur diese Teile der Jacke aus besserem Stoff, die unsichtbaren sind aus Futterleinwand. Im Gesamtbild wirkt die Tracht fast wie ein modisches Kleid vom Anfang unseres Jahrhunderts; das kommt hauptsächlich durch die Länge des Rockes und die eingezogene Taille. Denkt man sich den Rock kürzer und vom Ansatz an glatt herabfallend, so hat man das ursprüngliche Trachtenbild des 16. Jahrhunderts.

Die Tracht des Kleinen Walsertales steht noch heute dieser ursprünglichen Form näher. Der Faltenrock reicht hier fast unter die Arme, ohne Einziehung in der Körpermitte. Er



Bauernmädchen aus Schruns im Montafon (Vorarlberg) in Festtracht. Der kleine zierliche Schäpel ist mit einem roten Seidenband befestigt. Das offene schwarze Mieder läßt unter der roten Verschnürung das reich gestickte Untermieder und das Brusttuch erkennen.



Montafoner Bäuerin aus Schruns (Vorarlberg) in Festtracht. Kappe aus Biberpelz, langärmelige schwarze Jacke (Glocketschober) und Brustlatz mit herrlicher Goldstickerei.

sitzt ebenfalls an einem ganz kurzen Mieder; auch die Jacke, die darüber getragen wird, ist entsprechend kurz. Vielerlei Kopfbedeckungen bestehen nebeneinander: an hohen Feiertagen sieht man die Otterfellmütze, an Sonntagen einen Hut aus Seidenplüsch; im Sommer einen runden Strohhut, zur Trauer einen breitrandigen kegelförmigen Hut, der den älteren Tiroler Formen verwandt ist. Die Flitterkrone wird zu Prozessionen getragen, als Brautkrone ist sie mit grünen Bändern geziert. Die Trauertracht ist schwarz, nur wird der Kopf unter dem breiten Hut weiß verhüllt. Auch sonst ist die Tracht vorwiegend schwarz, und nur die Mädchen haben weiße Schürzen und bunte Stickereien.

Die Montafoner Tracht ist ähnlich zusammengesetzt, aber gemäßigter in der Form. Der Rock ist weder so eng gefältelt noch so hoch hinaufgezogen. Das angenähte Mieder ist weit



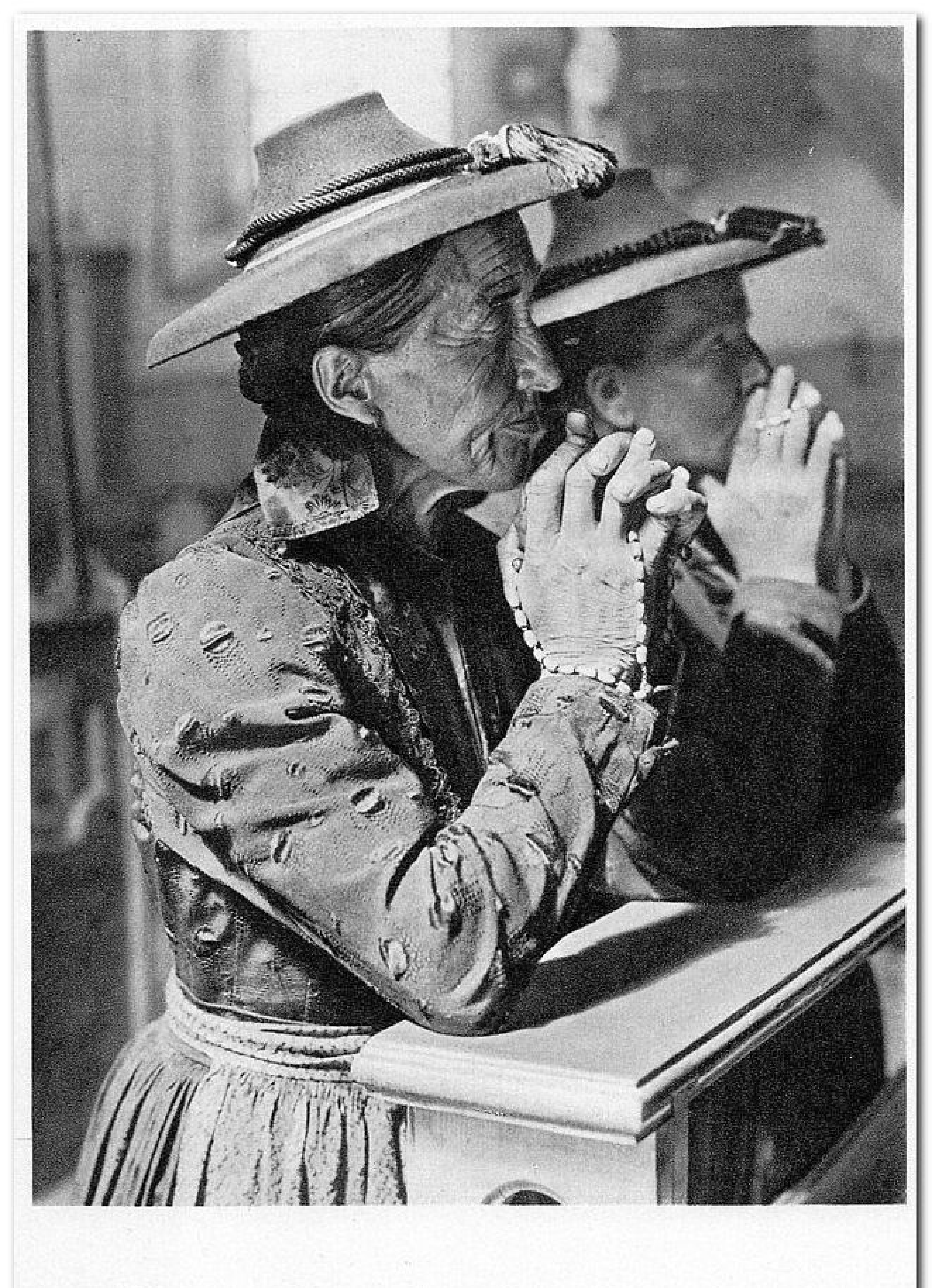
Vorarlberger Bäuerin aus dem Kleinen Walsertal mit der Otterfellkappe. Selbst die kleinen Kinder tragen den bis unter die Arme reichenden Faltenrock.



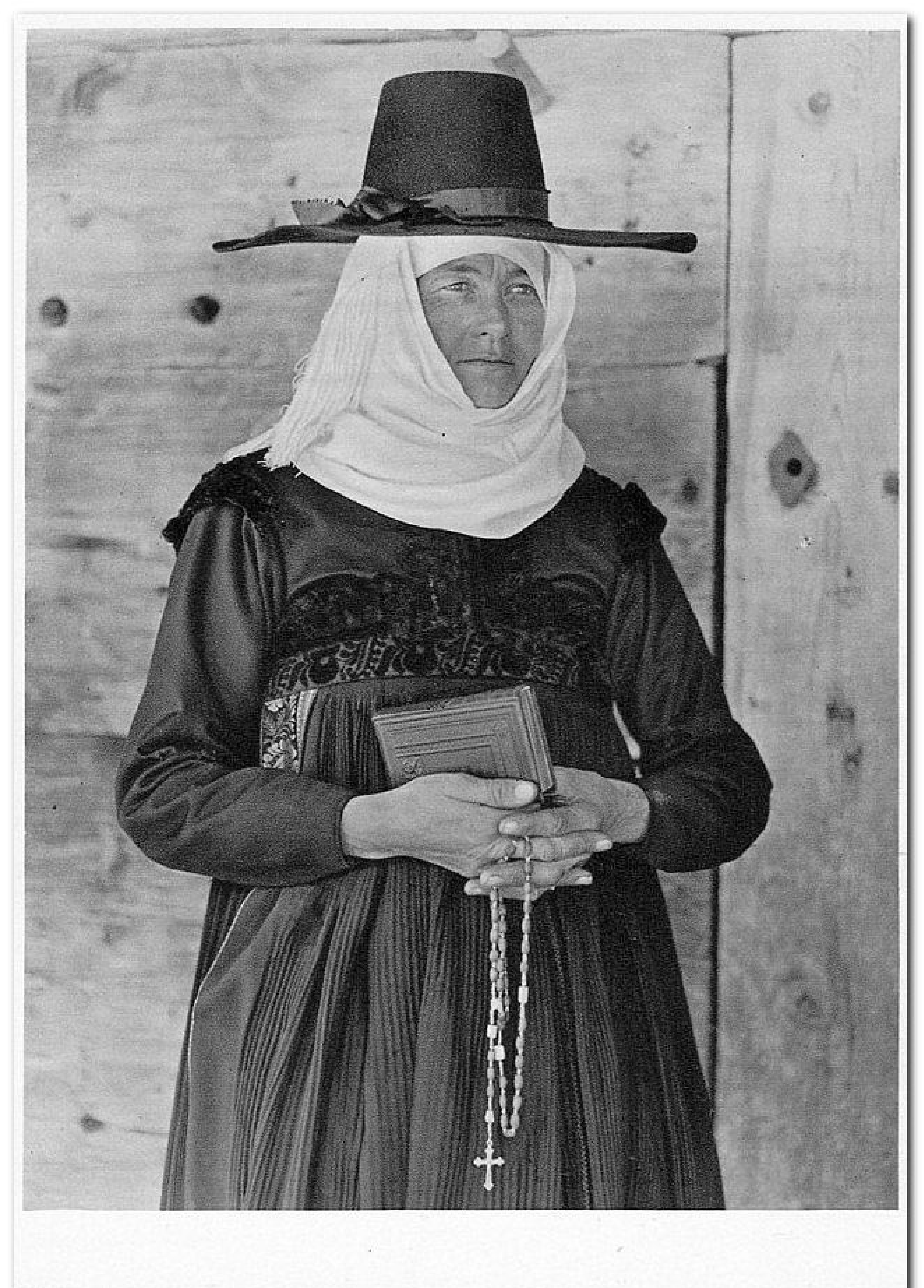
Geschwisterpaar aus Lanersbach im Zillertal (Tirol) in Sonntagstracht.

ausgeschnitten und verschnürt, darin steckt ein steifes gesticktes Brusttuch, das auch unter der Jacke zu sehen ist; denn diese ist so knapp geschnitten, daß sie nur am Halsausschnitt geschlossen werden kann und die Brust frei läßt. Die Mädchen gehen zum kirchlichen Umgang in weiten, weißen Hemdsärmeln und tragen ganz kleine Krönlein auf dem Kopfe. Zwei Pelzmützen von ungewöhnlicher Form haben sich erhalten: die eine groß und kugelrund, aus glattem glänzendem Biberfell, die andere oben breiter als unten, wild zottig und fremdartig. Aber diese Pelzmützen verschwinden leider. Der flache Hut ist durch eine moderne Schleife entstellt, die die ganze Tracht zur Karikatur macht.

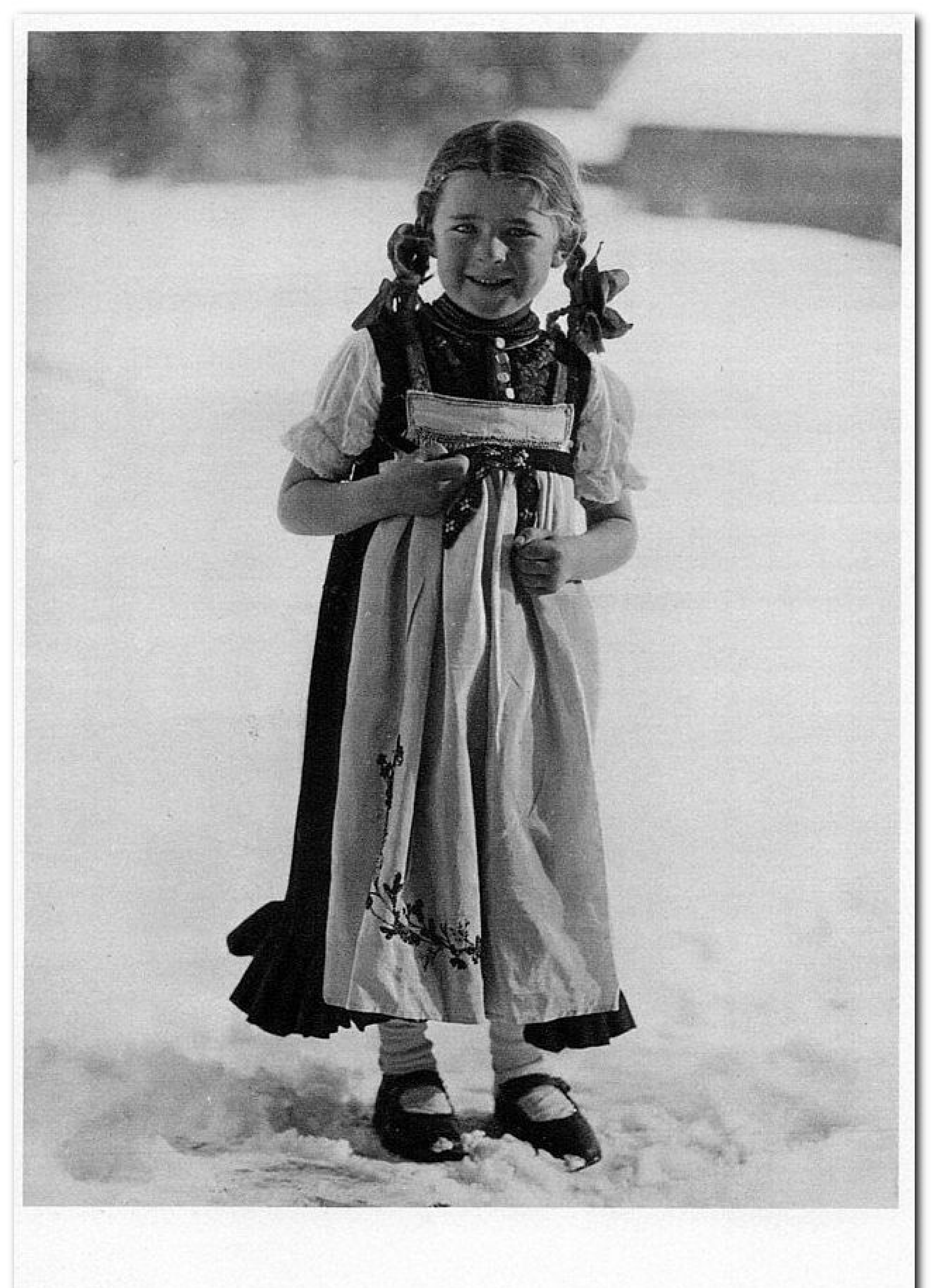
Das Land Vorarlberg, das bis vor einem Menschenalter eigentlich nur längs der Arlbergbahn einen größeren Verkehr hatte, ist heute eines der besuchtesten Skigebiete Europas. Aber die Skiläufer, die selbst einfach, praktisch und wetterfest gekleidet sind, bringen keine unvernünftigen Moden auf das Land; was der Bauer sich von ihnen absehen kann, ist ganz gewiß nichts Schlechtes.



Zillertaler Bäuerinnen aus Hintertux in der Kirche von Lanersbach.



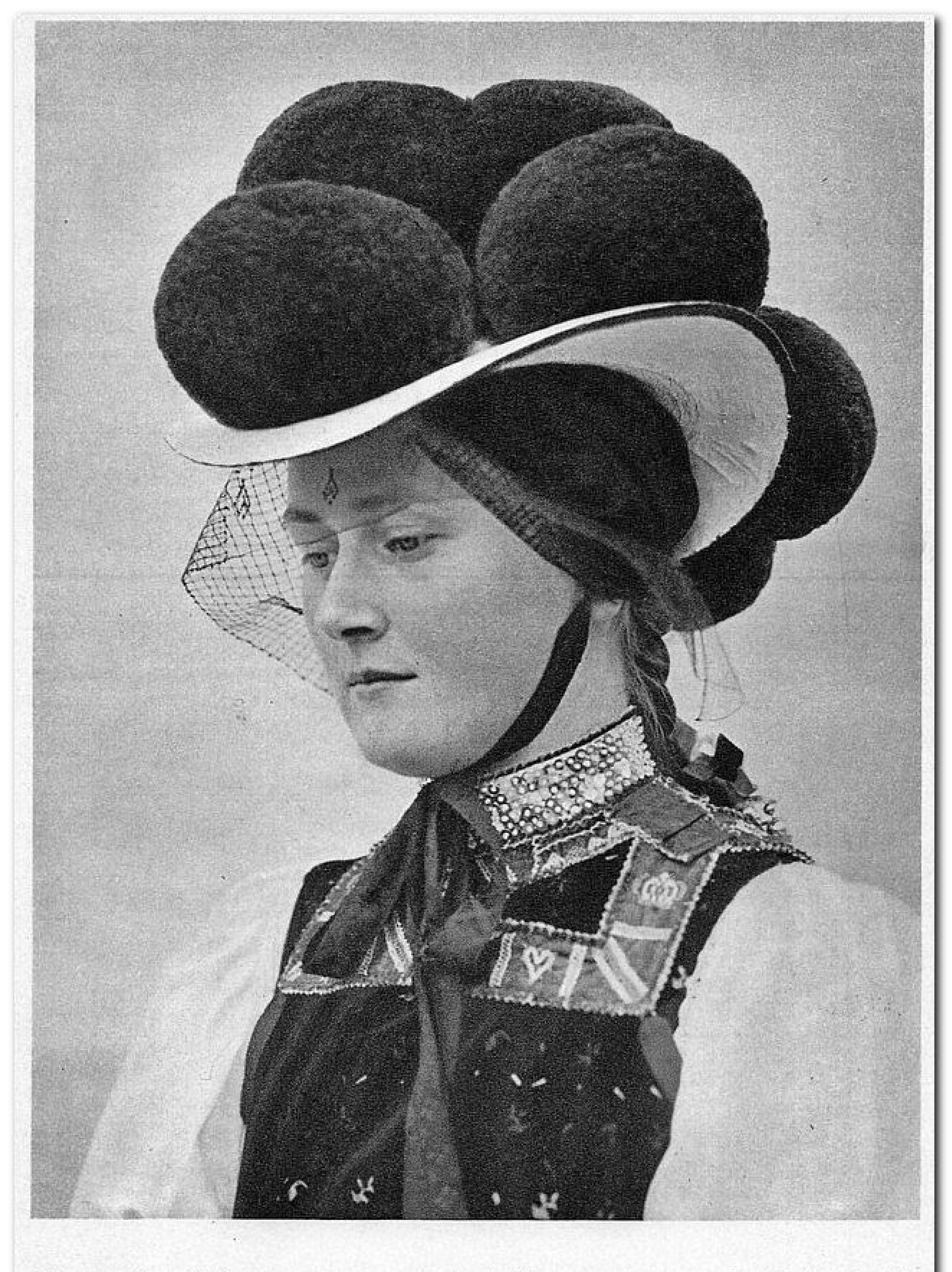
Tiefste Trauertracht aus dem Kleinen Walsertal, die nur von den nächsten Anverwandten getragen wird. Über das weiße Tuch wird ein schwarzer breitrandiger Filzhut gesetzt.



Bauernkind aus Riezlern im Kleinen Walsertal. Auch die Kinder tragen nach Art der Erwachsenen den bis unter die Arme hochgezogenen Faltenrock.



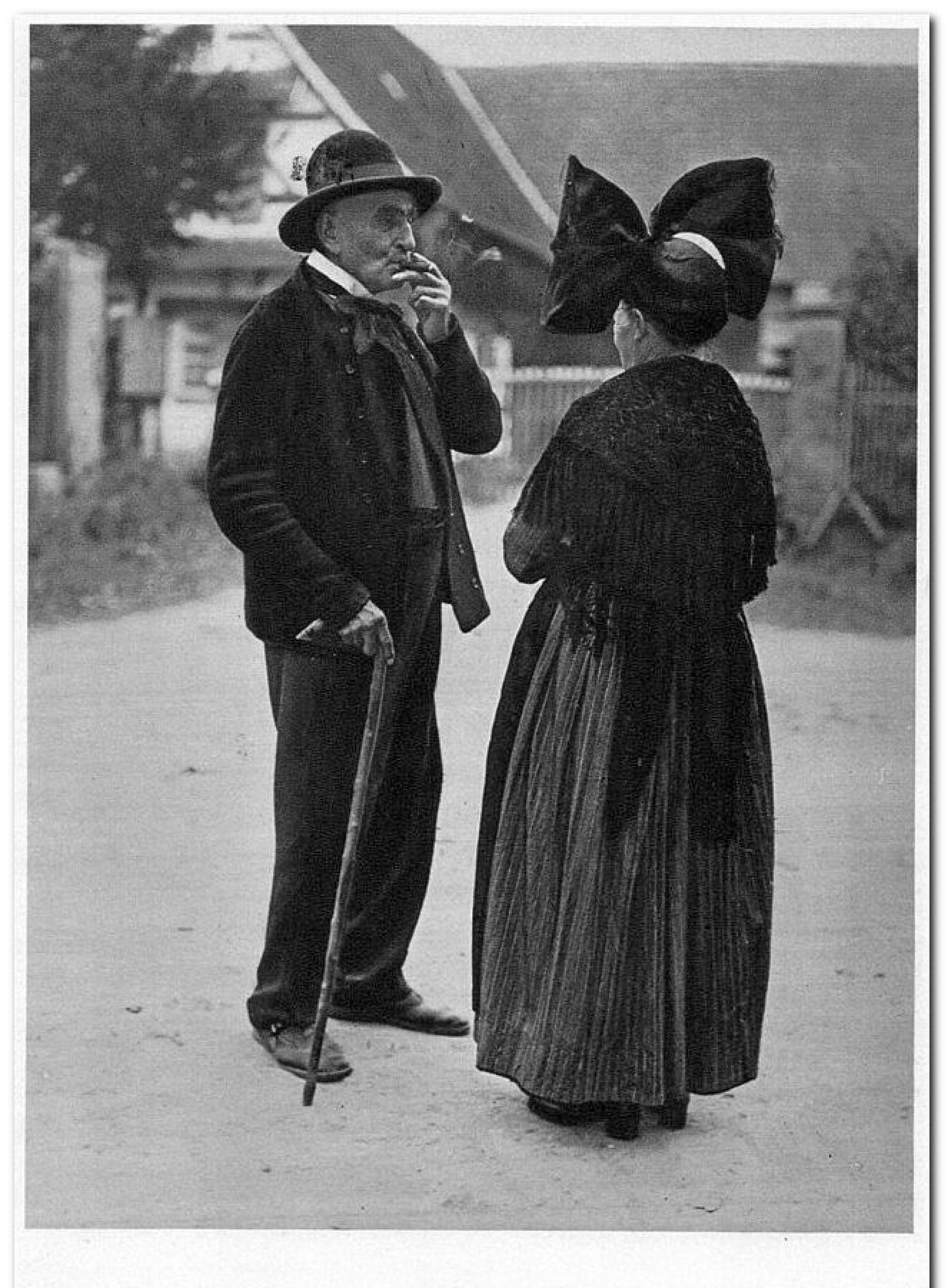
Tiroler Bäuerin aus Niederndorf im unteren Inntal mit dem schwarzen Seidenplüschhut, der auch in den Tälern rund um den Wilden Kaiser getragen wird.



Schwarzwälder Mädchen aus dem Gutachtal. Über der schwarzen Florhaube wird der schwere Bollenhut aus versteiftem Florentinerstroh mit leuchtendroten Wollrosen getragen. Bei den Frauen sind die Wollrosen schwarz.



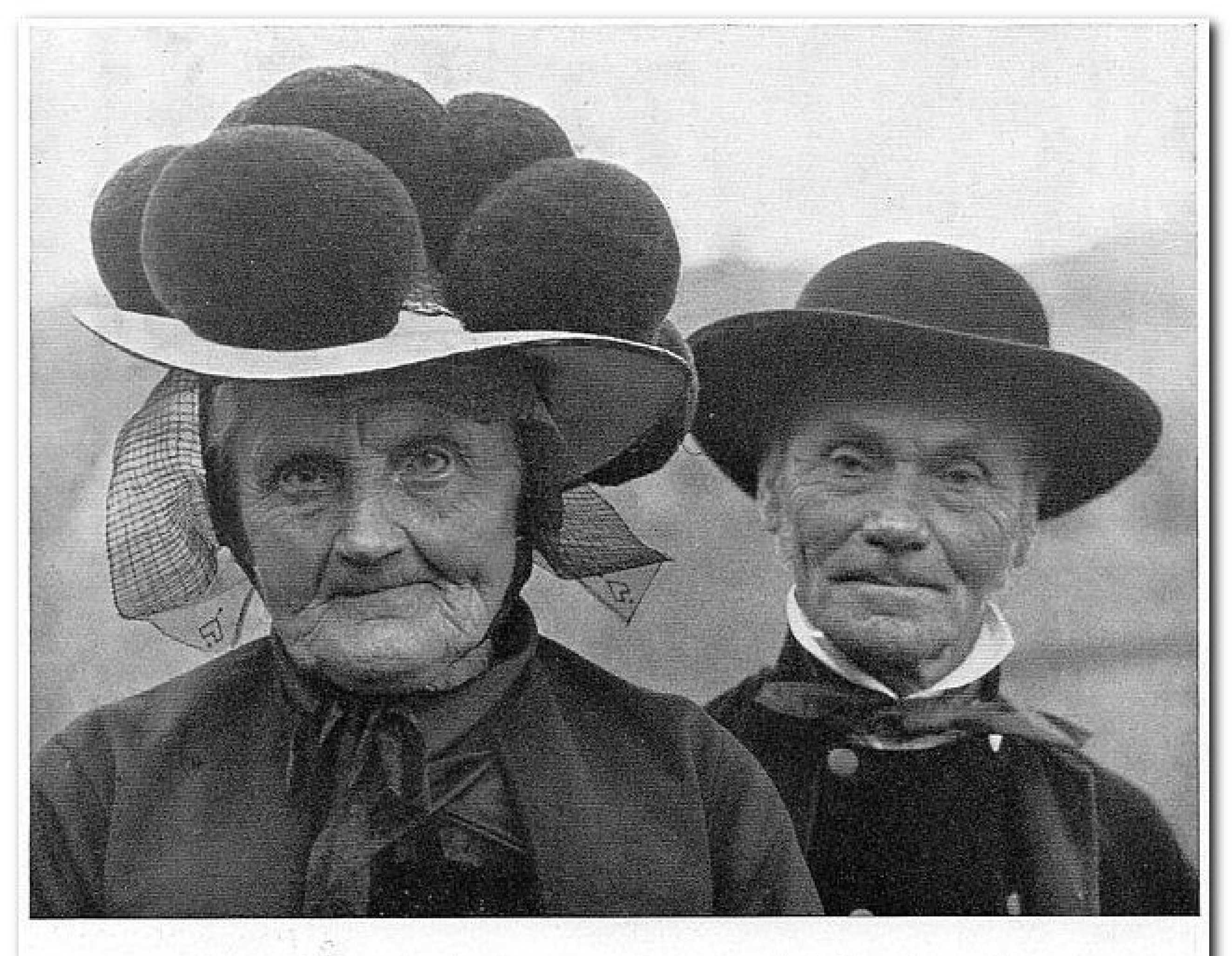
Schwarzwaldbäuerin aus dem Kinzigtal in Sonntagstracht. Sie trägt eine schwarze Bänderhaube mit einer Legschleife, goldgesticktem Kappenboden und Tüllschleier.



Bauernpaar aus dem Hanauerland. Die schwarze Flügelhaube mit Silberstickerei an der Firstkappe ist die gleiche, wie sie auf der anderen Seite des Rheins im Elsaß getragen wird.



Schwarzwälder Schäpelmaidle aus dem Schapbachtal. Zu dem glitzernd weißen Schäpel sind die herabhängenden Zöpfe in rote Bänder eingeflochten. Die kostbare Seidenschürze ziert Handstickerei.



Altes Schwarzwälder Bauernpaar aus dem Gutachtal in Sonntagstracht.

# Schwarzwald und Rheinebene

Vor 40 Jahren schrieb der Freiburger Pfarrer Hansjakob eine kleine Schrift „Unsere Volkstrachten", eine Kampfschrift gegen den raschen Trachtenverfall im Schwarzwald. Er schrieb voll Liebe und Begeisterung, und zugleich doch voll Zweifel, ob er mit seinen Ermahnungen nicht schon zu spät komme und ob der Verfall noch wirklich aufzuhalten sei; diese Angst vor dem Zuspätkommen zieht sich durch das ganze Büchlein, nur mühsam überdeckt durch eine zur Schau getragene Zuversichtlichkeit. Doch erreichte er, daß in Freiburg sich ein Verein zur Erhaltung der Volkstrachten bildete, der sich bald einiger Erfolge rühmen konnte. Freilich blieb Hansjakob der Vorwurf nicht erspart, sein Kampf gehe zu sehr um Äußerlichkeiten und müsse auf die Dauer die Tracht um so sicherer zugrunde richten; denn wenn man den Bauern zumute, eine Tracht zu tragen, die sie selber schon als lästig und lächerlich empfänden, so erziehe man sie höchstens zum Theaterspielen.



Bäuerin aus dem Hochschwarzwald in Festtracht. Die Stickereien auf dem roten Samtmieder sowie die Verschnürungen sind aus Goldfäden. Von der schwarzen Backenhaube fallen schwere Moireebänder herab.

Seine Gegner hatten in vielem recht, denn Sachlichkeit war Hansjakobs Stärke nicht, und daß die Trachtenvereine mehr Schaden als Nutzen angerichtet haben, darüber besteht kein Zweifel. Aber Hansjakobs echte herzliche Liebe zu seinem Schwarzwälder Bauernvolk hat doch manchen tiefer ergriffen und ist auf Umwegen auch der Tracht wieder zugute gekommen.

Die Kriegszeit mit ihren schlimmen Folgen für die Tracht hat er nicht mehr erlebt. Käme er heute wieder, er würde mit Betrübnis feststellen, wieviel Schönes spurlos verschwunden ist; er würde sich langsam zufrieden geben in dem Gedanken, daß ja doch einiges die Zeit überstanden hat, und vieles, was ihm damals unannehmbar schien, inzwischen in der Tracht aufgegangen und mit ihr zu einer ganz erträglichen Einheit verschmolzen ist – und er würde schließlich einsehen, daß sich im Grunde doch nicht so sehr viel geändert hat: daß die Schwarzwaldbauern wohl der Mode gefolgt sind, soweit es nötig, praktisch



Schwarzwälder Brautjungfern aus St. Georgen. Der bunte St. Georgener Schäpel ist der größte in Deutschland. Über der Seidenschürze werden zwischen bunten Seidenbändern vielreihige Silberketten getragen.

und unvermeidbar war; daß sie dabei das Alte treu gehegt haben, wo es ging; daß in ihren Händen das Neue, Zufällige, Flatterhafte und Vergängliche bald wieder Stetigkeit und einen festen Sinn bekam; daß auf diese Weise das Verlorene doch wieder ersetzt ist, und Altes und Neues sich freundlich vereint.

Es gibt zwar überhaupt keine Tracht, die ganz ohne diese unaufhörliche Verjüngung weiterbestehen könnte, und deren heutiger Zustand der gleiche wäre wie vor einem Menschenalter. Aber wir sehen doch, daß der Übergang von einer Form in eine andere nicht in jeder Landschaft gleich leicht vor sich geht; oft gibt es einen jähen Bruch in der Überlieferung, gleichsam ein hartes Stoßen und unwilliges Anpassen, wobei mehr Schönes und Wertvolles verlorengeht als nötig wäre. Manchmal hat das wohl äußere Gründe und liegt an einem allzuschnellen Wechsel der wirtschaftlichen Verhältnisse, aber mindestens ebenso sehr liegt es an der Veranlagung der Menschen; daher hat jede Land-



Bäuerin aus Schwenningen in der Baar im Württembergischen Schwarzwald. Die schlichte protestantische Tracht ist vollkommen schwarz und wird nur noch von älteren Frauen getragen.



Schwarzwaldbäuerin aus St. Georgen in Sonntagstracht mit der schwarzen Deckelhaube. Das Mieder ist mit schwarzem Band verschnürt.

schaft in solchen Dingen auch ihr eigenes Schrittmaß der Entwicklung, und jeder neue Wandel in ihr gleicht in seiner Art dem Vorhergehenden.

Selten vollzog und vollzieht sich heute vor unseren Augen der Übergang von den ältesten Trachtenformen zu den jüngsten in so gefälliger Form, wie im badischen Schwarzwald und der Rheinebene. Wenn man die vielgestaltigen Trachten zwischen Kniebis und Feldberg, zwischen Kehl und Straßburg im Norden und dem Markgräfler Land im Süden einmal als Einheit betrachten will, so sollte man es von diesem Gesichtspunkt aus tun; denn die gleiche liebenswürdige Art ist ihnen allen gemeinsam, weil sie im Wesen des Volkes begründet ist. Sie ist kein Zeichen von Schwäche. Wer seiner selbst sicher ist, kann seiner Umwelt viel mehr entgegenkommen, als es der Unsichere kann. Wir spüren in den Schwarzwaldtrachten die Sicherheit eines lebendigen Formgefühls, das sich vor der Berührung mit modernen Gedanken nicht schroff oder ängstlich abzuschließen braucht. Manche Einzelformen des 19. Jahrhunderts, die in anderen Gegenden die Trachten zugrunde gerichtet hätten, sind hier ohne Schaden von der Tracht aufgenommen worden und sehen aus, als gehörten sie von jeher dazu.

Es ist natürlich, daß die Trachten in den Gebirgstälern vielfältiger und im ganzen unberührter geblieben sind als in der verkehrsreichen, städtereichen Rheinebene, und daß hier

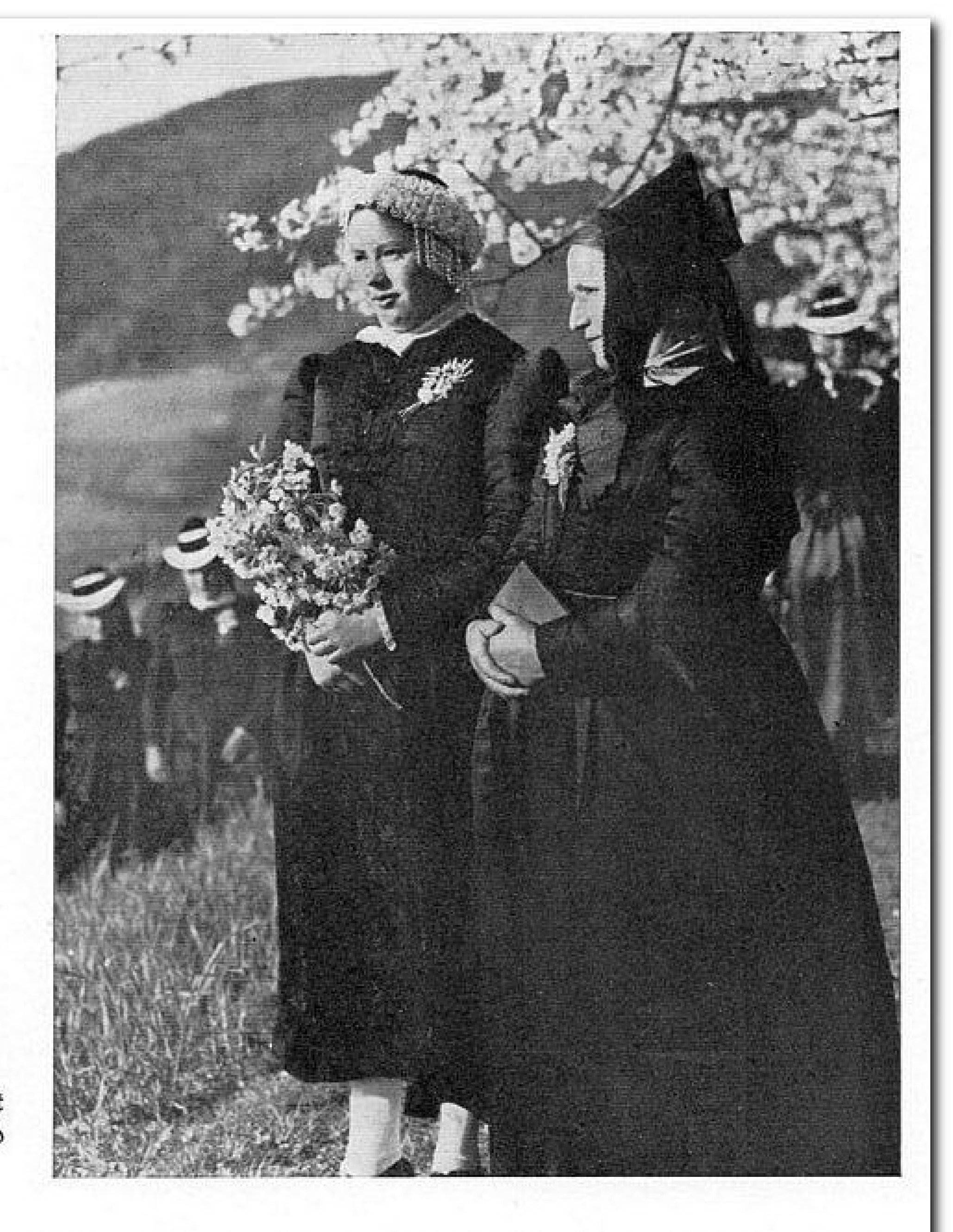


Eine Schwarzwaldbraut aus Siensbach im Elztal wird von der Trachtennäherin aufgeputzt. Die Elztäler Braut trägt unter dem Schäpel einen Kranz bunter Seidenbänder, die in allen Farben bis auf die Stirn herabhängen.



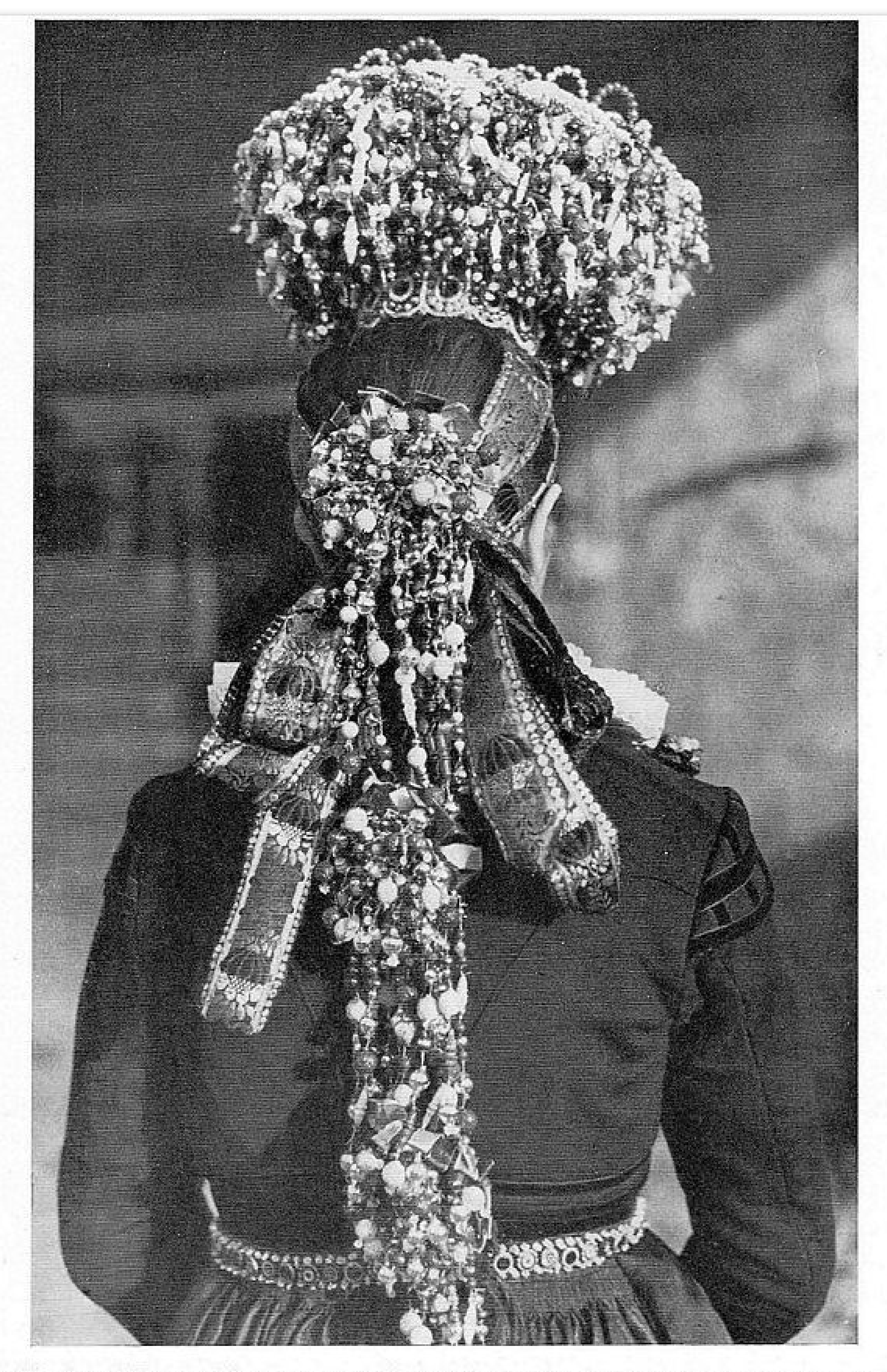
Schwarzwaldmädchen aus dem Glottertal bei der Weinlese.

mehr die neueren, dort die altertümlichen Formen überwiegen. Die Trachten des Gebirges sind untereinander verwandt, wie eine große Familie, einerlei ob die Bewohner markgräflich oder habsburgisch waren, ob sie protestantisch oder katholisch sind; und trotzdem jedes Tal eine Besonderheit hat und abgeschlossen für sich sein eigenes kleines Schicksal erlebt, so ist doch die Geschichte der Trachten in großen Zügen überall dieselbe. Die Entstehungszeit ihrer wichtigsten Grundformen fällt in das 16. Jahrhundert, in die Glanzzeit der freien Reichsstädte. Die Moden, die damals von Straßburg, Basel und Augsburg ausgingen, drangen in die entferntesten Dörfer, wo sie erstarrt und in Resten auf uns gekommen sind. Kein Zeitalter außer dem unseren hat die Schwarzwaldtrachten ähnlich stark beeinflußt; alles was später kam, bis zu Anfang des 19. Jahrhunderts, ist fast spurlos an ihnen vorübergegangen. Aus dem 16. Jahrhundert stammen Faltenrock, Mieder und Puffärmelhemd und vor allem das farbige Gesamtbild.



Schwarzwälder Braut aus dem Glottertal und Brautmutter.

Die Trachten des östlichen Schwarzwaldes, an der badisch-württembergischen Grenze, haben sich am reinsten erhalten: in Schwenningen, in der Baar, in St. Georgen; sie sind überhaupt herber als die anderen. Je weiter nach Westen, nach der Rheinebene zu, um so leichter und zwangloser wird die Tracht. Das Mieder in seiner älteren Form ist ein kurzes Trägerleibchen, fest mit dem Rock vernäht, weit ausgeschnitten und verschnürt; so noch in den obengenannten Gebieten. Sonst steigt es höher hinauf und wird geknöpft. Die letzte Entwicklungsform, im Elztal, gleicht einer hochgeschlossenen ärmellosen Jacke. Manchmal hat das Mieder sogar einen festen Kragen, meist aber wird dieser überflüssig durch ein besonderes Kleidungsstück: als Ergänzung zum halbhohen Mieder trägt man nämlich den Goller, einen viereckigen flach aufliegenden Schulterkragen, der unter der Achsel gebunden wird, mit festem Stehbündchen um den Hals. Im hohen Schwarzwald, wo der Goller teilweise verschwunden ist, setzt man das Stehbündchen heute an das ärmellose Mieder



Rückansicht einer Schwarzwaldbraut aus dem Gutachtal. Das Schäpel ist mit einem langen roten Band festgehalten, dessen Enden schleifenartig im Nacken herunterfallen. An den herabhängenden Zöpfen ein Gehänge aus buntem Flitterwerk. Die Taille umschließt ein ebenfalls flitterbesetztes Schürzenband.

an. Der Goller entstammt einer reichsstädtischen, süddeutschen Mode des 17. Jahrhunderts und war in allen alemannischen Ländern in die Bauernkleidung gelangt. Viele Schweizer Trachten besaßen ihn, ebenso das Elsaß und Vorarlberg; die schwäbische Tracht in Betzingen besitzt ihn noch jetzt. Da die Schweizer Trachten sowie die verbindende Hauensteiner Tracht im südlichen Baden ausgestorben sind, so besteht heute mit der Schweiz keine Gemeinschaft mehr; noch um 1800 aber war sie sehr stark, und Bilderserien dieser Zeit rechnen öfters die Grafschaft Hauenstein und den elsässischen Sundgau zur Schweiz. Die drei alemannischen Länder besaßen damals noch eine große Zahl inzwischen verschwundener Kleidungsstücke gemeinsam, sowohl in der Männer- wie in der Frauentracht.

Das farbige Bild der Schwarzwaldtrachten ist schlicht, altertümlich und ruhig. Es beruht auf dem einfachen Farbendreiklang Schwarz, Weiß und Rot. Die anderen Farben treten ganz zurück. Das Mieder wird wohl durch Streublümchen und bunten Bandbesatz belebt, gelegentlich wird auch der Rock aus hellerem Stoff genommen, und die Schürze ist häufig blau. Doch bleibt das Gesamtbild einheitlich, überwiegend dunkel, aber niemals düster, selbst in der größten Trauer nicht; freundlich im Ernst und zurückhaltend in der Heiterkeit. Entgleisungen des Farbgeschmackes kommen kaum vor.

So viele Unterschiede es von Tal zu Tal gibt, so wenige gibt es innerhalb der einzelnen



Schwarzwälder Hochzeitszug aus dem Gutachtal. In der Mitte das Brautpaar, voraus die jungen Mädchen mit roten Bollenhüten und hinterher die Brauteltern und verheirateten Gäste, von denen die Frauen schwarze Bollenhüte tragen.



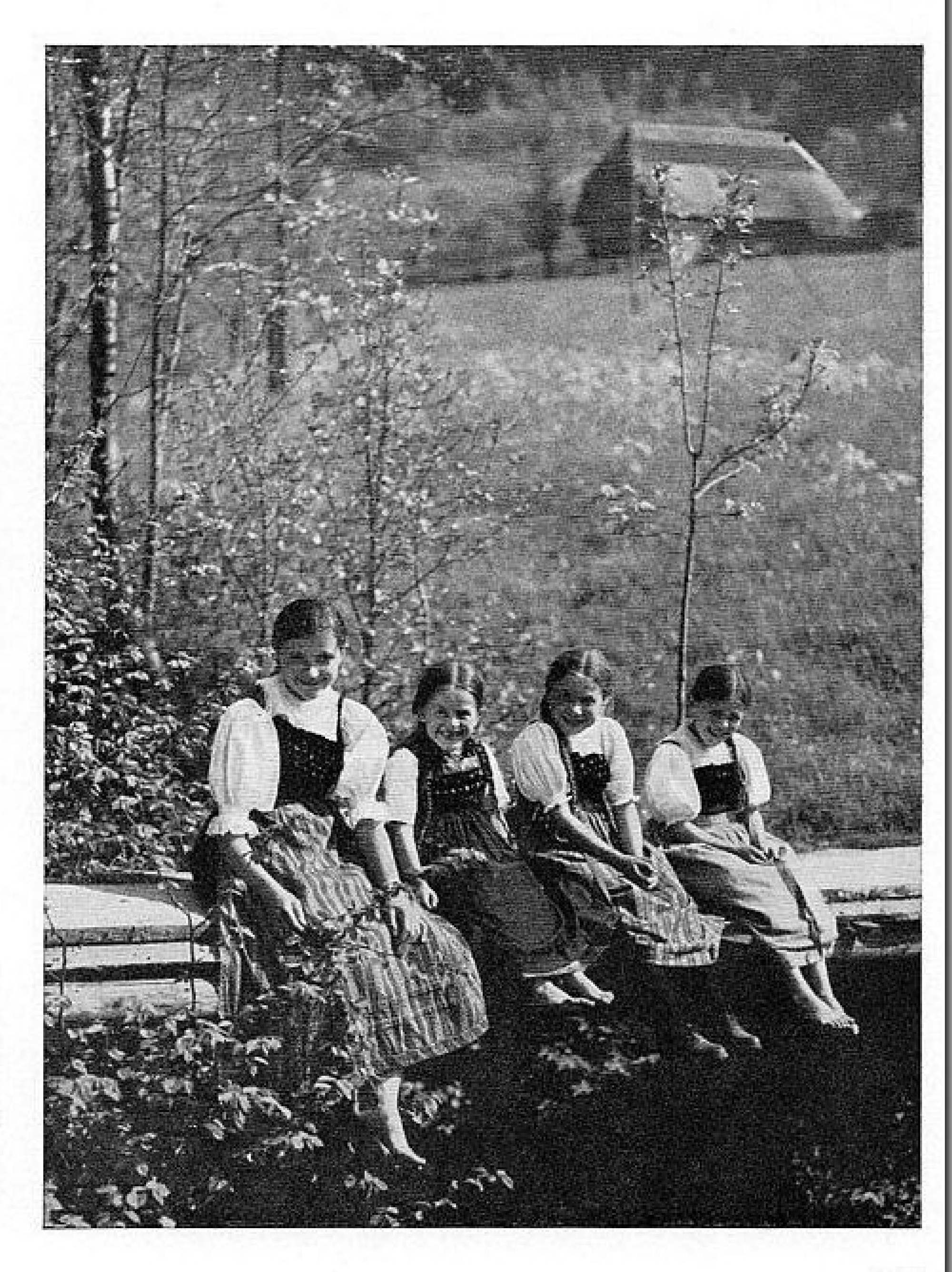
Glottertäler „Göti“ (Patin) im Rollenkränzchen mit den „Klänkerle“. Am Kranz eine rosaseidene Rückenschleife.

Trachten. Sonderformen für Kindtaufe, Kommunion, Abendmahl und Trauer, ja selbst für die Hochzeiten sind selten. Nur ist die Farbe bei Trauer ernster, bei fröhlichen Festen heiterer; aber nicht einmal im Material macht man große Unterschiede. Prunkvolle Seidenstoffe und glänzender Metallschmuck sind im allgemeinen nicht beliebt; nur zu der Hochzeitstracht von St. Georgen gehört ein Gehänge von silbernen Ketten über der buntseidenen Schürze. Auch Handstickerei gibt es wenig.

Eine Ausnahme machen die Kopfbedeckungen. Die Frau trägt die Haube, das Mädchen geht barhaupt; diese früher allgemeine Regel gilt noch in vielen Tälern. Daneben gab und gibt es aber noch die Strohhüte, die eine merkwürdige Neigung haben, über ihr normales Maß hinauszuwachsen und sonderbare Formen anzunehmen. Im Elztal trug man im letzten Jahrhundert überhohe, rötlichgelb lackierte Strohzylinder, in der Grafschaft Hauenstein den weißgekalkten Schnözhut mit wellig gebogenem Rand, in St. Georgen den halbhohen Vierrosenhut; auf dem hohen Schwarzwald und weit bis nach Schwaben, ins Elsaß und in die Schweiz hinein die großen runden feingeflochtenen Strohrosettenhüte; Bollenhut und Schnapphut, die wir heute noch sehen, sind nur die letzten Überbleibsel. Das Strohflechten war im Schwarzwald zu Hause, und das Volk hat sich daraus eine eigene Kunst gemacht; es ist, als ob es hier plötzlich alle Mäßigung von sich geworfen hätte, um einmal seiner Phantasie freien Spielraum zu lassen. Und wie im Gebirge die Strohhüte, so nehmen in der Ebene die Hauben die eigenartigsten Formen an.

Kranz und Krone, der höchste Schmuck der Mädchen zur Hochzeit, zur Kommunion und zum kirchlichen Umgang, sind noch in vielen Tälern im Gebrauch. Die Krone, „der

Schäpel", ist ein Aufbau aus bunten Glasperlen und Flitter, wie wir ihn aus vielen Gegenden Deutschlands kennen; hier aber ist er auf engem Raum dicht beieinander in allen Größen und Arten vertreten. Die Brautkrone von St. Georgen, die eine Höhe von 35 cm und einen ebensolchen Durchmesser besitzt, ist wohl überhaupt die größte in Deutschland. Die Krone wird mit Haarnadeln festgesteckt und an den Haarsträhnen festgebunden, zuweilen auch mit zwei schwarzen Nadeln unter dem Zopfansatz festgemacht oder durch ein Seidenband gehalten, das um den Hinterkopf gelegt wird. Zwei buntfarbige Bänder, oft noch mit Flitterwerk und bunten Federn geschmückt, hängen fast bis zum Boden herab. Im Elztal und im hohen Schwarzwald flicht man in den Zopf rote Schnüre ein, um ihn ansehnlicher zu machen; eine gerade auf schwäbischem und alemannischem Gebiet früher weitverbreitete Sitte. Zur Brautkrone trägt man in St. Georgen und Gutach einen Radkragen, ähnlich dem Mühlsteinkragen des 17. Jahrhunderts, in an-



Schwarzwälder Bauernkinder aus dem Kirnbachtal in Gutacher Tracht. Langer Faltenrock, dunkles Samtmieder mit weißem oder buntem Goller und weißes Puffärmelhemd.



Schwarzwaldkind aus dem Schapbachtal in einfacher Sonntagstracht. Die langen Zöpfe mit eingeflochtenem schwarzen Band sind kranzförmig um den Kopf gelegt.

deren Tälern ein weißes Tuch, immer aber eine Jacke mit langen Ärmeln; und in der Regel weiße Strümpfe, in welche die Wolle von weißen Seidenhasen eingestrickt ist. Sonst aber ist die Brauttracht fast so schlicht wie die gewöhnliche Sonntagstracht. Die Krone wird allmählich immer mehr durch das Kränzchen verdrängt. Man mag das bedauern, denn die Krone verleiht der Trägerin eine ruhige Würde, die selbst der empfindet, dem dieser Kopfputz fremdartig und nicht mehr in unsere Zeit passend erscheint. Doch sind die Rollenkränzchen ein Ersatz, mit dem man wohl zufrieden sein kann. Es sind entzückend zarte, duftige Gebilde mit Flittergehängen an den Schläfen, die den Vorteil haben, daß sie sich auch mit recht modernen, halb städtischen Formen gut vertragen und ihnen ohne weiteres den Charakter einer Tracht verleihen; sie ebnen also den Weg zur Entstehung neuer Trachtenformen, wenn die alten am Absterben sind.

Die bekannteste Schwarzwaldtracht ist die von Gutach. Ihr Kennzeichen ist der rote Bollenhut, ein weißgekalkter Strohhut mit dicken roten Wollkugeln für Mädchen, schwar-

zen für Frauen. Darunter trägt man eine leichte schwarze Schleierhaube, oder trägt diese auch allein und hängt den schweren Hut, der einige Pfund wiegt, an den Arm. Der Bollenhut ist alt, er war aber früher noch größer im Umfang, nicht so steif und leichter an Gewicht, denn die Bollen waren viel kleiner. Seine heutige Gestalt ist bei weitem strenger in der Form und charaktervoller; ein gutes Zeichen dafür, daß die Gestaltungskraft des Volkes nicht nachgelassen hat. Auch das Gesamtbild der Tracht ist von klarer und strenger Form.

Das Schnapphütchen, ein kleines leichtes Strohhütchen mit vorn und hinten heruntergebogenem Rand, das im Elztal und Glottertal und auf dem hohen Schwarzwald von den jungen Mädchen getragen wird, ist jung. Wir brauchen nicht weit in alten Modezeitschriften zurückzublättern; in den 70er Jahren taucht es zuerst auf, und unsere Mütter trugen es noch gegen Ende des Jahrhunderts. Damals erst ist es in die Volkstracht eingegangen und hat seiner bequemen und gefälligen Form wegen schnell die älteren Hutformen verdrängt; heute ist es zu einem echten Trachtenstück geworden.

Die Frauenhauben werden zwar noch getragen, aber ihr Bestand nimmt langsam ab. Die meisten von ihnen sind schlichte Bandhauben, doch haben sie alle gestickte Haubenböden, bald kleiner, bald größer; am prächtigsten ist die Kinzigtäler Goldhaube, die



Blick in den Modesalon einer Schwarzwälder Dorfputzmacherin aus Waldkirch. Ihr Kundenkreis wohnt im Elztal, Glottertal und Simonswäldertal.

über und über mit Goldfadenmusterung bedeckt ist. Mit diesen Hauben geht ein schöner Zweig der bäuerlichen Handarbeit zugrunde. Dagegen haben die Hauben in der Rheinebene eine besondere Entwicklung durchgemacht. Wie im Spreewald und in der Grafschaft Schaumburg sind die Schleifen, die anfangs klein waren, in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts gewachsen; es sind die Flügelhauben entstanden, die im Hanauerland, im Elsaß, im Breisgau und im Markgräflerland zwar etwas voneinander abweichen, im Grundgedanken jedoch sich merkwürdig ähnlich sind. Man sieht fast gar nichts mehr von der Haube, sondern nur die breit abstehende Schleife. Die Markgräflertracht hat daraus die letzte Folgerung gezogen; die Haube ist verschwunden und allein die Schleife, die am Zopfansatz befestigt wird, ist übriggeblieben. Das Eigentümlichste ist nun, daß diese Trachten der Rheinebene fast städtisch elegant sind, und daß die Flügelhaube diesen Eindruck durchaus nicht stört, sondern eher noch verstärkt.



Schwarzwaldmädchen aus St. Märgen im Hochschwarzwald mit Schnapphütchen.

Schwarzwaldbäuerin aus Schwaibach im Unteren Kinzigtal. Die mit einem schwarzen Tüllschleier verzierte Haube ist mit Gold bestickt.

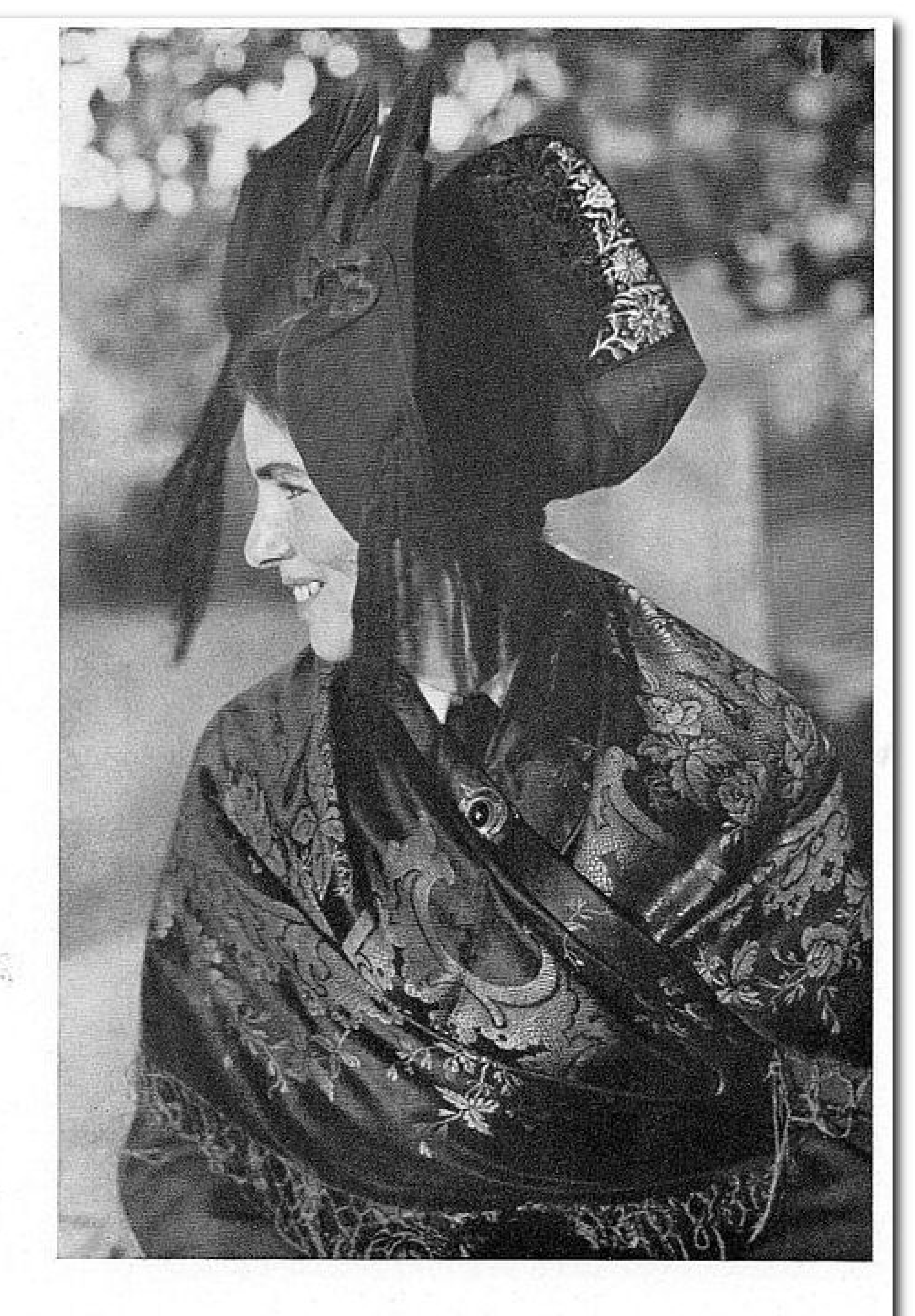


Schwarzwälder Bauersfrauen aus dem Mühlenbachtal nach dem Kirchgang. Die prachtvollen Goldhauben werden nur Sonntags in die Kirche oder zu Festlichkeiten aufgesetzt.



Markgräfler Winzerfrauen aus Britzingen. Zu einem städtischen Kleid wird Sonntags ein schwarzes Spitzenumschlagetuch und eine fransenverzierte schwarze Flügelschleife getragen.

Breisgauer Winzermaidle aus Kirchhofen in Sonntagstracht. Eine der wenigen Volkstrachten, die in den letzten Jahren wieder lebendig geworden sind.



Sonntagstracht aus Kirchhofen. Breisgauer Flügelhaube mit goldbestickter Firstkappe.

Die Männertrachten sind im Verhältnis stärker zurückgegangen und der städtischen Kleidung noch mehr angepaßt als die Frauentrachten. Kurze Hosen, Stulpenstiefel, Laschenschuhe und weiße Wadenstrümpfe sieht man nur noch selten. Die lange Hose hat sich schon früh eingebürgert, doch sind die alten Formen von Rock und Weste bestehen geblieben. Der Rock ist lang oder halblang, aus schwarzbraunem bis schwarzem Samt oder glattem schwarzem Tuch; im Hanauerland und in Gutach ohne Kragen und Knöpfe, sonst mit kleinem Stehkragen, im Rench- und Kinzigtal rot gefüttert, im Hanauerland weiß. Die kurze Jacke ist meist zweireihig und ebenfalls schwarz. Die Weste ist rot oder dunkel mit kleinen Streublumen. Im Hanauerland gibt es noch eine besondere Form, das „Leible" oder „Brusttuch"; ein ärmelloses, seitlich unter der Achsel geschlossenes Wams aus rotem Tuch.



Schwarzwaldbäuerin aus Siensbach im Elztal mit der spitzen Bakenhaube, die nur noch vereinzelt von älteren Frauen aufgesetzt wird. Sie ist verdrängt worden durch das kleidsamere Schnapphütchen.

Früher war dieses Brusttuch über ganz Deutschland verbreitet, von der Ostsee bis nach dem Elsaß und nach Südtirol fand es sich in allen Bauerntrachten. Es ist eines der wenigen Trachtenstücke, die aus dem hohen Mittelalter, vielleicht aus deutscher Vorzeit auf uns gekommen sind. Schon im 18. Jahrhundert wurde es meist durch die Weste verdrängt, aber die rote Farbe hat sich gehalten; daher sind in der folgenden Zeit die meisten Bauernwesten rot. Es ist auffällig, daß Blau in der Schwarzwälder Männertracht sehr selten ist. Blau, Weiß und Rot sind vornehmlich die Farben der Militäruniformen des 18. Jahrhunderts und in vielen Gegenden Deutschlands auf diesem Weg in die Bauerntracht gekommen. Die Schwarzwaldtrachten sind aber durch diese Zeit kaum berührt worden und bei der älteren Farbenzusammenstellung geblieben. Nur im Lehngericht trägt man einen blauen, grün gefütterten Rock und blaue Weste, die Tracht steht aber in dieser Hinsicht allein da. Auch der Dreispitz, der gleichfalls in dieser Zeit entstanden ist, hat sich im Schwarzwald niemals eingebürgert. Man trug früher einen kegelförmigen Hut mit



Schwarzwaldbauer aus dem Vorderen Lehengericht. Die kurze dunkelblaue Jacke ist mit grünen Aufschlägen versehen.

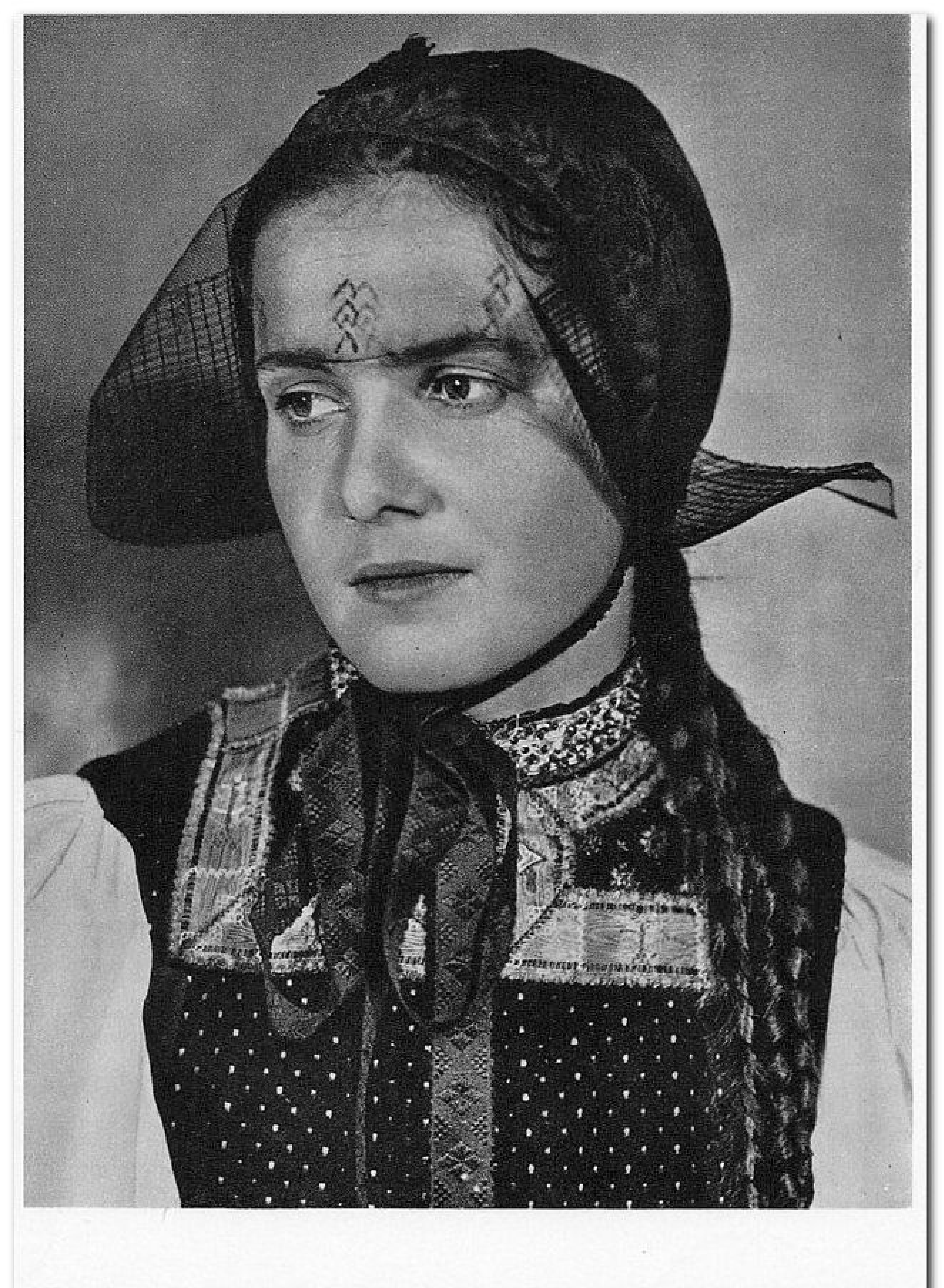
breitem Rand, später den Zylinder oder den niedrigen runden Bauernhut, der neben modernen Formen heute noch oft zu sehen ist.

Wie werden die Schwarzwaldtrachten in Zukunft aussehen? Wir können es nach den Erfahrungen des letzten halben Jahrhunderts in Ruhe abwarten. Die Trachten in Ruhe lassen, das Gesetz ihres natürlichen Wachstums achten, und nur dann mit einem persönlichen Wort oder einem sachlichen Rat helfend eingreifen, wenn es unbedingt nötig ist, das ist hier wie überall der richtige Weg. Man versucht da und dort, die Tracht zu fördern, indem man das Gasthauspersonal der Fremdenorte veranlaßt, sie zu tragen. Das tut selten gut, so gut es auch gemeint sein mag, denn damit entfremdet man die Tracht ihrem eigentlichen Zweck; es ist von hier zur Maskerade nur noch ein Schritt. Darum hoffen wir auch, daß das leidige Herumschicken von Trachtengruppen bald ein Ende nimmt. Es sei hier noch einmal gesagt: der Bauer ist kein Ausstellungsobjekt. Man kann nicht zugleich Bauer sein und Bauer spielen. Der wirkliche

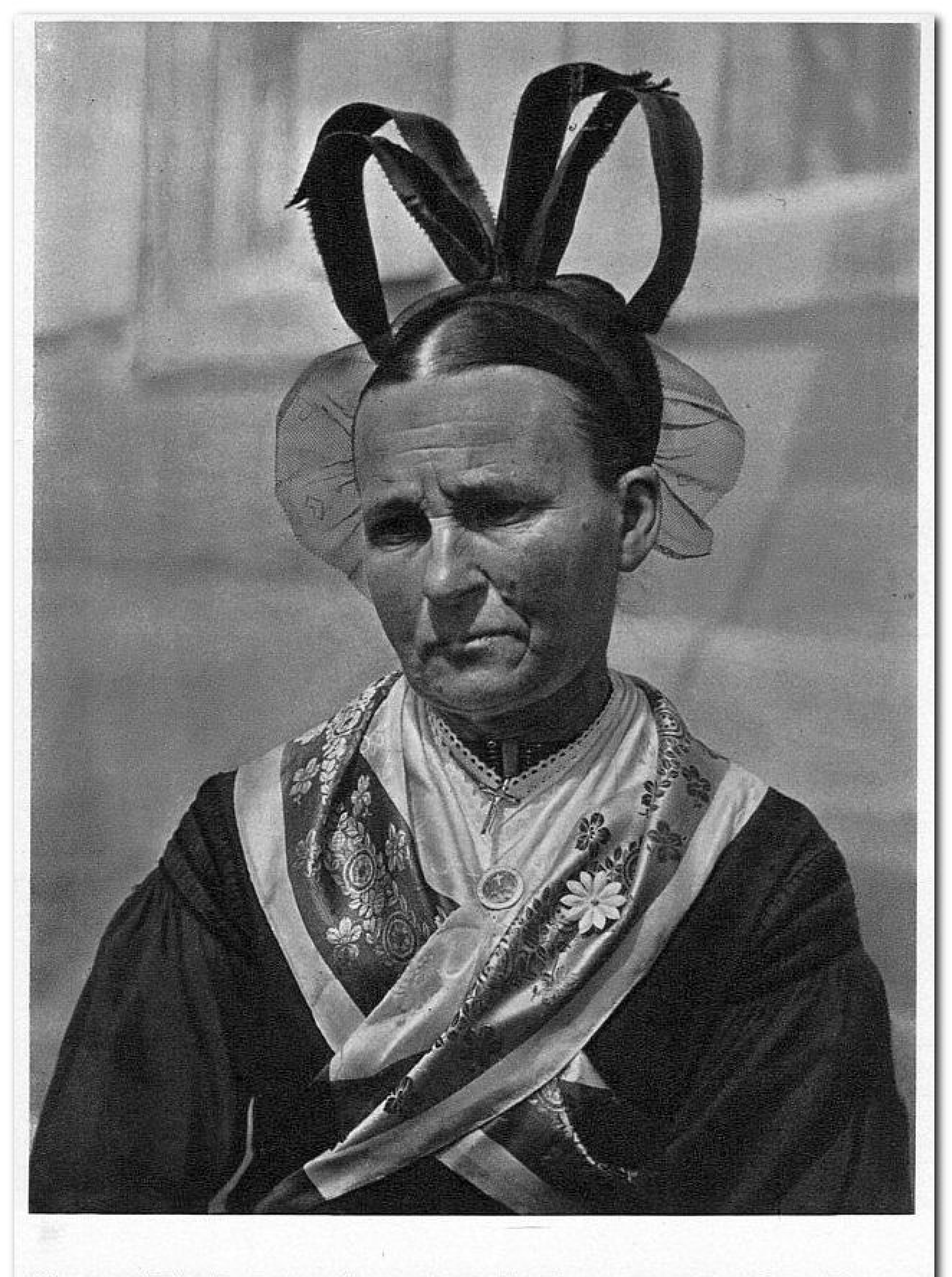


Schwarzwälder Bauernmädchen aus dem Schuttertal in Werktagstracht auf dem Wege zur Heumahd.

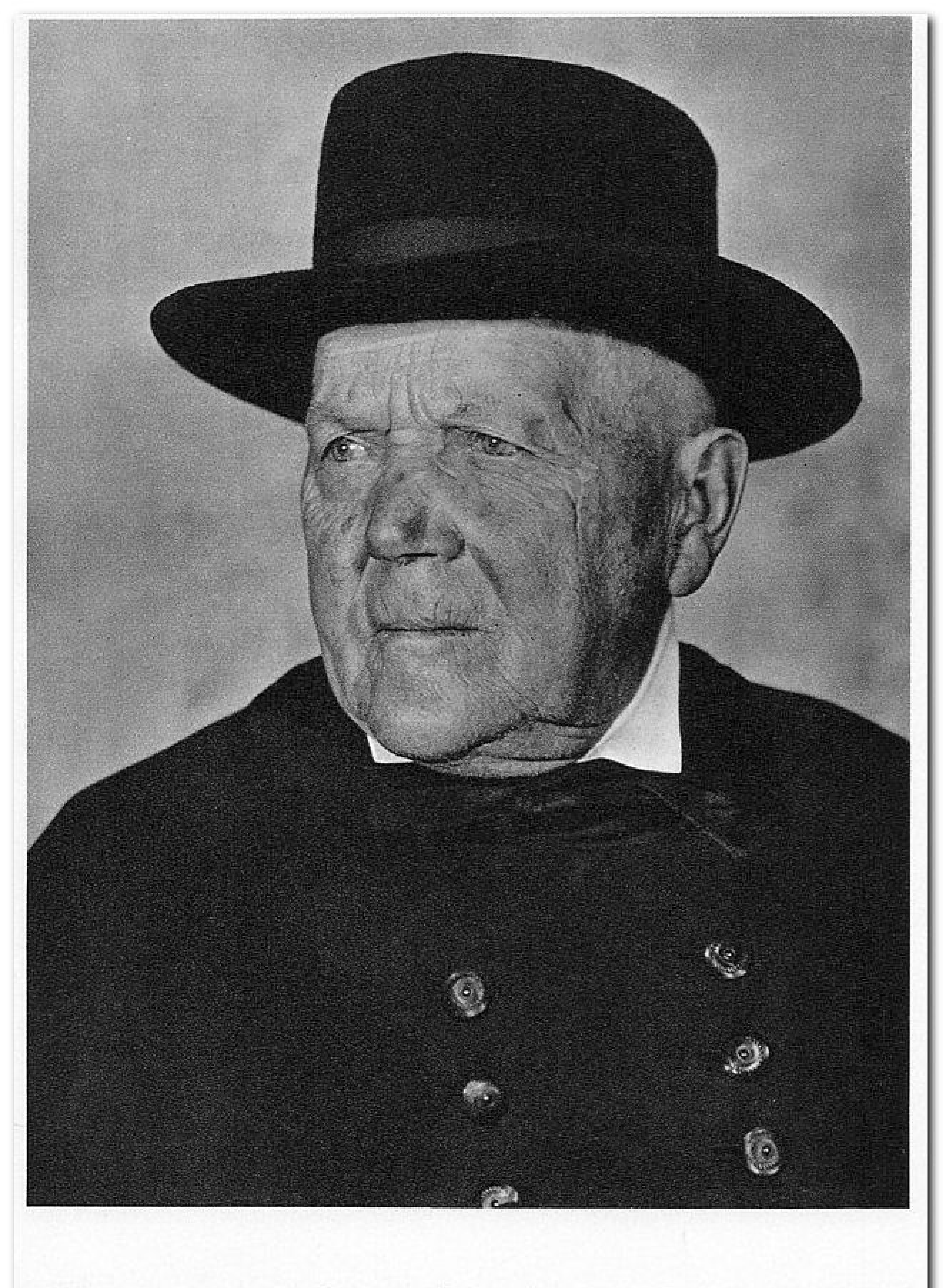
Bauer hat niemals das Bedürfnis, andere Menschen von der Echtheit seiner bäuerlichen Gesinnung zu überzeugen; wer es für nötig hält, beweist damit nur, daß es mit seinem Bauerntum nicht ganz stimmt. Diesen falschen Bauern, der zur Belustigung für fremde Zuschauer seinen längst abgelegten Rock aus dem Schrank hervorzieht, seine Habe in ein rotes Sacktuch knüpft und mit Knotenstock und Pfeife einherstampft, achten wir nicht höher als den Neger aus einer Schaubude.



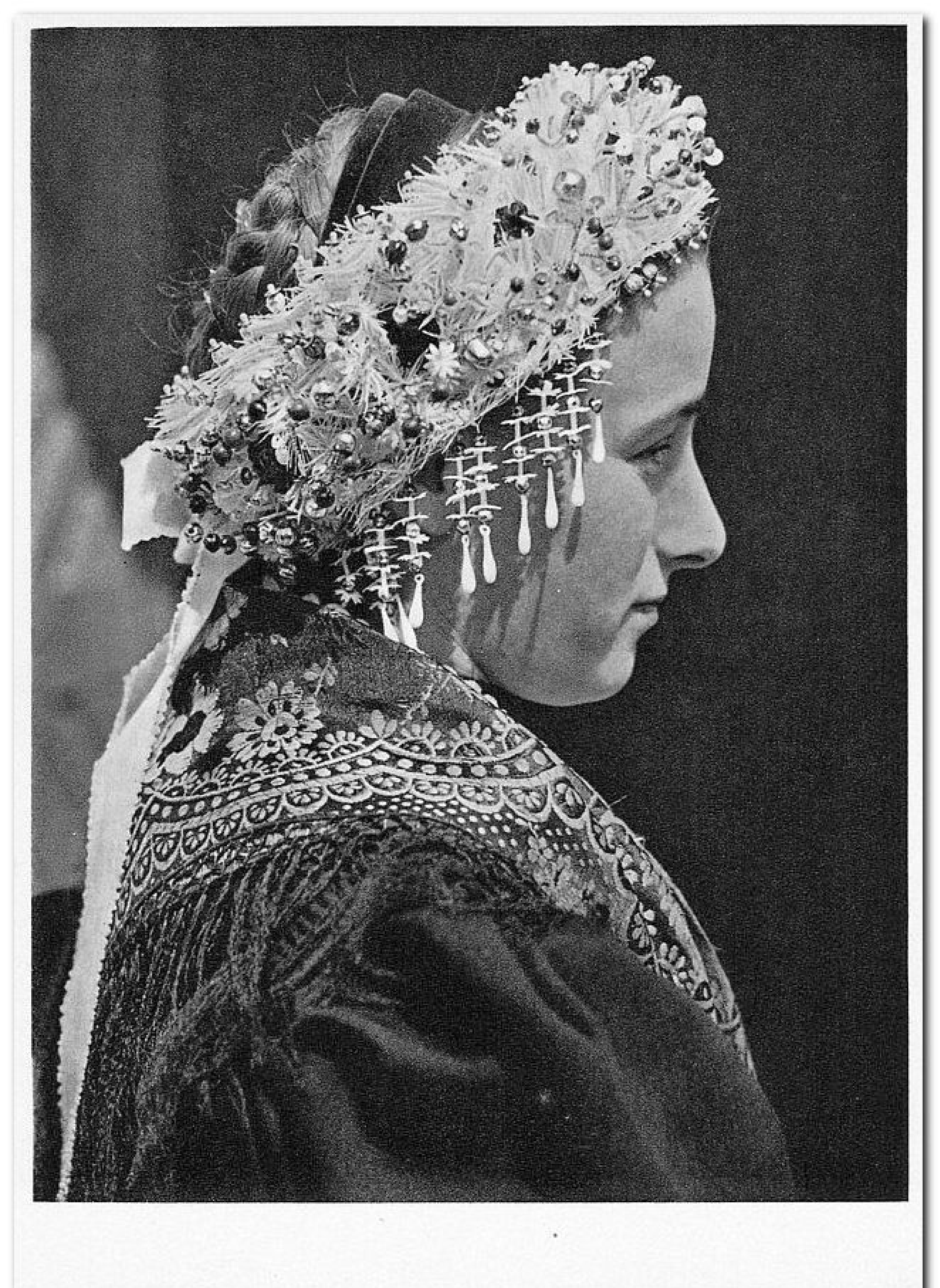
Schwarzwaldmädchen aus dem Gutachtal in der schwarzen Schleierhaube. Der buntseidene Halsgoller ist meist mit Handstickereien verziert.



Schwarzwaldbäuerin aus dem Harmersbachtal in Sonntagstracht. Auf der schwarzen, mit einem Tüllschleier versehenen Seidenhaube ist die Seidenschleife durch Drahtstützen henkelförmig in die Höhe gestellt.



Schwarzwaldbauer aus dem Gutachtal. Zu dem schwarzsamtnen und rotausgeschlagenen Schoßrock trägt er einen runden Hut aus schwarzem Seidenplüsch.



Schwarzwälder Kränzlimaidle aus dem Mühlenbachtal in Festtracht.



Schwarzwälder Erstkommunikantinnen aus dem Glottertal. An den weißen Rollenkränzen die „Klänkerle". Die Jacken sind aus schwarzer Seide.



Schwarzwaldbäuerin aus dem Glottertal in dem kleidsamen Schnapphütchen. Besonders vornehm wirken die Goldstickereien auf dem schwarzen Samtmieder.



Schwarzwälder Bauernmädchen aus dem Glottertal. Zu dem einfarbigen blauen oder grünen Rock werden glitzernde Seidenschürzen getragen.



Bauernmädchen aus dem Hochschwarzwald in Festtracht in der Klosterkirche von St. Märgen. Die älteren tragen buntglitzernde Schäpelkronen, die jüngeren Bogenkränze.

Das Zustandekommen der Aufnahmen verdanke ich vor allem den Bauern selbst und dem verständnisvollen Entgegenkommen zahlreicher Pfarrer, Lehrer und behördlichen Stellen, die mich in großzügigster Weise beim Nachforschen der noch lebendigen deutschen Bauerntrachten unterstützt haben. Mein allergrößter Dank aber gebührt bei der Förderung der Arbeit Herrn Oberpostinspektor Otto Damerau, Hoyerswerda (Oberlausitz), Herrn Wilhelm Fladt, Stadtarchivar in Freiburg (Breisgau), Herrn Professor Dr. Konrad Hahm, Direktor des Museums für Deutsche Volkskunde, Berlin, und Geschäftsführer der Deutschen Volkskunstkommission, Frau Maria Krahl geb. Masula, Rone (Oberlausitz), Herrn Professor Dr. Otto Lehmann, Altona, Vorsitzender der Deutschen Volkskunstkommission, Frau Rose Lickert, Ober-Glottertal (Schwarzwald), Herrn Pfarrer Heinz Metz, Holzburg (Hessen), Herrn Dr. Misch Orend, Hermannstadt (Siebenbürgen), Herrn Direktor Ernst Rossmy, Kuranstalt Glotterbad (Schwarzwald) und Herrn Bürgermeister Woehrle, Gutach (Schwarzwald), die als wirkliche Freunde und Kenner der deutschen Bauerntrachten wesentlich zum Erfolg meiner Arbeit beigetragen haben.

Hans Retzlaff

# Sach-Register


Abendmahlshaube 36, 48, 54, 111
Abendmahlsrock (für Männer) 17
Abendmahlsschleier 29
Abendmahlstrachten 24, 36, 40, 41, 46, 48, 54, 55, 61, 63, 65, 66, 71, 93, 104, 111, 114
Abendmahlstuch 24
Alteländer Tracht 57, 69, 70
Angorawolle (Hasenhaar) 150
Ärmelding (Weste) 19
Atlasseide 44, 53,
Ausnäharbeit 34
Aussteuer 37

Backenhaube 190, 206
Bänder 43, 44, 45, 59, 60, 61, 71, 87, 88, 94, 95, 113, 115, 119, 120, 128, 134, 143, 160, 163, 190, 191, 193
Bänderhaube 65, 67, 98, 152, 186
Bändelkappe 156
Bandweberei 12
Barock 39, 67, 131
Bayrische Trachten 168, 169, 170, 171, 172, 173, 175, 176
Begräbnis 30, 31, 89
Beiderwand 36, 37, 40
Bernstein 58, 59, 70
Betzel (Haube) 38, 41
Betzinger Tracht 158, 159, 160, 165
Biedermeier 65, 71
Bindschnürchen 32
Blaudruckstoff 65, 84
Bluse 65
Bockelnadeln 131, 134, 139, 148
Bockelung 134, 135
Bogenkranz 216
Bollenhut 185, 197, 200, 201
Borta 95, 96, 98, 135
Bortemotze 45, 47
Borten 133, 135, 148
Brautjungfer 20, 33, 38, 40, 59, 61, 87, 88, 92, 94, 95, 97, 100, 114, 115, 117, 120, 145, 154, 159, 163, 165, 176
Brautkrone 41, 44, 53, 58, 85, 115
Bregenzerwaldtracht 175, 176
Breidenbacher Grund, Tracht 23, 24, 36, 39
Breisgauer Tracht 202, 204, 205
Brokat 150
Brüstchen 59
Brusteinsatz 24, 35, 70
Brustlatz 77, 131, 178
Brustschlupp 41
Brustspange 58, 59, 66, 131
Brustpelz 135
Brusttuch (Männerkleidung) 205, 206
Brusttuch 171, 177, 180
Bückeburger Tracht 57, 60, 63, 64, 74

Delmutsche 40
Dorfputzmacherin 100, 103, 201
Dreimaster 17, 33, 206

Ecken (Tanzecken) 33, 35
Effeltricher Tracht 152, 153, 154, 155, 163
Elztaler Tracht 193, 201, 206

Faltenrock 37, 47, 65, 103, 113, 117, 133, 154, 162, 177, 178, 179, 183, 194, 199
Firstkappe 187, 205
Flitter 53, 94, 95, 100, 115, 117, 127, 143, 146, 147, 148, 151, 163, 178, 196, 199, 200
Florhaube 185
Flügelhaube 158, 187, 202, 204, 205
Fränkische Trachten 149—155, 162, 163
Frauenjacke 34, 70, 71, 78, 84, 85, 113, 117, 119, 151, 154, 155, 162, 168, 178, 180, 195, 200, 213
Friesische Trachten 57, 69, 70, 72, 73
Friller Tracht 57, 60

Gamaschen 29
Gebockeltsel 133
Geesttracht 57, 65, 66, 67, 75
Gemeinschaft (Gemeinschaftsgeist, Gemeinschaftsgefühl) 10, 11, 12, 14, 29, 32, 129
St. Georgener Schwarzwaldtracht 191, 192
Glasfluß 67, 131
Glitzerband 150
Glottertaler Tracht 194, 195, 198, 201, 213, 214, 215
Goldblechhaube 70
Goldfransen 45
Goldhaube 201, 203
Goldkrone 153, 154, 163
Goldkronenmacher 154
Goldschnur 168
Goldstickerei 12, 35, 63, 70, 160, 178, 203, 205, 214
Goller 165, 195, 197, 199, 209
Granatschmuck 159
Grenzlandtracht, Groß-Dammer 115, 125, 126, 127
Gürtel 177
Gürtelbeschläge 131
Gürtelschließe 66
Gutacher Tracht 185, 189, 196, 197, 199, 200, 201, 205, 209, 211

Haartrachten 37, 42, 45, 58, 62, 64, 87, 88, 93, 112, 117, 151, 188
Halbedelsteine 131, 134, 140
Halbtrauertrachten 57, 58, 61, 96, 106
Halskette 58, 59, 70
Halskragen (Halskrause) 58, 61, 66
Halstuch 47, 71, 92, 130, 154
Hanauer Tracht 187, 202, 205
Handarbeit 12, 13, 33, 34, 35, 39, 45, 46, 72, 93, 103, 136
Handschuhe 29, 34, 45, 58, 63
Handwerk, bäuerliches 11, 12, 72, 83
Harmersbachtaler Tracht 210
Haube 27, 38, 39, 40, 43, 45, 46, 48, 49, 60, 62, 64, 65, 72, 84, 85, 86, 87, 88, 92, 96, 97, 100, 102, 103, 104, 106, 108, 112, 114, 119, 133, 136, 150, 158, 160, 185, 186, 198, 201, 202, 210
Haferlschuh 172
Heftel 131, 134, 135, 140
Heimindustrie 11, 12
Hemd 37, 39, 87, 117, 132, 150
Hemdenstickerei 34
Hersfelder Tracht 27, 46, 54
Hessische Trachten 17—55
Hinterland, hessisches (Hinterländer Tracht) 21, 23, 27, 36, 37, 40
Hirschhornknöpfe 173
Hochschwarzwälder Tracht 190, 201, 202
Hochzeit (Hochzeitstrachten) 30, 32, 33, 38, 40, 41, 44, 45, 53, 56, 58, 59, 61, 80, 82, 85, 88, 95, 97, 99, 100, 102, 104, 114, 115, 117, 120, 146, 147, 148, 152, 154, 158, 159, 178, 193, 195, 196, 197, 200
Hochzeitsbitter 99, 101
Hose 70, 76, 132, 158, 159, 170, 173, 175, 205
Hosenträger 170
Hoyerswerdaer Wendentracht 82, 90—96, 105, 107, 108, 112
Hubbel 46
Hüftkissen 154
Hüttenberger Tracht 27, 41, 42, 43, 51

Hut (Strohhut, Filzhut, Plüschhut) 34, 65, 68, 69, 71, 156, 157, 168, 173, 176, 178, 180, 182, 184, 198, 201, 211
Hutmacher 11, 33

Inzucht 15

Kamisol 19
Kappe 30, 38, 75, 84, 91, 106, 160, 178
Katholische Hessentracht 26, 43, 44, 45, 50, 52
Katholische Wendentracht 82, 97, 98, 99, 109
Ketzekappe 28
Kirmes 18, 26, 34
Kindertrachten 26, 45, 62, 64, 82, 84, 90, 135, 140, 179, 183, 199, 200
Kinzigtäler Tracht 186, 203, 205
Kirchenmantel (Kirchenmäntelchen) 71, 138
Kirchenpelz 130, 132, 141, 147
Kittel 18, 19, 156, 157, 158, 159, 164
Klöppelspitze 88, 152
Klänkerle (siehe auch Ohrgehänge) 198, 213
Kniehosen 119
Knöpfe 33, 34, 70, 118, 173, 176
Knopfmacher 11, 34
Knöppelstülpchen 24, 36
Kommunionstrachten 43, 52, 117, 213
Konfessionsgrenzen 14
Konfirmationstrachten 17, 30, 78, 79, 84, 87, 105
Kopflappen 122
Kopfputz 20, 33, 80, 87, 88, 94, 95, 113, 120, 128, 133, 148
Kopftuch 96, 99, 108, 117, 118, 122, 150, 152, 153, 154, 182
Kugelhaube 160
Krallenband 59
Kranz 38, 56, 58, 61, 92, 100, 115, 117, 120, 133, 143, 145, 148, 176, 198
Kränzeldame 113, 115, 116, 127, 128
Kränzeljungfer 143
Kreuzstickerei 86, 88, 137
Künstliche Blumen 38, 45, 53, 98, 101, 115, 145

Kürschen 129, 131
Kürschner 129

Lapka 79, 88
Laschenschuhe 205
Lausitz 81—104
Lederbesatz 142, 147
Lederhose 156, 173
Legschleife 186
Lehengerichtstracht 206, 207
Leibchen 131, 150, 175
Leible 205
Leinen (Leinwand) 18, 37, 70, 85, 88, 93, 132, 137, 147, 156, 164, 175
Lindhorster Tracht 56, 57, 58, 59, 60, 61
Lochstickerei 58, 79, 84
Loden 169, 171
Lodenjoppe 173, 175

Männertrachten 17, 18, 19, 29, 33, 34, 40, 70, 99, 118, 124, 130, 132, 149, 155, 158, 160, 161, 164, 170, 171, 173, 174, 175, 205, 206, 207, 211
Mantel (Radmantel) 49, 60, 74
Marburger Hessentracht 22, 26, 37, 38, 39, 40, 41
Markgräfler Tracht 202, 204
Mäßle 167
Metallschmuck 34, 58, 59, 66, 67, 69, 70, 73, 95, 97, 131, 134, 148, 151, 171, 176, 198
Metallstickerei 58, 60
Mieder 59, 87, 92, 116, 120, 154, 171, 177, 178, 180, 190, 194, 195, 197, 199, 214
Miederrock 36
Miederverschnürung 84, 85, 86, 116
Mittelalter 39, 40, 82, 118, 131, 206
Modeformen (15. Jahrhundert) 36
Modeformen (16. Jahrhundert) 36, 37
Modeformen (17. Jahrhundert) 104, 199
Modeformen (18. Jahrhundert) 39, 132, 160, 206
Modeformen (19. Jahrhundert) 98, 102, 118, 160, 192
Mönchguter Tracht 57, 70, 71, 76, 77

Montafonertracht 167, 176, 177, 178, 180
Motze (Jacke) 44
Mühlenbachtäler Tracht 203, 212
Mühlsteinkragen 104, 199
Münzenschmuck 97
Mütze (Lindhorster Tracht) 58, 60, 64

Netzhaube 84
Niederhessische Tracht 28, 46, 48, 49

Oberschlesische Landtracht 116, 117, 118, 121
Ochsenfurter Gautracht 149, 150, 151, 152, 162
Ohreisen 70
Ohrgehänge (siehe auch Klänkerle) 159
Ohrringe 59
Osterbräuche 89, 90, 91

Paradetaschentuch 30
Patenkranz 87
Patentrachten 86, 88, 95, 104, 107, 198
Pelzbesatz 85
Pelzmantel 133, 142
Pelzmütze 18, 119, 178, 179, 180
Perlen, Perlenstickerei 53, 58, 59, 60, 61, 63, 64, 77, 87, 88, 93, 97, 107, 134, 147, 148, 199
Plattstickerei 39, 57
Plitt, 63
Puffärmelhemd 194, 199
Punz 58, 62

Radkragen 60, 102, 103, 115, 152, 199
Rauhe Albtracht 158, 159
Regenrolle 79, 80, 88
Renaissance 82
Rieser Tracht 155, 156, 157, 161, 164
Rock (Männerrock) 30, 34, 71, 205, 206, 211
Rock (Frauenrock) 34, 87, 101, 145, 146, 150, 176, 197, 215
Rockenstube (siehe Spinnstube)
Rocksaum 27, 45
Rokoko 39
Rollenkranz 198, 200, 213
Roßberger Tracht 118, 119, 123, 124, 128
Rundfibel 140
Rüschenhaube 114, 117, 118, 121, 125

Sackschlupp 41, 53
Samt 64, 95, 117, 150, 176, 190
Samtgürtel 176
Samtmieder (siehe Mieder)
Schaftstiefel 146
Schafwolle 167, 171, 174
Schalk 168
Schäpel (schäppeln — schappeln) 20, 33, 45, 159, 165, 176, 177, 188, 191, 193, 196, 199, 216
Schapbachtaler Tracht 188, 200
Schleier 29, 30, 99, 132 133, 134, 135, 138, 139, 147, 203
Schleierhaube 201, 209
Schleiernadeln (siehe Bockelnadeln) 131
Schleierung (siehe auch Bockelung) 131
Schleifenhaube 60, 64, 68
Schleifer Wendentracht 78, 79, 82—91, 106
Schlitzer Tracht 27, 28, 45, 46, 47, 55
Schnallenmacher 11, 33, 34
Schnallenschuhe 29
Schnapphut 198, 202, 206, 214
Schnatz 37, 42
Schneider 11, 19, 33
Schnözhut 198
Schönsteiner Tracht 26
Schönwälder Tracht 116, 118, 119, 120
Schuhmacher 11, 33
Schuhwerk 34, 42, 119, 150, 172
Schultertuch 58, 59, 61, 63, 66, 85, 86, 88, 111, 127
Schürze 39, 45, 61, 67, 84, 87, 92, 103, 113, 115, 119, 133, 145, 154, 155, 156, 162, 188, 191, 197, 214
Schürzenband 196
Schuttertaler Tracht 208
Schwabentracht (Ungarn) 145, 146
Schwäbische Trachten 155—161, 164, 165, 166
Schwälmer Tracht 17—20, 26—35
Schwarzwaldtrachten 185—216
Schweinfurter Gautracht 149, 150
Schwenninger Tracht 192
Seidenquaste 133

Seidenschürze (siehe Schürze)
Seidenstickerei 58
Seidenweberei 12
Siebenbürgisch-sächsische Trachten 129—141
Silberblechschnalle 67
Silberfiligran 70, 73
Silberketten 171, 191, 198
Silberknöpfe 176
Silbermünzen 97, 171
Silberstickerei 187
Singebänke 84, 90
Spangengürtel 134
Spiegelbesatz 56, 58
Spinnrocken 144
Spinnstube 112, 144
Spitzenbesätze 58, 67, 88, 133, 154
Spitzenhaube 90, 93, 123, 158
Spitzenkragen 59, 63, 95, 104, 115
Spreewaldtracht 82, 100—104, 110, 111
Stehbündchen 195
Stecker (Brusteinsatz) 24
Stickerei 38, 39, 58, 63, 90, 103, 110, 115, 117, 118, 119, 147
Stirnband 91, 96, 108
Stil 28
Strickarbeiten 34, 45, 46, 47, 63
Strohflechten 198
Strohrosettenhut 198
Strohzylinder 198
Strümpfe 33, 37, 63, 92, 150, 200, 205
Strumpfwirker 11
Stulpenstiefel 156, 205

Taschentuch 39
Tanztrachten 26, 34, 35, 41, 47, 59, 110, 115
Taufe 29, 30, 59, 60
Tiroler Trachten 174, 175, 176, 180, 181, 184
Trachtenfeste 9, 40, 41, 160
Trachtengruppen 36, 207
Trachtennäherin (Trachtenstickerin) 45, 58, 63, 193
Trachtenschneider (siehe Schneider)
Trachtenvereine 155, 169, 173, 175, 176, 189, 190
Trägerleibchen 175, 176, 195
Trauermantel 21, 22, 30, 31, 37, 40, 41, 87
Trauerschleier 28
Trauerstülpchen 23, 39
Trauertrachten 21, 22, 23, 28, 31, 40, 65, 67, 70, 71, 82, 83, 84, 85, 86, 87, 96, 108, 152, 178, 182
Trauertuch 85, 96, 106
Tressen 58, 59
Troddelkappe 156, 158, 159
Tuchweberei 12
Tüll (Tüllschleier) 41, 93, 98, 115, 125, 135, 139, 168, 186, 203, 210

Untermieder 177
Unterrock 36, 154

Versippung 15
Vierländer Tracht 57, 68, 69
Vierrosenhut 198
Volkskunst 15
Volkstrachtenpflege 15
Vorarlberger Trachten 167, 176—180, 182, 183

Wadenstrümpfe 205
Walsertaler Tracht 176, 177, 178, 179, 182, 183
Wams 205
Weber 11
Weißstickerei 152, 154
Werktagstracht 51, 75, 76, 89, 92, 99, 146, 208
Zipser Trachten 142—144, 146, 147, 148
Weste 71, 77, 173, 205, 206
Wollstickerei 18

Ziebinger Tracht 113, 114, 122
Ziehhaube 29, 30, 38, 41
Zillertaler Tracht 181
Zöpfe 62, 117, 151, 160, 188, 196, 200
Züchtfrauen 97, 98
Zwickelstrümpfe 45, 46

# Inhalt

Geleitwort von Prof. Dr. Konrad Hahm . . . . . 5

Deutsche Bauerntrachten von Dr. Rudolf Helm

Einleitung . . . . . 9

Hessen . . . . . 25
Schwälmer Tracht, Hinterländer Trachten, Marburger Tracht, Hüttenberger Tracht, Katholische Hessentracht, Schlitzerländer Tracht, Hersfelder Tracht, Niederhessische Tracht.

Niedersachsen und Küstengebiete . . . . . 57
Bückeburger Tracht, Lindhorster Tracht, Friller Tracht, Geesttracht, Tracht aus dem Alten Lande, Vierländer Tracht, Friesische Trachten, Mönchguter Tracht.

Lausitz und Spreewald . . . . . 81
Schleifer Wendentracht, Hoyerswerdaer Wendentracht, Katholische Wendentracht, Spreewaldtrachten.

Ostmark . . . . . 113
Ziebinger Tracht, Grenzmarktracht, Schönwälder Tracht, Oberschlesische Landtracht, Roßberger Tracht.

Siebenbürgen . . . . . 129
Trachten um Hermannstadt, Unterwälder Tracht, Trachten aus dem Weinland, Nösner Gautracht.

Südungarn und Zips . . . . . 145
Schwäbische Tracht um Fünfkirchen, Tracht aus dem Zipser Niederland.

Franken und Schwaben . . . . . 149
Effeltricher Tracht, Ochsenfurter Gautracht, Schweinfurter Gautracht, Rieser Tracht, Albtrachten, Betzinger Tracht, Oberndorfer Tracht.

Bayern, Tirol und Vorarlberg . . . . . 169
Oberbayerische Trachten, Unterinntaler Tracht, Allgäuer Tracht, Zillertaler Tracht, Montafoner Tracht, Trachten aus dem Bregenzer Wald und dem Kleinen Walsertal.

Schwarzwald und Rheinebene . . . . . 189
Hochschwarzwaldtracht, Gutacher Tracht, Kinzigtaler Tracht, Schapbachtaler Tracht, Mühlenbacher Tracht, Glottertaler Tracht, Elztaler Tracht, St. Georgener Tracht, Schwenninger Tracht, Harmersbacher Tracht, Markgräfler Tracht, Breisgauer Tracht, Tracht aus dem Hanauerland.

Sachregister . . . . . 218